



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Europas Kolonien

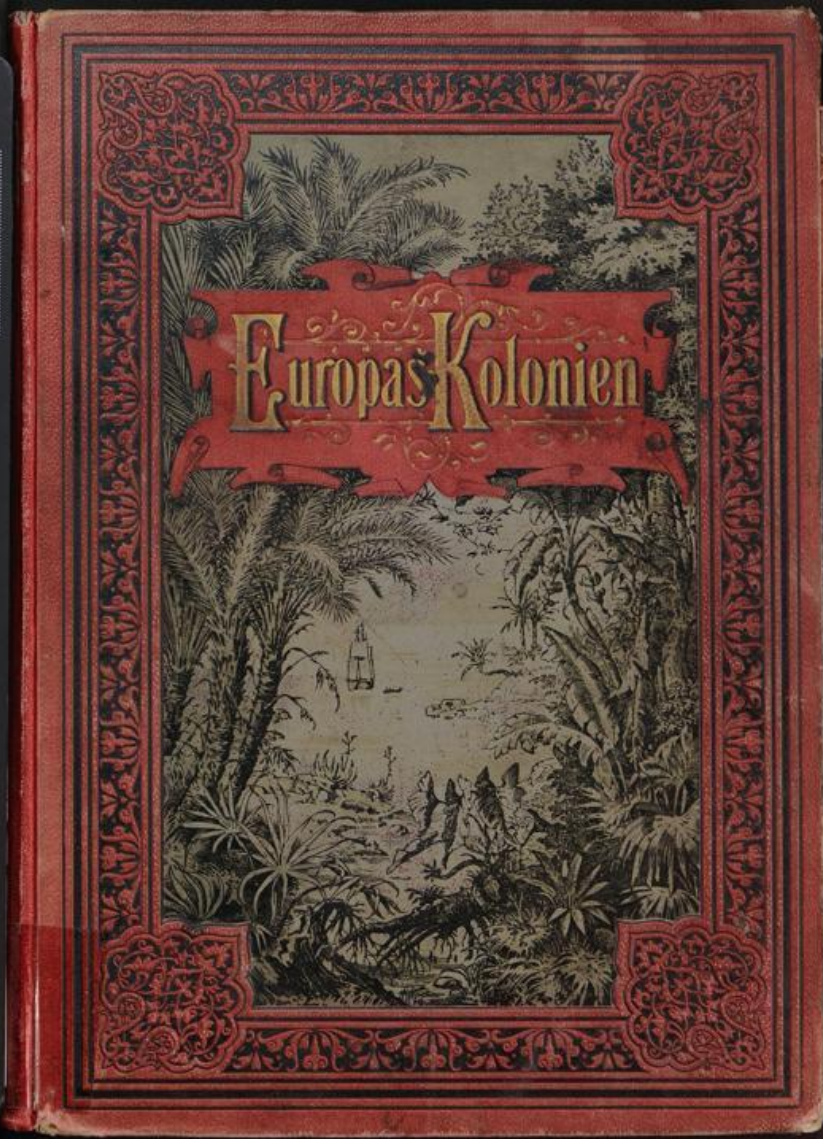
nach den neuesten Quellen

Das Kongogebiet und seine Nachbarländer

Roskoschny, Hermann

Leipzig, [1885]

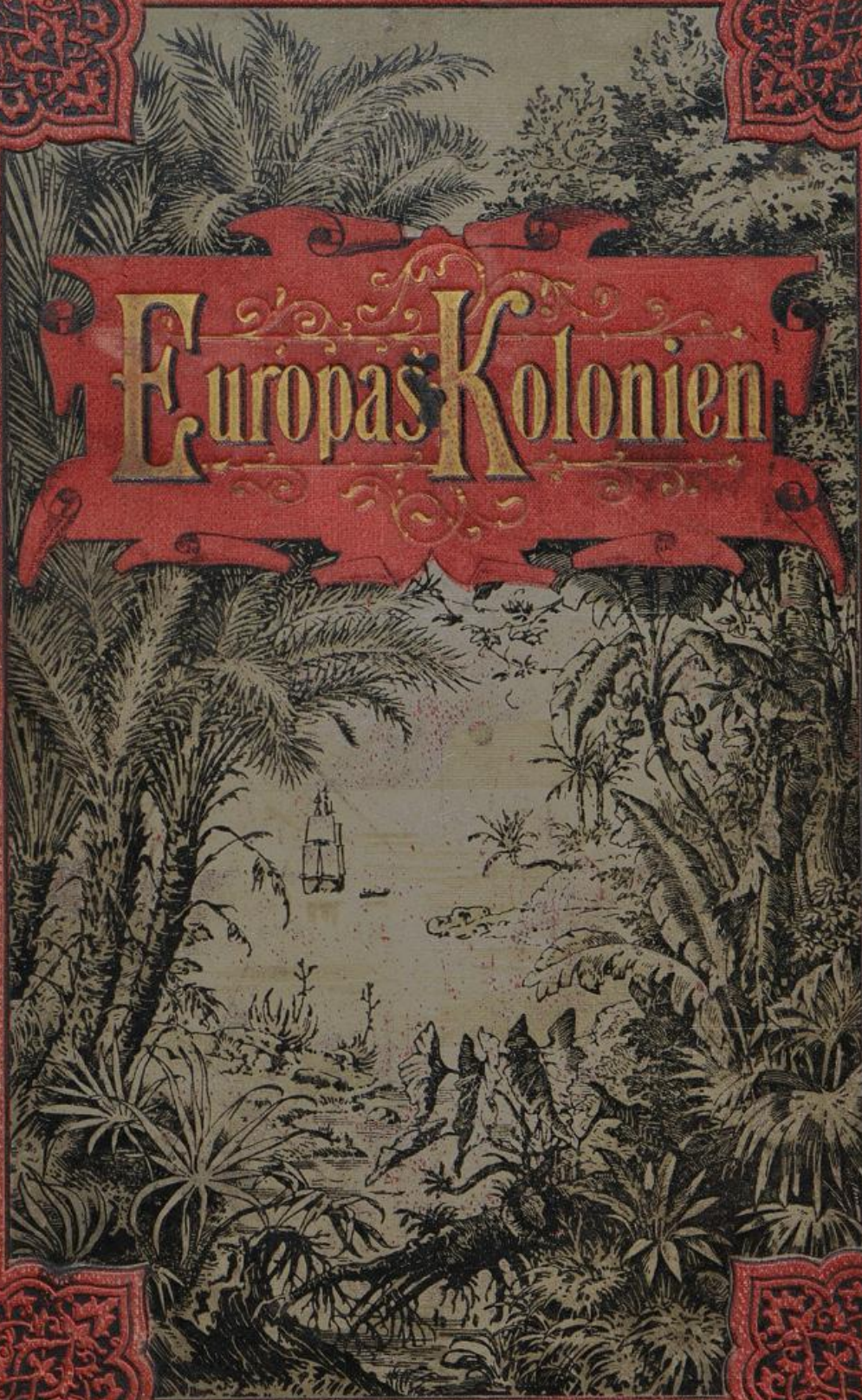
urn:nbn:de:gbv:46:1-9423



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen

DFG

Europas Kolonien



VIII. A. 6. 0056.

Europas Kolonien.

Das Kongogebiet und seine Nachbarländer.

Nach den neuesten Quellen geschildert

von

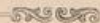
Dr. Hermann Roskoschny.

VIII. A. b. 56.

Mit 109 Abbildungen und 5 Karten.



VIII. A. b. 0056



Leipzig.

Greifner & Schramm

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Grefner & Schramm in Leipzig.

Verzeichnis der Abbildungen.

	Seite		Seite
Libreville	1	Fruchtstand der Ölpalme, $\frac{1}{8}$ n. Gr.	80
Rhede von Libreville	4	Pandanus an der Loango-Bai	81
Mission am Gabun	5	Savane mit Wolkengebilden in Nordlichtsform	84
Viper vom Gabun	8	Banyanenähnlicher Feigenbaum	85
Gabunese	9	Papyrusstauden	88
Gabunesin	9	Schilfgras der Savane	88
Idole der Fan	12	Das Ideal der Banane	89
Die Fetischspitze am Ogowe	13	Wurzelgerüste der Ficus Nsanda	92
Gabunesische Frauen von Glashtown	16	Die Heimat des Gorilla	95
Fan	17	Königsgrab in Kabinda	97
Insel Ngingesaka im untern Ogowe	20	Hof einer Faktorei in Banana	105
Kengenge, Häuptling von Orovi	21	Ponta de Lenha am untern Kongo	108
Kennéle, Häuptling von Igane	21	Mangroven am untern Kongo	112
Mkumbe, Häuptling der Galloa	21	Der Kongo bei Boma	113
Kempole, Häuptling der Ishondo	21	Stanley vor seiner Reise	116
Jonanga-See	24	Eingeborene von Manyema	117
Erzeugnisse der Fan	25	Kitete, Häuptling von Mpungu	121
Pahouin-Dolmetscher	28	Großes Kriegskanoe auf dem Aruwimi	124
Pahouin	28	Kalulus Tod	125
Überschwemmtes Dorf in den Ogowe-Niederungen	29	Tod Salaams in den Jinga-Fällen	132
Pirogue auf dem Ogowe	32	Die „Lady Alice“ in den Stromschnellen	133
Oganga	35	Stanley nach seiner Reise	137
Nester der Webervögel	36	Die Expedition in Kabinda	141
Faktorei am Ogowe	37	Fetische vom Kongo	144
Junger Gorilla	40	Eingeborene von Vivi	145
König der Okota	41	Straßenbau am Kongo	148
Oscheba, Mann und Frau	41	Wagentransport im Kongogebiet	152
Weinpalme (Raphia)	44	Ein Kanoe der Eingeborenen	153
Haus des Königs Renofi	45	Franceville	155
Der roi soleil und seine Frauen	45	Marß über die Ebene von Ascifaya	156
Wurzeln eines Urwaldriesen	52	Empfang beim König Makoko	157
Fischfang im untern Ogowe	53	Straße am Kongo	161
Kautschuk-Ranke	55	Empfang eines Abgesandten des Königs Makoko	164
Briefbote mit „Mufanda“	57	Batefe in einer Station	165
Weib mit „Muteta“	57	Station am Stanley-Pool	169
Verschiffung des Palmöls	60	Der zerlegbare Dampfer „Stanley“	172
Bereitung des Palmöls	61	Transport der Bestandteile des Dampfers	172
Ficus „Entatu“	65	Typen der Haoussa	175
Melonenbaum (Carica papaya)	68	Station Ifangila	177
Eingeborene von der Loangoküste	69	Vivi im Jahre 1883	180
Junge Mangroven	75	Bootsfahrt über Stromschnellen	180
Gruppen von wilden Dattelpalmen	76	Alter und junger Wollbaum	181
Lagune unweit Tschinschofcho	77	Kru-Wohnungen am Kongo	185
Maniof	80	Kotzenboot in der Kongemündung	189

	Seite
W-Neger vom Kongo	193
Oberst Strauch	195
Das Herrscherpaar des Kongostaates	196
Küste bei Ambris	204
Der Marktplatz von S. Paulo de Loanda	213
Dorf Quingolo	215
Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen	217
Rhede von San Paulo de Loanda	220

	Seite
San Paulo de Loanda, vom Lande aus gesehen	221
Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen	224
Welwitschia mirabilis	225
Bai von Mossamedes	228
Reisen in der Tipoja	228
Eingeborene von Bihe	229
Frauen aus der Gegend von Kafonda	240

Karten.

	Seite
Facsimile von Einschotens Kongokarte aus dem Jahre 1599	100
Facsimile von Dappers Kongokarte aus dem Jahre 1670	101
Karte des Kongogebietes	109
Der Stanley-Pool im Jahre 1884. Nach „Le Mouvement géographique“	140
Karte der Stationen im Kongogebiet. Nach „Le Mouvement géographique“	149



Kongo-Neger.



Libreville.

Gabun und Ogowe.

Vor den Blicken des Reisenden, der von Norden her nach dem Gabun kommt, entrollt sich beim Einlaufen des Schiffes in den Fluß ein großartiges Bild. Der Gabun ist an seiner Mündung $3\frac{1}{2}$ Meilen breit und gleicht einer weiten Bucht, welche sich etwa 10 Meilen südostwärts ins Land hineinzieht, eine Menge Flüsse und Flüsschen in sich aufnehmend. Während das niedrige Südufer von einem dichten Rizophorenwald bedeckt ist, prangt das nördliche Ufer im Schmuck der üppigsten Tropenvegetation. Die Hügel sind mit schönen Buschpartieen bedeckt, aus welchen besonders die prächtigen Bambusgebüsche und die hohen, olivenfarbigen Euphorbien hervortreten, und statt des sumpfigen, mit Mangroven bestandenen Schlammbodens, welcher weiter nördlich überall das Ufer bildet, bespült hier das kristallklare Wasser sandiges, trockenes Land, auf welchem stellenweise die prächtigsten Tropenbäume dicht am Ufer sich erheben und ihre Wurzeln in die Fluten senken. Zur Linken erhebt sich in der Einfahrt, welche der nördliche Clara-Point und der südliche M'pongara-Point einschließen, der etwa 200 Meter hohe Bergkegel Bouët, und „hinter den sanft ansteigenden, ammutig grün bewachsenen Hügeln zieren einige entferntere Bergkuppen den Hintergrund.“¹⁾ Mehrere kleine Inselgruppen, die Coniquet- und die

¹⁾ Reinhold Buchholz' Reisen in West-Afrika. Nach seinen hinterlassenen Tagebüchern und Briefen nebst einem Lebensabriß des Verstorbenen von Karl Heinersdorff. Leipzig, J. A. Brockhaus 1880, Seite 167.

Papageien-Inseln liegen in dem weiten Ästuarium und entziehen dem Blick die Mündung der in dasselbe sich ergießenden Flüsse Ramboé und Como. Reges Leben und Treiben herrscht auf dem Wasser. „Zahlreiche Schiffe,²⁾ Dampfer wie Segler, beleben die Rhede, und an Bord eines jeden herrscht fröhliches, arbeitsames Leben von früh bis spät. Hier wird die kostbare Ladung von Elfenbein, Gummi elasticum, Palmöl, Eben- und Rothholz eingenommen, dort hingegen werden die europäischen und amerikanischen Waren gelöscht, welche für die französischen, englischen, amerikanischen und deutschen Handelsfaktoreien der Kolonie bestimmt sind. Die auf den Schiffen arbeitenden Neger sind Krus, welche durch ihr unaufhörliches Singen und Scherzen den Fahrzeugen einen heitern Anstrich verleihen. Ernster, gleichsam vornehmer ruhen die französischen Kriegsschiffe im Hafen, und nichts scheint sich an Bord des meist gefüllten Hospitalschiffes zu regen, das wie eine von Bonny oder Kalabar in den Gabun versetzte Hülk aussieht. Zwischen den mächtigen, Respekt gebietenden Seeschiffen schießen, von starkem Ruderschlag oder von einem windgefüllten, meist dreieckigen Segel von gelbbraunem Palmblattzeug getrieben, kleinere und größere Canoes hin und her und tragen nicht wenig zur Belebung der Staffage jener Äquatorial-Landschaft bei.“

Das erste Gebäude, das man bei der Einfahrt erblickt, ist jenes der katholischen Mission. Eine kleine Strecke hinter demselben stehen einige Holzhäuser und weiß getünchte Steingebäude. Das ist Libreville, welches allerdings so klein ist, daß es auf den Namen „Stadt“ kaum Anspruch erheben kann, aber durch den lebhaften Verkehr und das Zusammenströmen von Vertretern der verschiedensten Nationalitäten erhält es doch in den Augen des Reisenden, der seit Wochen oder Monaten nur Dörfer der Eingeborenen oder einsam gelegene Faktoreien gesehen hat, einen fast großstädtischen Anstrich. Es besitzt einige stattliche Bauten, wie das Fort d'Almale, das Hospital, das Hotel de Ville und andere Regierungsgebäude. Hier ist der Sitz des Gouverneurs, und die Bevölkerung besteht hier überwiegend aus Franzosen. An Libreville reiht sich als nächste Ansiedelung in der Gabunmündung Glasstown an, das Zentrum des Gabunhandels, wo außer mehreren Missionen deutsche, französische, englische und amerikanische Firmen ansässig sind. Eine Straße, welche das Gouvernement und die Handelshäuser gemeinsam herstellen ließen, führt von Libreville längs des Ufers nach Glasstown und noch weiter nach dem etwa eine Viertelstunde von letzterem auf einem Hügel gelegenen Baraka, wo sich eine amerikanische Mission bei dem Eingeborenen-Dorfe Prince-Glas befindet.³⁾

Die Kolonie gehört zu den jüngeren Niederlassungen an der afrikanischen Westküste, da sie erst am Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts gegründet wurde. Wie alle Häfen dieser Küste hat auch sie in ihrer Geschichte ein blutgetränktes Blatt, auf welchem manche grauenvolle Begebenheiten aus der Zeit des Sklavenhandels verzeichnet stehen. Als im Februar 1849 der spätere Gouverneur von Senegambien (damals noch Schiffslieutenant) Bouët-Willamez nach Gabun kam, befanden sich auf dem linken Ufer des Flusses noch zahlreiche Sklavenfaktoreien, in denen viele hundert Sklaven, Männer, Frauen und Kinder dicht zusammengepfercht eingeschlossen waren und die Ankunft des zu ihrer Überfahrt nach Amerika bestimmten Schiffes erwarteten.⁴⁾ Das Los dieser Unglücklichen, welche nackt und schutzlos dem Wechsel der Witterung und den Stichen der zur

²⁾ Hermann Soyang, *Aus West-Afrika. Erlebnisse und Beobachtungen*. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879, 1. Teil, Seite 110.

³⁾ Dr. Oskar Lenz, „Die französische Kolonie Gabun“ in: *Skizzen aus West-Afrika. Selbsterlebnisse*. Berlin, A. Hofman & Ko., 1878, Seite 23.

⁴⁾ Die *Revue coloniale* vom September 1844 berichtet über einen empörenden Raubact eines der Sklavenhändler. Derselbe, ein Spanier, verwahrte seine Sklaven in einem von Palisaden umgebenen Gebäude am Rande eines Waldes, so daß dieselben, wenn ein Kriegsschiff in Sicht kam, rasch in Sicherheit gebracht werden konnten. Als im August 1844 eine englische Brigg in den Gabun einlief, wurden die Sklaven zwar rechtzeitig in den Wald getrieben, aber einigen Hundert gelang es, bei dieser Gelegenheit zu entfliehen. Ihre Freiheit erlangten jedoch nur wenige, da fast alle wieder eingefangen und in ihr Gefängnis zurückgebracht wurden. Um sie von einer Wiederholung des Fluchtversuches abzuschrecken, beschloß der Spanier, zwei Neger, welche er für die Rädelsführer hielt, exemplarisch zu bestrafen. Sie wurden an einen Pfahl gebunden, der Spanier jagte zuerst dem einen derselben eine Kugel durch das Herz und schöß darauf noch mehrmals nach der Leiche, bevor er den zweiten Neger in der gleichen Weise abschlachtete.

Regenzeit hier massenhaft vorkommenden Maranguins (große Mücken) ausgesetzt waren und von den Händlern mit unmenschlicher Grausamkeit behandelt wurden, war ein entsetzliches, und nach den Qualen des Kerkers am Lande harrten ihrer noch schlimmere während der Überfahrt. Daß Frankreich 1843 eine Expedition an den Gabun sandte, dort eine Faktorei anlegen ließ und mit den mächtigsten Häuptlingen am Flusse Verträge abschloß, beeinflusste den Sklavenhandel nicht, der ruhig fort dauerte. Als Bouët-Willaumez 1849 das Dorf Libreville gründete und in demselben Kongo-Neger ansiedelte, welche auf einem gekaperten Sklavenschiff befreit worden, blieben nach wie vor die unweit davon gelegenen Baracken von Sangatang noch eine Zeitlang das Zentrum des Sklavenhandels.⁶⁾

Frankreich setzte sich zu jener Zeit am Gabun fest, als seine Kolonie am Senegal sich im vollen Niedergang befand.⁶⁾ Man erwog die Eventualität des Verlustes Senegambiens und wollte sich an der Westküste einen Hafen sichern, welcher Ersatz für Saint-Louis bieten konnte. Dazu schien die Gabunmündung vortrefflich geeignet: an die Gründung einer Ackerbau-Kolonie war zwar nicht zu denken, da das Klima hier dem Europäer jede schwere Arbeit unmöglich macht und die Eingeborenen selbst zu nichts weniger Lust zeigten als zur Arbeit, aber als Schiffstation genügte der Platz allen Anforderungen. Die Beweggründe, welche Frankreich zur Niederlassung am Gabun veranlaßten, hatten aber zur Folge, daß man die neue Kolonie alsbald zu vernachlässigen begann, als die alte am Senegal unter Saidherbes Verwaltung einen unerwarteten, überraschenden Aufschwung nahm. Die Nachwehen des deutsch-französischen Krieges empfand auch Gabun. Es wurde zwar nicht aufgegeben, wie Groß-Bassam und Assini, aber die Regierung entzog der Kolonie die ihr bisher gezahlte Subvention. Niemand ahnte damals, daß schon in wenigen Jahren Gabun und Ogowé zu hoher Wichtigkeit gelangen würden, und es war sogar eine Zeitlang davon die Rede, daß die Kolonie an England verkauft oder gegen Gambia umgetauscht werden solle.

Die nun sich selbst überlassene Kolonie sah sich, da ihre Einnahmen die Ausgaben nicht deckten, gezwungen, die bisher zollfreie Einfuhr mit hohen Zöllen zu belegen, um sich eine Einnahmequelle zu schaffen. Am 4. Juli 1876 trat ein neuer Zolltarif ins Leben, welcher alle Einfuhrartikel mit 10, 20, ja mit 50—60% ad valorem belastete, wogegen bald darauf der bisherige Ausfuhrzoll von 4% ad valorem auf 2% ermäßigt wurde. So betrug der Zoll z. B. bei Rohtabak 40%, bei Genever 50% und bei Rum 60% des Marktwertes.⁷⁾ Man glaubte wohl, den Handel um so eher in solcher Weise belasten zu können, als er sich überwiegend in den Händen von Ausländern befand, aber die Berechnung erwies sich als falsch. Die Spanier, welche in der Nähe die kleine Insel Eloby besitzen, beeilten sich, dieselbe zum Freihafen zu erklären, was zur Folge hatte, daß alsbald zwei der größten Importhäuser vom Gabun Zweigniederlassungen auf der Insel gründeten. Der Gabunhandel ging rasch zurück. In den Jahren 1875 und 1876 liquidierten drei gabunefische Firmen, und 1879 waren von 9 Ausländerfirmen nur noch 3 und daneben ein französisches Haus vorhanden.⁸⁾

⁶⁾ Hyacinth Herguard, Reise an die Küste und in das Innere von West-Afrika. Leipzig, Dycksche Buchhandlung, Seite 5.

⁷⁾ Vergl. Roskoschny, West-Afrika vom Senegal zum Kamerun, Seite 11.

⁸⁾ Daneben gab es noch eine Menge kleiner Gebühren, wie die Hafengebühr, die Abgabe von 1 frank für jede ankommende oder abgehende Warensendung, deren Wert 100 franken überstieg u. s. w. — Siehe Jules Delarbre, Colonies françaises, leur organisation, administration. Nancy, Berger-Levrault & Co., 1878. Dr. Hübbe-Schleiden, Ethiopien. Studien über West-Afrika. Hamburg, L. Friedrichsen & Co., 1879, Seite 105.

⁹⁾ Siehe Preussisches Handelsarchiv, 1884, Seite 724. — Aus dem dort enthaltenen Bericht geht auch hervor, daß die deutsche Industrie jetzt die Wünsche der Konsumenten immer mehr zu berücksichtigen beginnt. So lieferten z. B. Amerikaner mit Papier und Blech verzierte Holzkoffer, sind aber jetzt von deutschen Fabrikanten völlig verdrängt. Von deutschen Fabrikaten sind am Gabun hauptsächlich vertreten: sächsische und rheinische (Elberfelder) bedruckte rote Kattune und andere Baumwollwaren, grobe und feine Eisenwaren (Hagen), die erfolgreich mit den englischen konkurrieren, Glaswaren (Flaschen), sächsisches Steinzeug, Messing- und Blechwaren u. s. w. Auch Berliner Artikel, Konfektionswaren, Lampen u. s. w. werden immer mehr eingeführt.

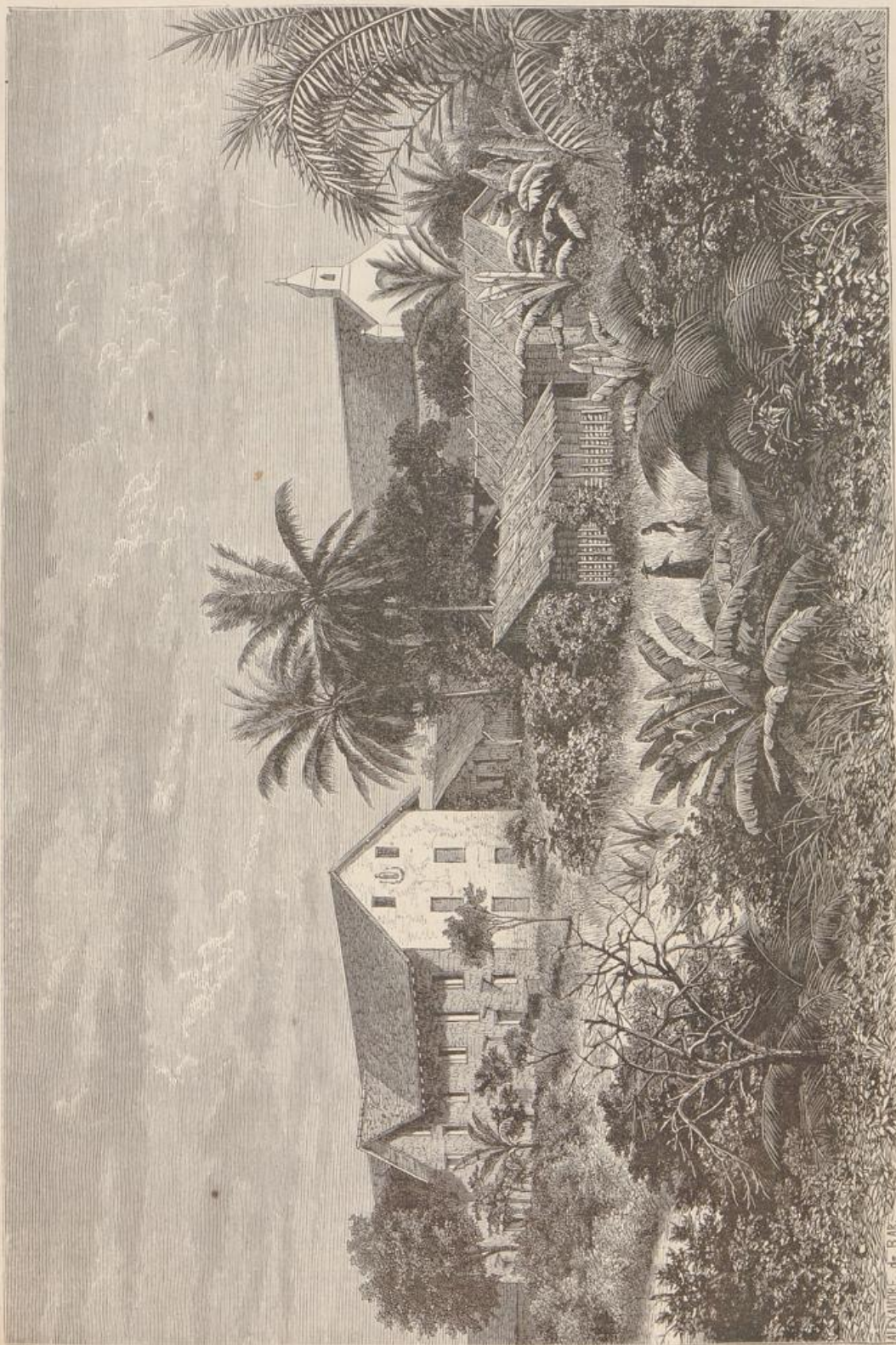
Am 8. August 1883 publizierte das Journal officiel ein neues, auf die Gabunzölle bezügliches Dekret des Präsidenten der Republik, wodurch für französische, gleichviel unter welcher Flagge eingeführte Waren der Zoll um 20% ermäßigt und gleichzeitig der Oberstkommandierende am Gabun ermächtigt wurde, im Einverständnis mit dem Verwaltungsrat die Eingangszölle auf die den Kolonialprodukten gleichartigen Gegenstände zu erhöhen. Für alle im Zolltarif nicht besonders namhaft gemachten Gegenstände gilt fortan der Grundsatz, daß sie mit 2% von ihrem Fakturwert, zu welchem noch 35% desselben hinzugerechnet werden, zu verzollt sind. Abgesehen von diesen hohen Zöllen hatte der deutsche Handel vor kurzem noch unter einem von dem Kommandanten Masson plötzlich erlassenen Verbot der Einfuhr von Waffen und Pulver (das letztere



Rhede von Libreville.

kommt fast ausschließlich aus Deutschland) zu leiden. Ohne Steinischloßgewehre war mit den Negern kein Geschäft zu machen, und der Elfenbeinhandel stockte während 8 Monaten vollständig, bis die Verordnung aufgehoben wurde.

Im Jahre 1882 liefen 105 Schiffe in den Gabun ein, darunter 50 deutsche (47 Dampfer, 3 Segelschiffe) mit einem Inhalt von 15861 Reg.-Tonnen. Unter den übrigen waren 34 britische Schiffe (meist Dampfer) mit 33734 Tonnen und 12 französische Segelschiffe; außerdem 3 amerikanische, 3 portugiesische, 2 österreichische und 1 norwegisches Segelschiff. Von den 50 deutschen Schiffen gehörten 43 mit 15211 Tonnen Inhalt der Firma Wörmann.



Mission am Gabun.



Mission am Gabun.

Augenblicklich ruht fast der ganze Gabunhandel in den Händen einer deutschen und einer englischen Firma. Das große Hamburger Haus C. Wörmann hat von der Hauptniederlassung am Gabun aus direkte Verbindungen mit dem Innern angeknüpft und dort, wo es nur an Hatton und Cookson aus Liverpool Konkurrenten findet, ein Netz von Zweigfaktoreien errichtet. Sein Einfluß am gabunesischen Markt steigt von Jahr zu Jahr, und in einer Menge Artikel beherrscht es vollständig den Markt, so z. in Rum, Cognac, Bier, Pulver, Eisenwaren, Goldsachen, Brettern und Kisten u. s. w. Es hat darin alle Konkurrenz so sehr aus dem Felde geschlagen, daß jetzt auch die beiden englischen Firmen Spirituosen, Pulver und Gewehre aus Hamburg (statt wie früher aus England) importieren. Nur die wohlfeileren Baumwollwaren und ein Teil der Eisen- und Messingartikel kommen aus England.

Unter den Ausfuhrartikeln der Kolonie figurirt noch Ebenholz und Rotholz, aber die Wälder in der nähern Umgebung des Gabun sind schon längst ausgebeutet, und das Holz muß fernher von den im Innern gelegenen Zweigfaktoreien zur Küste gebracht werden, ebenso wie das Elfenbein und der Kautschuk, wodurch bedeutende Transportkosten erwachsen, welche den Preis verteuern. In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Rotholz, ebenso wie jene von Wachs, sehr abgenommen. Unter den Einfuhrartikeln finden wir Pulver und Gewehre, sowohl alte Steinschloßgewehre als moderne Hinterlader, eiserne Töpfe, messingene Kessel, Steingutwaren schlechter Qualität, Messer von allen möglichen Formen, auch Rasirmesser, Scheeren, Seilen, besonders aber Rum, Cognac und verschiedene andere Spirituosen, Bier und Wein, das auch hier im Innern des Landes sehr kostbare Salz, Tabakblätter aus Amerika, Zigarren u. s. w. Dazu gesellt sich eine Anzahl von Kleinigkeiten, die man unter dem Gesamtnamen Rubbisch zusammenfaßt und die dem Neger sehr begehrenswert erscheinen. Dazu gehören Glasperlen und Korallen, Armbänder und andere Schmuckgegenstände aus unedlen Metallen, kleine Spiegel und Glöckchen, und last not least die abgetragenen Uniformen, welche je greller ihre Farbe, desto beliebter sind.

Mit Ausnahme der beiden erwähnten Firmen, welche im Innern Zweigniederlassungen besitzen, sind alle am Gabun ansässigen Kaufleute ausschließlich auf die Zwischenhändler angewiesen, welche den Handel mit dem Binnenlande zu monopolisieren suchen. Ganz abgesehen davon, daß die Ware durch sehr viele Hände geht — auch die Zwischenhändler an der Küste beziehen sie nur von landeinwärts wohnenden Händlern und nicht an erster Quelle — wodurch sie sehr verteuert wird, hat die Abhängigkeit der Kaufleute von den Zwischenhändlern dem sogenannten Trustsystem zu allgemeiner Verbreitung verholfen, wodurch ein übermäßiges Kreditgeben und infolgedessen zuweilen große Verluste unvermeidlich geworden sind. Der Zwischenhändler unternimmt nämlich die Reise in das Binnenland nicht auf sein eigenes Risiko, sondern läßt sich von dem Kaufmann zu derselben vollständig ausrüsten. Die Kosten einer solchen Ausrüstung sind nicht gering. Der Kaufmann muß ein Schiff oder mehrere zur Fahrt stromaufwärts liefern, muß Leute mieten, welche den Händler begleiten und teils zum Rudern, teils zum Transport der Waren benutzt werden, und er muß überdies selbst das Schiff mit den Waren füllen, gegen welche die Erzeugnisse des Binnenlandes eingetauscht werden sollen. Garantie für die ihm anvertrauten Werte vermag selbstverständlich kein Neger zu bieten, und so ruht denn alles Risiko auf dem europäischen Kaufmann. Wenn der Zwischenhändler unehrlich ist, verliert der Kaufmann alles, was er ihm anvertraut hat, und übervorteilt und betrogen wird er stets. Die Provision, welche er dem Händler zahlt, ist die Vergütung für die von diesem unternommene Reise und die Gefahren, denen er sich auf derselben aussetzt, welche allerdings zuweilen nicht gering sind, da die Fahrt auch durch Gegenden geht, in denen noch Menschenfresser wohnen. In solchen Gegenden herrscht noch die größte Unsicherheit, und die dortigen Zustände erinnern lebhaft an jene, welche General Faidherbe bei seinem Amtsantritt an den Ufern des Senegal vorfand. Wie dort die Mauren „coutumes“ erhoben, lassen sich auch die Eingeborenen im Hinterlande von Gabun Zölle von allen mit Waren beladenen Schiffen entrichten, und dabei ist es gar nicht selten, daß sie trotz des empfangenen Tributs wie einst die Mauren die Schiffe überfallen und ausplündern.

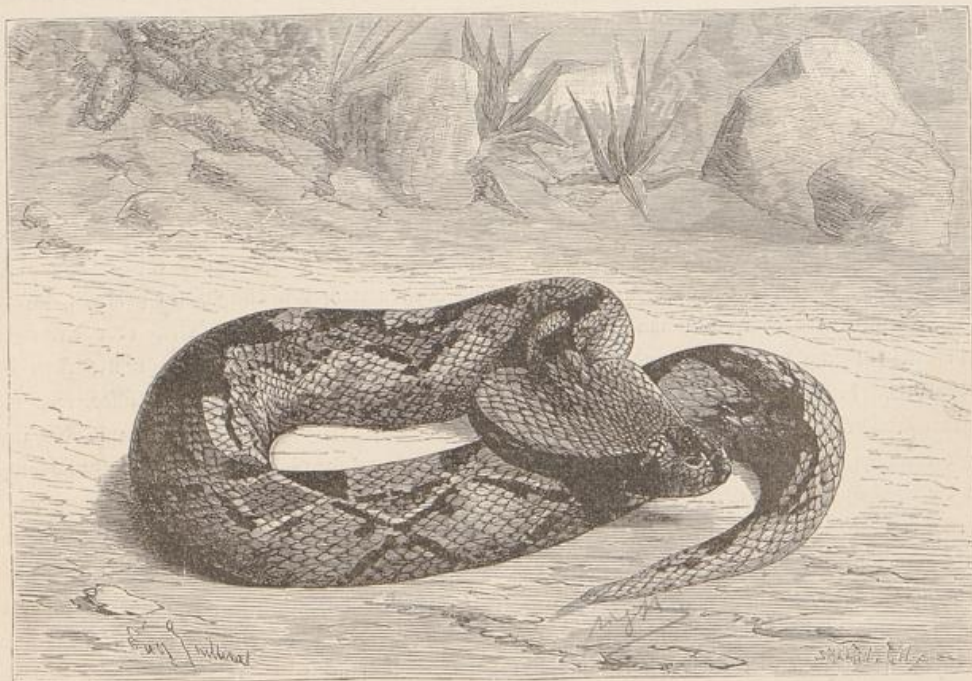
Der Handel ist, wie schon aus dem oben Gesagten hervorgeht, auch hier ein Tauschhandel, nur ist an die Stelle des in Ober-Guinea als Tauscheinheit geltenden Kru hier das sogenannte Bündel getreten, welches die verschiedenartigsten, dem Neger begehrenswerten Dinge enthält. Der Inhalt desselben besteht aus Gegenständen wie die folgenden, welche als der für einen Elefantenzahn von 75 Pfund Gewicht gezahlte Preis angeführt werden: 12 Steinschloßgewehre, 65 Neptunes (messingene Salzpflanzen von 20–22 Zoll Durchmesser), 8 kleine messingene Pfannen von 10 Zoll Durchmesser, 3 Fässer Pulver zu 14 Pfund, 6 zu 7 Pfund und 12 zu 3½ Pfund, 10 messingene Kessel, 19 eiserne Töpfe (verschiedener Größe), 9 Hüte, 7 Hemden, 3 Röcke, 2 Infanterie-Säbel, 12 Hirschfänger, 3 Äste, 12 Steinkrüge (5 zu 20 Liter Inhalt), 90 messingene Stangen von 3 Fuß Länge, 6 eiserne Stangen, 6 Fuß lang und 1 Zoll breit, 8 Holzkisten, 6 Bünde verschiedener Perlenforten, 3 braunwollene Schirme, 4 rote Schärpen, 8 rotwollene Mützen, 4 messingene Armringe, 2 messingene Beinringe, 18 Stück verschiedener Baumwollzeuge, 30 Meter roten Flanells und Kaliko, 2 Kisten Genéver zu 12 Flaschen, 3 Gallonen Rum, 4 Krüge, 4 Taschen, 4 Rasiermesser, 12 Schlachtmesser, 8 kleine Spiegel, 24 kleine Glocken, 8 verzinnete eiserne Löffel, 2 Stangen Seife, 30–40 Tabakspfeifen, ½ Pfund Tabak, 6 Schnupftabakdosen und 30 Flintensteine.⁹⁾ Die europäischen Artikel, welche für einheimische Produkte in Tausch gegeben werden, sind nicht überall dieselben. Mancher Artikel, der an dem einen Orte sehr begehrt ist, kann an einem andern absolut nicht an den Mann gebracht werden. Jeder Stamm hat seinen eigenen Geschmack, den der Kaufmann wohl berücksichtigen, förmlich studieren muß. Die Glasperlen, nach deren Besitz die Neger so begierig sind, verlangt z. B. ein Stamm in roter, ein anderer in grüner, ein dritter in blauer Farbe, und andere Perlen als jene, welche bei dem Stamm „Mode“ sind, werden nicht angenommen.

Der regste Handelsverkehr herrscht in Glastown, dem Sitz des deutschen und englischen Handels. Da werden Waren verpackt und verladen, neu angekommene Waren nach den Magazinen gebracht, und überall, wohin man den Blick auch wenden mag, gewahrt man geschäftige Arbeiter, meist Akra- oder Kruneger. Die Einen bessern ein schadhaft gewordenes Boot aus, andere sind mit der Anfertigung von Fässern oder mit Schmiedearbeiten beschäftigt, denn hier, wo es noch keine Gewerbetreibenden giebt, muß alles, was nicht aus dem fernen Mutterlande hergebracht wird, auf der Faktorei selbst fertig gestellt werden, und die anstelligen Kruneger erweisen sich auch hier in gar vielen Fällen als unentbehrliche Gehilfen. „Freundlich und anheimelnd schauen die weiß getünchten Gebäude, unter denen die Faktorei der Firma Wörmann hervorrage, von breiten Veranden umgeben, mit ihren altersgrauen oder noch frischroten Ziegeldächern aus dem Grün der mannigfaltigen Schattenpender hervor. Hinter dem Wohnhause und zu beiden Seiten desselben ist der geräumige, von Warenmagazinen, Schiffszimmerschuppen, Küche, Werkstätten umschlossene Hof, in dem auch der traute Taubenschlag und die Hühnersteige nicht fehlen. Treten wir in das Haus ein, so finden wir erstaunt und erfreut europäischen Komfort, sogar oft europäischen Luxus, freilich meist in altmodischen Formen. Die Rohr- stühle, Schaukelstühle, Rohrsophas (Polster würden sofort von gefräßigen Insekten zerstört werden), der Bilderschmuck an den Wänden, genug die ganze Ausstattung der Zimmer erinnert an die eines Gartensalons in der gemäßigten Zone, während die mit feinmaschigem Netz überhangenen, sehr breiten, aber harten Lagerstätten, sowie die Hängematten in der Veranda den tropischen Süden verkünden, an seine Quälgeister, die Moskitos und an sein Hauptbedürfnis, den ungestörten Schlaf und die, im Übermaß allerdings der Gesundheit schädliche Siesta gemahnend. Selbst die heilige Cäcilia entbehrt hier nicht des Altars: ein altes Harmonium, halb zerstört durch die beständige Feuchtigkeit, in allen Fugen knarrend und ächzend, zeigt die Spuren allabendlichen Gebrauchs. Gleich daneben aber steht das dem profanen Bacchusdienst geweihte Buffet, wohlversehen mit verschiedenen Weinsorten, sowie mit Cognac, Genévre, Absynt und andere Spirituosen. Auf den Tischen umher liegen abgegriffene Bücher des mannigfaltigsten Inhalts, und Zeitungsblätter neuern Datums bedecken die alten, älteren und sehr alten Nummern.“¹⁰⁾ Um die idyllische Ruhe, die hier herrscht, ist es geschehen,

⁹⁾ Siehe Preussisches Handelsarchiv, 1877, Nr. 51, Seite 118.

¹⁰⁾ Hermann Soyauz, I. c., Seite 111.

sobald sich Verkäufer einfinden. Oft bringen Eingeborene, welche im Besitze eines Elefantenzahnes sind, denselben an die Küste geschleppt und ziehen mit ihm von Faktorei zu Faktorei, um zu erforschen, wo man ihnen für denselben den höchsten Preis bietet. Da giebt es dann endlose Verhandlungen, welche die Geduld des sanftmütigsten Menschen erschöpfen können,¹¹⁾ denn die Neger fordern anfangs stets einen Preis, der den Wert der Ware weit übersteigt, und Tage vergehen, bevor eine Einigung erzielt wird. Zuweilen sind die Besitzer des Elefantenzahnes tief im Binnenlande zu Hause und sind, nachdem sie durch einen Agenten mühsam zum Verkauf des bei ihnen entdeckten Elfenbeins bewogen worden sind, einer Einladung folgend in die Faktorei gekommen, wo sie solange als Gäste beherbergt und bewirtet werden, bis der Tauschhandel abgeschlossen ist. Die Elefanten werden auch hier immer seltener, in den Küstengebieten sind sie schon ganz ausgerottet, und die Zähne vor langer Zeit erlegter Tiere, welche dort noch zuweilen in den Wäldern gefunden werden, sind



Viper vom Gabun.

von schlechterer Qualität und werden nicht gern gekauft, auch nicht so gut bezahlt wie die Zähne frisch erlegter Tiere.¹²⁾ Die Nachfrage nach gutem Elfenbein steigt daher stetig, und jene, in deren Besitz sich ein besonders großer Zahn befindet, lassen sich ihn auch sehr gut bezahlen. Jahrelang liegt oft solch ein Zahn in einer Negerhütte, ohne daß sein Besitzer sich entschließen kann, ihn zu verkaufen, und manche Zähne wandern durch alle Faktoreien, bevor sich nach langen Verhandlungen für sie ein Käufer findet. Es kommen Zähne in den

¹¹⁾ „Der Neger kennt den Wert der Zeit nicht“ — dieser Satz ist eine in allen Büchern, welche West-Afrika schildern, mit so großer Konsequenz immer wiederkehrende Bemerkung, daß auch wir derselben das Plätzchen, auf das sie ein Anrecht hat, nicht versagen wollen.

¹²⁾ Hoch oben in Sibirien an den Ufern der Lena wird zuweilen fossiles Elfenbein mit Resten des Mammut gefunden, aber dieses ist durch das lange Liegen in der Erde durchaus nicht schlecht geworden oder irgendwie beschädigt, während die sogenannten „toten“ Zähne, welche man in afrikanischen Wäldern findet, mehr oder minder gelitten haben.

Handel, welche anderthalb Zentner schwer sind, aber meist sieht man nur sogenannte *scrivillos*, Zähne junger Elefanten, ein trauriges Zeichen, welches zeigt, wie wenig diese Tiere geschont werden.

Für den deutschen Handel ist nächst dem Elfenbein der Gummi der wichtigste Exportartikel von Gabun, da von den im Binnenlande gelegenen Faktoreien des Hauses C. Wörmann jährlich bedeutende Posten Gummi nach der Küste geliefert werden. Die Gummiranke ist zwar auch schon in vielen Gegenden ausgerottet, aber im allgemeinen trifft man sie in den Wäldern am Gabun und Ogowe noch ziemlich häufig. Da Gummi mehr vom Ogowe als vom Gabun aus exportiert wird, werden wir später auf denselben und die Art und Weise seiner Bereitung und Verpackung zurückkommen. Der Gummihandel erfreut sich, da das Einsammeln des Gummis keine große Mühe verursacht, der besondern Zuneigung der Eingeborenen, wogegen sie dem Holzhandel nicht sehr hold sind. Die großen Bäume zu fällen und das Holz in transportierbare Stücke zu schneiden, ist keine leichte Arbeit, und wer die Negerfaulheit kennt, den kann es nicht überraschen, wenn er



Gabunese. (Mpongwe.)



Gabunesin. (Mpongwe.)

sieht, wie nachlässig sie dabei zu Werke gehen. Das Rotholz, welches namentlich nach Amerika und England verschifft wird, bringen sie in so großen Scheiten in die Faktoreien, daß man dieselben dort erst noch behauen muß, um das unbrauchbare weiße Holz, welches den Transport unnütz verteuern würde, zu entfernen. Das Rotholz hat sehr an Wert verloren, seitdem in Europa auf chemischem Wege Farben billiger und besser hergestellt werden als früher der Fall war, und das kostbare Ebenholz muß schon weit aus dem Innern geholt werden, wodurch infolge des schwierigen Transportes sein Preis sehr verteuert wird, so daß der Holzhandel bei weitem nicht so entwickelt ist, als er sein müßte. Die immer unverschämter werdenden Forderungen der Neger haben im Verein mit den hohen Zöllen das Geschäft in allen Artikeln sehr herabgebracht, und man darf von dem großen Umsatz nicht auf einen entsprechend großen Gewinn der europäischen Kaufleute schließen. Die Zeiten sind vorbei, in denen der Handel mit diesen Gegenden riesigen Gewinn abwarf, und speziell bei dem früher sehr einträglichen Elfenbeinhandel wird heute nicht mehr viel verdient. Bessere Zeiten werden erst

dann wieder kommen, wenn nach Beseitigung des den Weißen aussaugenden Zwischenhandels gesicherte Verkehrsstraßen nach dem Binnenlande eröffnet sein werden und der Weiße nicht mehr nötig haben wird, den *trade-men* (Händler) Waren zu kreditieren. Wann dieser Fall eintreten wird, läßt sich auch nicht annähernd bestimmen, da das ungesunde Klima die dauernde Niederlassung von Europäern sehr erschwert und doch nur durch eine solche inmitten einer zum Teil noch der Menschenfresserei huldigenden Bevölkerung der Kultur Bahn gebrochen werden könnte.

Wie ungesund das Klima ist, zeigt schon ein Blick auf das Verhältnis der trockenen Jahreszeit zur Regenzeit. Die erstere währt von Mitte Juni bis Mitte September. Dann beginnt ein feiner, allmählich immer stärker werdender Regen niederzugehen, der erst im Januar aufhört, worauf die sogenannte kleine trockene Jahreszeit, die besonders ungesund ist, beginnt und bis Ende Februar dauert. Ihr folgen wieder monatelang bis in den Juni heftige Regengüsse und Gewitter. Es regnet also am Gabun 7 Monate lang. Die Hitze ist nicht unerträglich, selten zeigt das Thermometer mehr als 33°, es sinkt jedoch ebenfalls nur selten unter 25°. Die elektrische Spannung in der Luft wirkt aber störend auf den ganzen Organismus ein, der Körper erschlafft und findet auch im Schlafe keine Stärkung, der Appetit schwindet, und über kurz oder lang stellt sich eine der Krankheiten ein, welche alljährlich zahlreiche Opfer fordern: perniziöse Fieber, Dysenterien u. s. w. Als Frankreich hier noch eine Garnison unterhielt, wohnten die Offiziere und Soldaten nicht auf dem Lande, sondern auf einem vor Anker liegenden ausgerangierten Kriegsschiff. Man hatte nämlich wahrgenommen, daß Europäer eher von Krankheiten verschont blieben, wenn sie nicht auf dem Lande schliefen, weshalb das Kasernenschiff gleichzeitig auch als Hospital für Europäer benutzt wurde. Wegen des ungesunden Klimas wurde auch sowohl die Garnison als die Beamtenschaft sehr oft gewechselt, gewöhnlich nach 1½ bis 2 Jahren, was für die Entwicklung der Kolonie nicht sehr förderlich war, da ein Beamte, kaum daß er sich eingelebt hatte und mit den Verhältnissen vertraut geworden war, auch schon versetzt wurde.

Die einzigen Europäer am Gabun, welche unter den Einwirkungen des Klimas nicht viel zu leiden haben, sind die Missionäre, welche bei ihrer ruhigen Lebensweise und ihrer Zurückgezogenheit verderblichen Einflüssen nicht so leicht zugänglich sind wie der Kaufmann. Es giebt Missionäre, die seit Jahren am Gabun wohnen und nur wenig durch das Klima gelitten haben. Ihre Ausdauer ist hier durch erfreuliche Erfolge gelohnt worden. Zwischen den von Europäern bewohnten Gebäuden sieht man hübsche Häuschen, darunter manche von Stein, die den Negeren zur Wohnung dienen, welche in einer der Missionsanstalten erzogen, dort zu Kaufleuten oder Handwerkern herangebildet wurden und sich dann in der Nähe der Mission angesiedelt haben. Die Missionäre richten in anerkanntester Weise ihr Hauptaugenmerk darauf, die Neger an regelmäßige Arbeit zu gewöhnen und statt des die Faulenzerei begünstigenden und zu Schwindeleien verlockenden Zwischenhandels bei ihnen Gefallen an gewerblicher Thätigkeit zu erwecken. Dadurch würden mit einem Schlage zwei Übelstände beseitigt: der Neger fände einen lohnenden Erwerb und wäre nicht mehr darauf angewiesen, der Entwicklung des Handels Hindernisse zu bereiten, und für eine Menge Arbeiten, deren Verrichtung dem Europäer das Klima unmöglich macht, würden die nötigen Arbeitskräfte gewonnen. Leider ist der Neger sehr schwer zu bewegen, die alten Geleise zu verlassen, und die redlichen Bemühungen der Missionäre, eingeborene Handwerker heranzubilden, hindert vielfach die Teilnahmslosigkeit der Massen.

Die französische Mission, welche Werkstätten für Schmiede, Tischler u. s. w. eingerichtet hat und in denselben Neger heranbildet, beschäftigt sich auch mit Plantagenbau, und in ihren großen Kaffee- und Kakao-Pflanzungen sind ebenfalls Missionszöglinge als Arbeiter thätig. „Die wohlgepflegten Gärten zeugen von dem Fleiß und der Thätigkeit der Missionäre, welche wertvolle Pflanzen aus allen Teilen des Erdenrundes hier einzubürgern suchen, um nebst ihrer Religion den Eingeborenen auch handgreifliche Segnungen zu bringen. Die Palmen und palmenartigen Gewächse hinweggedacht, könnte man sich in die Pfarrei eines heimischen Dörfchens versetzt glauben. Neben den Gemüsen des Nordens neuseeländischer Flachs (*Phormium tenax*), neben der Weinrebe die *Cherimoja* (von den Spaniern mit Recht *la reina de los frutos*, die Königin der Früchte

genannt), neben Feigenbäumen der herrliche Gabun-Tulpenbaum (*Spathodea* sp.) und viele andere Pflanzen fesseln in diesen Akklimatisations- und Versuchsgärten durch Reichtum der Arten und des Wuchses den Blick des Botanikers wie des Naturfreundes." Die Mission der frères de la congrégation du St. Esprit et du Sacré Coeur de Marie ist aber auch so ausgestattet, daß sie imstande ist, Bedeutendes zu leisten, denn sie erhält nicht nur eine Jahressubvention von 20000 Franken, sondern verfügt auch selbst über bedeutende Kapitalien. Neben den Missionären, unter denen sich viele Elsässer und Süddeutsche befinden, wirken Nonnen vom Orden „der unbefleckten Empfängnis von Castres“, welche eine Erziehungsanstalt für Negermädchen leiten. Oskar Lenz erwähnt einen Missionär P. Stoffel, einen Elsässer, „der unter anderem der Pflege der Musik unter den Negerzöglingen die größte Aufmerksamkeit schenkt und dem es gelungen ist, ein Knabenmusikchor heranzubilden, welches nicht nur die zum kirchlichen Ritual nötigen Stücke vorzüglich exekutiert, sondern auch in weltlicher Musik ganz Vortreffliches leistet.“ Die ganze katholische Mission kann als eine Musteranstalt bezeichnet werden.

Neben den römisch-katholischen Missionären, welche am Gabun für die Heidenbekehrung und für die Verbreitung der Zivilisation unter den wilden Völkern sorgen, sind in neuerer Zeit noch andere Missionäre dort aufgetreten, Missionäre der Wissenschaft, welche kühn in das noch unerforschte Innere eindringen und unermessliche Regionen dem Handel erschlossen. Einer der glänzendsten Namen in der Geschichte der Afrikaforschung, der Name de Brazzas ist eng mit der neuern Geschichte der Kolonie Gabun verwoben. Das wenig beachtete Land, welches Frankreich noch 1871 fast aufzugeben Willens war, hat durch de Brazzas Reisen eine so hohe Bedeutung erlangt, daß es heute bereits als der Kern einer großen französischen Handelskolonie in Nieder-Guinea betrachtet werden kann, gerade so wie Saint-Louis der Mittelpunkt geworden ist, an den sich in Senegambien ein kostbarer Kolonialbesitz angefügt hat. Gabun ist durch Brazzas Reisen und Frankreichs diplomatische Erfolge auf der afrikanischen Konferenz zum nördlichen Eingangsthor des Kongogebietes geworden, wo am mittlern Kongo schon seit 1882 die französische Flagge weht.

Heute bereits wird seitens der Zolldirektion von Gabun der Export der Kolonie auf 7 Millionen, der Import fast ebenso hoch geschätzt. Was ist da in der nächsten Zeit zu erwarten, nachdem zu den Gebieten am Gabun und Ogowe ein so gewaltiges Hinterland mit so vortrefflichen Wasserstraßen hinzugekommen ist, durch welches sich eine Kette von Handelsstationen am Kwilu, am Djoué entlang und bis nach Brazzaville zieht! Aber auch für Deutschland sind diese französischen Erfolge von großer Wichtigkeit. Die Bedeutung, welche die Gabun- und Ogoweländer bisher als Handelskolonie besaßen, verdankten sie zum nicht geringen Teile dem Unternehmungsgeist und der Thätigkeit der großen Hamburger Firma C. Wörmann, welche für die Entwicklung des Handels mehr gethan hat als alle hier ansässigen französischen Firmen samt der französischen Regierung. Jetzt gilt es, das Errungene zu behaupten und sich nicht von späteren Anfängern verdrängen zu lassen. Noch überwiegt der Einfluß der Deutschen und Engländer, welche auch kleine Dampfer auf dem Ogowe besitzen, aber auch die Franzosen beginnen sich jetzt zu rühren, und Herr Conquy, der bereits eine Reihe von Faktoreien auf dem Ogowe gegründet hat, ist rastlos für die Ausbreitung des französischen Einflusses thätig.

Gabun besitzt nur eine sehr kleine europäische Bevölkerung. Es leben dort wenig über 100 Europäer, wovon 51 Missionäre sind. Frankreich ist durch 58 Personen (darunter 34 Missionäre), England durch 17, Amerika ebenfalls durch 17 (nur Missionäre), Deutschland durch 11, Portugal durch 3 vertreten.¹³⁾ Der Fluß Gabun ist in neuerer Zeit ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden durch die große Wichtigkeit, welche der südlichere Ogowe durch die auf demselben unternommenen Forschungsreisen und durch die Ausdehnung der französischen Machtsphäre bis zum Kongo erlangt hat. Eine öde, meist sandige, nur zum Teil bewaldete Küste trennt die Mündungen der beiden Hauptverkehrsadern der vielversprechenden französischen

¹³⁾ S. Frankreich und seine außereuropäischen Kolonien und Besitzungen. Von Jean van Kuyf. „Export“, 1884, Nr. 27, Seite 423.

Kolonie von einander. Wenn man endlich in den Ogowe einfährt, befindet man sich zwischen niedrigen, mit Mangroven bedeckten Ufern. Erst hinter dem Kammadorf Chinchua ändert sich die einförmige Landschaft. „Dichte hohe Waldpartien wechseln ab mit meistens sehr ausgedehnten, oft bis eine Viertelmeile langen Papyrusbeständen, welche breite Ufersäume bilden. Die Vegetation erinnert ganz an das Kamerungebiet, und man bemerkt wenig neue Formen. Auch mehr Tierleben beginnt sich zu zeigen. Verschiedene Raubvögel, namentlich Geier, kleine blaugraue Reiher, blaue Schwalben und andere Vögel beleben das Ufer, aber Wasservögel, namentlich Enten, fehlen merkwürdigerweise.“



Idole der Fan.

Ein buntes Völkergemisch wohnt an den Ufern des Stromes. Die Ureinwohner, die durch spätere Einwanderer aus ihren Wohnsitzen verdrängt wurden und nun zersprengt zwischen jenen leben, sind die Abongo oder Alkooa, eine ungemein kleine Rasse, welche das Interesse des Ethnographen im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Durch ihre Entdeckung wurden alle jene alten Märchen und Sagen wieder aufgefrischt, in denen Zwerge eine Rolle spielen, und die Pygmäen der alten Griechen, jene winzig kleinen Menschen, die an den Quellen des Nil wohnen sollten, sind aus Phantasiegebilden, für die man sie hielt, plötzlich zu wirklichen



Die Fetischstube am Ogowe.



Die Fetischspitze am Ogowe.

Wesen geworden. Was schon der alte Homer kannte, finden wir in der Reise der 5 Männer vom Stamme der Nasamonen, über welche Herodot berichtet, wieder, aber der große griechische Reisende führt die durch die Sage übermäßig aufgebauchten Berichte auf ein bescheidenes und darum glaubwürdiges Maß zurück, indem er nur von Menschen spricht, die „nicht einmal von mittlerer Größe“ seien, während die älteren Sagen die Pygmäen nur 2 bis 3 Spannen hoch sein ließen. Das Mittelalter übernahm gläubig die alten Berichte und fügte ihnen noch manche wunderbare, durch Missionäre überbrachte Erzählungen von Zwergvölkern hinzu. Auch in unserem Jahrhundert tauchten vor 45 Jahren neue Nachrichten über ein Zwergvolk auf, von welchem man dem Missionär Krapf erzählt hatte, daß es südlich vom Lande Kassa am Djubslusse wohne. Keiner von den Vielen, welche über Zwergvölker schrieben, hatte aber auch nur einen einzigen Angehörigen eines solchen Volkes gesehen, alle berichteten nur was sie von Eingeborenen gehört hatten, deren Aussagen bekanntlich meist kein großer Wert beigelegt werden darf. Erst durch Schweinfurth erhielt man zuverlässige Angaben. Er war der Erste, der beim Monbutukönig Munsu einige Negerzwerge sah, die dem südlich vom Monbututland wohnenden Stamm der Alfa oder Tiffi-Tiffi angehörten und ebenso König Munsus Hofstaat zugeteilt waren, wie die Zwerge an den Höfen des Mittelalters. Neuere Forschungen haben dann ergeben, daß es an der Westküste mehrere Zwergvölker giebt, die Kenkob und Benzau in Eufum, südlich von Bagirmi, die Vasse-Vasse und die Matimbo an der Loangoküste und die Abongo im Ogowegebiet. Der Entdecker der letzteren war der bekannte Gorillajäger Du Chaillu, dessen Bericht anfangs allseitig auf Unglauben stieß und für eine phantastische Übertreibung gehalten wurde.¹⁴⁾ Lenz, der später ebenfalls mit Abongos zusammentraf, ist jedoch entschieden für die Glaubwürdigkeit dieses Reisenden eingetreten und hat alles bestätigt, was derselbe berichtet. Dagegen wurden die älteren Angaben über Zwergvölker durch die von Lenz vorgenommenen Messungen rektifiziert und von allen erwies sich nur Herodots „nicht einmal mittlere Größe“ als zutreffend. „Schwächlicher Körperbau,“ schreibt Lenz, „dünne, ziemlich lange Gliedmaßen, ein stumpfsinniger Gesichtsausdruck, ein unruhiges, scheues Auge, sehr dolichocephaler Schädel mit ziemlich stark prognathen Kieferstellung, kleine zierliche Hände und Füße, die Hautfarbe ein ziemlich liches Schokoladenbraun, aber nicht so stark ins Gelbliche gehend wie bei den Fan, kurzes, wolliges Haupthaar und eine Durchschnittshöhe von 132 bis 142 Zentimeter bei ausgewachsenen Männern, bei Frauen bedeutend weniger — das sind in wenig Worte zusammengefaßt die charakteristischen Merkmale der von mir besuchten Abongo. Ich habe selbst eine ganze Reihe Leute verschiedenen Alters und Geschlechtes gemessen, was bei der Furchtsamkeit dieses Völkchens nicht sehr leicht ist. Der kleinste erwachsene Abongo, der mir vorgekommen ist, war der Vorsteher einer kleinen Niederlassung im Okandeland, die sich nur wenige Stunden von meinem während der Regenzeit errichteten Quartier befand, den ich aber trotz wiederholter Besuche des Abongodorfes nie erwischen konnte, so scheu war er; trotz aller Vorsicht, mit der ich mich den Leuten näherte, war dieser alte Häuptling, den den Namen N'Dungule führte, immer mit einigen Stammesgenossen in den Wald entwischt, wo es natürlich ganz vergeblich gewesen wäre, ihn zu suchen.“ Erst am letzten Tage seines Aufenthaltes im Okandeland gelang es Lenz, des Häuptlings habhaft zu werden. Er begegnete ihm unerwartet im Walde, und obwohl er sich sofort zur Flucht wandte, wurde er doch eingeholt und vor Lenz gebracht. Der mindestens 50 Jahre alte Mann war, wie die Messung ergab, nur 130 Zentimeter hoch! N'Dungule war aber, wie gesagt, einer der kleinsten Abongo; unter seinen Stammesgenossen befanden sich auch Leute, welche 150 bis 152 Zentimeter hoch waren, doch diese hält Lenz nicht für reine Rasse, sondern für Mischlinge, aus Kreuzung von Abongos mit Nachbarstämmen hervorgegangen. Jedenfalls gehören die Abongo zu den kleinsten Völkern der Erde, und streng genommen dürften ihnen nur die Eskimo den Rang als allerkleinstes Volk streitig machen können.

¹⁴⁾ Dr. Oskar Lenz, „Die Abongo, ein sogenanntes Zwergvolk“ in „Skizzen aus West-Afrika.“ Berlin, 1878, H. Hofmann & Ko., Seite 103. — Du Chaillu, A journey to Ashango-land, London, 1867, Seite 269. — Eine Zusammenstellung der Literatur s. im „Globus“, XXVIII. Band, Seite 308.

Die Abongo bilden heute nicht mehr eine zusammenhängende Nation und haben, obwohl sie eine eigene Sprache besitzen, doch überall als gewöhnliche Umgangssprache die Sprache des Volkes angenommen, unter dem sie leben.

Die Niederlassungen der Abongo liegen zwischen jenen der Apingi, Ofseba und Ofkonda ($11\frac{1}{2}^{\circ}$ östl. L. von Gr. am Ogowe), aber vereinzelt kommen sie auch in den Waldungen zwischen dem Mundah und Muni, sowie zwischen Ramboe und Kap Lopez vor. Sie bauen stets ihre Hütten möglichst fern von anderen Niederlassungen, da sie sich zur Gegenwehr zu schwach fühlen und ihre Nachbarn ihnen gern ihre Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen. Ihre Dörfer liegen in den dichtesten Urwäldern, in welchen sie ein Zusammentreffen mit Angehörigen anderer Stämme nicht leicht zu fürchten haben. Das Apingidorf am Ogowe, welches Lenz besuchte, lag ebenfalls mitten im Walde, auf einer durch Ausroden der Bäume entstandenen Eichtung. Es zählte nur zehn Hütten, in welchen etwa 20 bis 30 Männer, Frauen und Kinder wohnten. Unter einem Schuttdach, welches durch über Stangen gebreitete Matten hergestellt war, befanden sich 6 bis 8 Schlafstellen, rohe Matten, welche auch die einzige Einrichtung der Hütten bildeten. Überall herrschte große Unsauberkeit, und die Bewohner der Hütten waren nicht sauberer als diese. Sogar Frauen und erwachsene Mädchen gingen völlig unbekleidet einher, und die Männer waren nur in ein Stück schmutziger Matte eingehüllt. Nach Stoffen, welche andere Neger so gern eintauschen, zeigten die Abongo nicht das geringste Verlangen. Das Einzige, was sie erzeugen, sind zum Fischfang dienende Körbe und große Netze, welche man zwischen den Bäumen aufspannt und dann das Wild in die Kreisöffnung treibt, wo es niedergeschossen wird. Die Speere, deren sie sich auf der Jagd bedienen, erhalten sie wahrscheinlich von den Akelle. Außer diesen besitzen sie als Waffen nur noch Bogen und vergiftete Holzpfeile, mit denen sie sehr gewandt umzugehen wissen. Die Männer sind als vortreffliche Schützen bekannt, Fischfang und Jagd ihre Hauptbeschäftigung. Ackerbau und Viehzucht verachten sie, und dieselben können auch bei einem Volke keine Verbreitung finden, welches in ewiger Angst vor Überfällen lebt und stets bereit ist, seine Wohnsitze zu verlassen und anderswo ein schützendes Asyl zu suchen.

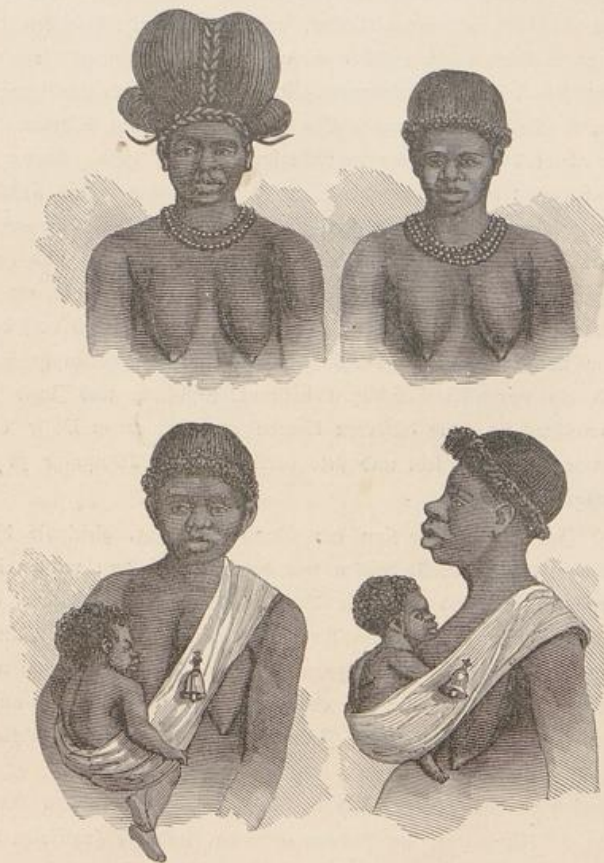
Erst seit etwa 40 Jahren sind die Fan am Ogowe ansässig, gleichwie die auf dem linken Ufer wohnenden Akelle, welche dort dieselbe Rolle spielen wie die Fan auf dem rechten Ufer, neue Ankömmlinge sind. Ebenso gefürchtet wie die Fan, sind die Akelle (Bakelle oder Bakalai bezeichnet das einzelne dem Stamm angehörige Individuum) in fast ununterbrochenem Kampf mit ihren Nachbarn. An diese Hauptstämme, die Ureinwohner (Abongo) und die später eingedrungenen Fan und Akelle reiht sich noch eine Menge kleiner Völkerschaften, die in Sprache und Sitten sehr von einander verschieden sind: die am Kap Lopez wohnenden eigentlichen Mpungwe oder Orungu, die Galloa, Ininga, Ncomi, Adjumba, Apingi, Asimba, Okota und Okande.

Der direkte Gegensatz zu den Abongo sind die Fan. Sie selbst nennen sich Fan oder Faon, in den Küstengegenden nennt man sie Mpangwe, im Innern Ofseba, und die Franzosen haben ihnen den Namen Pahouins beigelegt. Langsam aber unaufhaltsam dringen sie aus dem Innern immer weiter gegen die Küste vor, und heute schon sind sie über ein riesiges Gebiet verbreitet. Nördlich vom Kamerungebirge sollen ihre äußersten Vorposten sein. Das ganze rechte Ogowe-Ufer bis tief ins Innere hinein ist von ihnen besetzt, und von der Mündung des Solo an haben sie auch von einem Teil des linken Ufers Besitz ergriffen. Fleuriot de Langle, der von den Fan zu erfahren suchte, wo ihre Urheimat sei, erhielt auf seine Fragen den Bescheid, daß sie aus dem fruchtbaren Lande N'Dua vom fischreichen See Tem kämen und daß die vielen Kriege, die dort wütheten, sie zur Auswanderung bewogen hätten.¹⁵⁾ Die Bewohner einzelner Ortschaften wollten 11 Monate zum Marsch nach dem Ogowegebiet gebraucht haben, andere dagegen wollten nur 5 Monate unterwegs

¹⁵⁾ Sie führen als Waffen sonderbar gezackte Wurfeisen, genau gleich jenen, welche man bei den Niam-niam und einigen Stämmen in Nubien findet. Siehe Du Chaillu, *Explorations and adventures*. London 1861, Seite 79.

gewesen sein, welche Zahl noch um ein Bedeutendes zu kürzen ist, da die fan aus sagten, daß sie nach 5 Marschtagen stets 2 Tage zu rasten pflegten. In ihren neuen Wohnsitzen haben sie sich durch ihre Wildheit und Grausamkeit weithin gefürchtet gemacht.

Lenz erwähnt eine recht eigentümliche Begrüßungsart bei den fan. „Wenn ein fan von einem längern Ausfluge in sein Dorf zurückkommt, oder wenn er eine befreundete familie besucht, so begrüßt er die in der öffentlichen Halle des Dorfes halbkreisförmig herumsitzenden Freunde und Freundinnen dadurch, daß er sich der Reihe nach jedem auf den Schoß setzt; der so Begrüßte schlägt dann seine Arme um den Ankömmling,

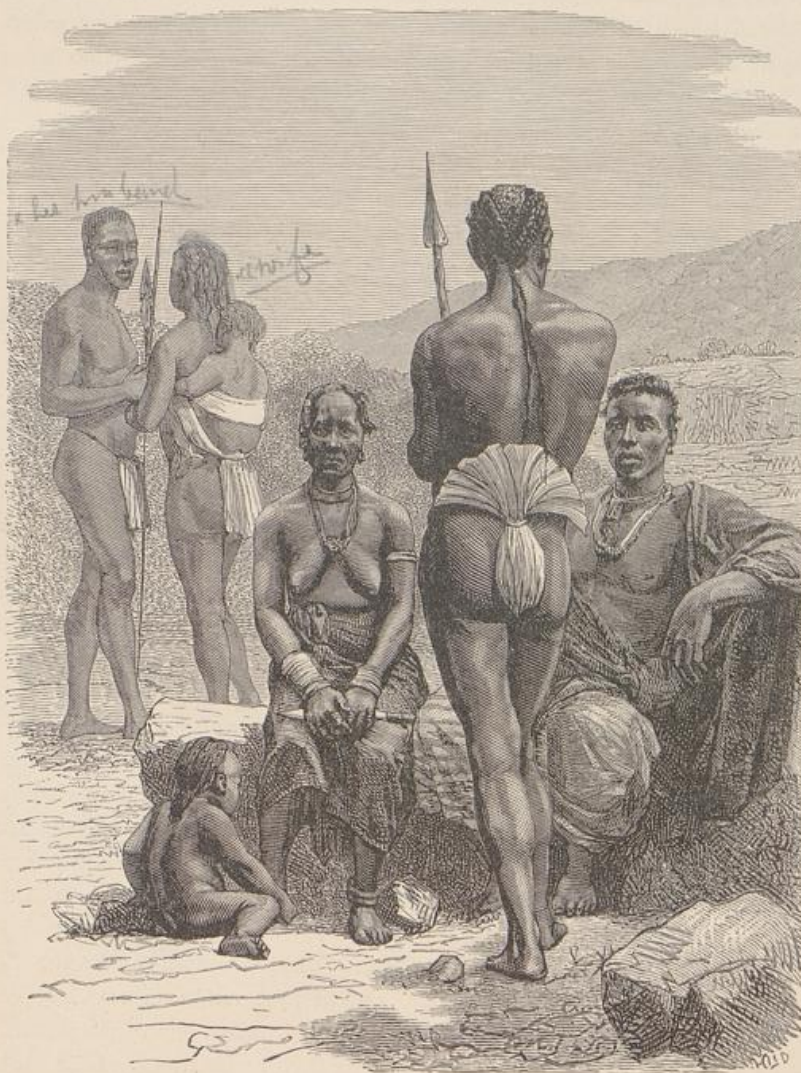


Gabunesishe Frauen von Glashtown.

ling, umarmt ihn also gewissermaßen von rückwärts. Es machte mir einen ungemein komischen Eindruck, als ich im fanlande und in fanbegleitung reiste, wie meine Leute sich schweigend dem Kreis ihrer Stammesgenossen näherten, und nun langsam und feierlich in der erwähnten Weise vorgingen. Bei den übrigen Ogorwe-Bewohnern erfolgt das Begrüßen in der Art, daß man sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legt, ohne eine vollständige Umarmung auszuführen, und dabei langsam mehrmals das Wort: samba, samba ruft.“

Die Sprache der fan ist völlig verschieden von den Negersprachen, klingt rauh wie das Volk selbst ist und besitzt einen Reichtum an Nasenlauten, welche der Fremde nur schwer auszusprechen vermag. Ihre Reden begleiten sie stets mit den heftigsten Handbewegungen, so daß man oft glaubt, sie seien in Streit ge-

raten, während sie doch von den gleichgiltigsten Dingen sprechen. Wenn ihre Wildheit sich schon in ihrer Sprache äußert, so geschieht dies noch mehr durch ihr Aussehen. Sie sind auf der Brust, auf dem Rücken und den Armen tätowiert, durchbohren die Nasenscheidewand, um 5 bis 6 Zoll lange Stäbchen oder auch Ringe von Glasperlen hindurchzustechen, und beide Geschlechter pflegen die Vorderzähne spitz zu feilen, was



Fan.

für sehr schön gilt, ihnen aber ein raubtierartiges Aussehen verleiht. Das Haar, dessen Pflege die Frauen große Sorgfalt zuwenden, flechten dieselben und türmen die Zöpfe auf dem Kopf zu abenteuerlichen Frisuren auf, die durch dünnen Messingdraht den nötigen Halt empfangen und mit Glasperlen verziert werden. So unsauber die Fan-Frauen sind und so wenig Sorgfalt sie ihrer übrigen Toilette zuwenden, so scheuen sie doch die viele Mühe nicht, welche der künstliche Aufbau ihrer Haartürme erfordert. Manche flechten auch aus

Europas Kolonien. II.

3

ihrem Haar zahllose dünne Zöpfe, welche sie dann wirr herabhängen lassen, was ihnen ein äußerst wildes und verwegenes Aussehen verleiht. Schnüre aus Kaurimuscheln und Perlen sind um den Leib gewunden ein beliebter Schmuck, und aus Messingblech von den Fan selbst verfertigte dicke und schwere Ringe werden um die Knöchel getragen, außerdem die Arme, die Finger, ja sogar die Fußzehen mit messingenen Ringen überladen. Die Kleidung der Frauen besteht zuweilen nur aus einigen vorn von der Taille herabhängenden Blättern. Gewöhnlich tragen sie vorn ein schmales Stück Zeug, welches sie aus der weißen Rinde eines Baumes verfertigen, die, nachdem sie mehrere Tage im Wasser gelegen, mit hölzernen Klöppeln so lange geschlagen wird, bis sie die nöthige Weichheit und Biegsamkeit erlangt, und den rückwärtigen Teil des Körpers bedecken sie mit einem um die Lenden befestigten Affensell. Die Männer tragen nur ein Stück Zeug um die Lenden.

Ebenso einfach wie ihre Kleidung, sind die Hütten der Fan: eine Matte auf einer ein wenig erhöhten Stelle, einige niedrige Holzstühle, roh gearbeitete Kochgeschirre und neben Bogen und Pfeilen ein Gewehr — das ist alles, was eine Fan-Hütte enthält. Dicht bei der Schlafstelle ist die Feuerstelle, und da ein Rauchfang ebensowenig vorhanden ist als Fenster, und die Thür stets geschlossen bleibt, ist das Innere der Hütte, wenn Feuer angemacht wird, bald mit Rauch gefüllt, welcher nur durch die Fugen im Dache und kleine Spalten in der Thür entweichen kann.

Die Dörfer der Fan sind alle befestigt und gegen Überfälle wohl verwahrt. Man sieht es ihnen an, daß in ihnen Menschen wohnen, welche sich mit aller Welt im Kriege befinden. Es ist nicht ratsam, ohne einen des Weges kundigen Führer einem Fandorfe sich zu nähern, denn auf den schmalen Pfaden, welche durch den Wald zum Dorfe führen, sind Fallgruben angebracht und so geschickt verdeckt, daß man bei der größten Vorsicht doch Gefahr läuft, in eine derselben hinabzustürzen. Hat man endlich das Dorf erreicht, so ist es nicht leicht, den Eingang zu finden, da derselbe durch aufgehäuftes Gestrüpp den Blicken verborgen ist, und hat man sich zwischen dem Gestrüpp hindurchgeschlängelt, so steht man vor einer Barrikade, welche mit gefälltten Bäumen hergestellt ist und für den fremden Eindringling ein neues Hindernis bildet. Der Urwald schließt sich fast unmittelbar an die Häuser an, nur durch einige Reihen von Bananen von ihnen getrennt, um welche sich ein neuer Verteidigungswall in Gestalt von spitzen Holzpfählen zieht, welche in den Boden eingeschlagen sind.

Bei jedem Dorf befindet sich eine Plantage, in welcher Bananen und Maniok gezogen werden, aber diese ist nie bedeutend, da Fleischkost die Hauptnahrung der Fan bildet. Den Frauen die Arbeit in den Plantagen überlassend, ziehen die Männer auf die Jagd, zu welcher die ungemein wildreichen Wälder einladen. Da giebt es Antilopen, Stachelschweine, wilde Rinder, eine Menge Affenarten, daneben auch noch Elefanten, Leoparden und Tigerkaten, so daß die Speisefarte einer Fanküche große Abwechslung zu bieten imstande ist. Sie ist dies umso mehr, als die Fan durchaus nicht wählerisch sind und alles verzehren, was sie an lebenden Wesen auf der Erde, im Wasser und in der Luft vorfinden. Sie verschmähen Frösche und Termiten ebensowenig wie Menschenfleisch. Alle Fan sind Kannibalen, obwohl jene, welche in der Nähe der europäischen Niederlassungen wohnen, dieser Unsitte weniger huldigen als die tiefer im Innern wohnenden. Es treibt sie dazu weder Not an anderen Nahrungsmitteln, noch besondere Vorliebe für Menschenfleisch, sondern einzig und allein nur ihre Wildheit und Grausamkeit, welche sie danach streben läßt, einen überwundenen Feind möglichst gründlich zu vernichten. Wenn sie von einem Kriegszuge als Sieger heimgekehrt sind, findet ein großes Fest statt, bei welchem die Gefangenen geschlachtet und verzehrt werden. Fremden wird die Anwesenheit bei einem solchen Schmause nicht gestattet. „Sie fühlen selbst, daß sie etwas thun, was sie in den Augen der anderen Neger herabsetzt, und üben diese Unsitte nur im Verborgenen und ganz unter sich aus.“ Ob die Fan ihre eigenen Toten verzehren, wie behauptet wird, ist dagegen nicht erwiesen.

Die übrigen Neger fürchten die Fan und weichen ihnen möglichst aus, aber sie lassen auch keine Gelegenheit ungenutzt vorübergehen, sich an den gefürchteten Nachbarn zu rächen, wenn dies gefahrlos

geschehen kann. Die Fan kennen die feindselige Stimmung ihrer Nachbarn, und diese ist die Ursache des Mißtrauens, mit dem sie jedem Fremden begegnen. Außer den Verschanzungen, welche ihre Dörfer umgeben, wird noch durch Spione, welche sie in die Umgegend aussenden, für ihre Sicherheit gesorgt. Es ist nicht möglich, sich einem Kandorfe zu nähern, ohne daß sofort die Bevölkerung davon benachrichtigt und alarmiert wird. Kein Fan verläßt unbewaffnet sein Dorf oder auch nur seine Hütte, und sogar Burschen von 10 Jahren sind bereits bewaffnet und wissen mit einem Gewehr umzugehen. Ihre Waffen sind alte Feuerstingewehre, welche sie statt der Kugeln mit Eisenstücken, Steinen und dgl. laden, Speere, Bogen mit vergifteten Pfeilen, und große Messer, welche sie an der linken Seite zu tragen pflegen. Als Schutzwaffe haben sie Schilde, teils aus Elefantenhaut, teils aus mit Binsengeslecht überzogenem Holz. Außer den Gewehren, welche von den europäischen Faktoreien kommen, verfertigen sie ihre Waffen selbst und nur das nötige Eisen wird ihnen von den Faktoreien geliefert. Weiter im Innern verstehen jedoch die Fan auch selbst Eisen aus dem dort sehr häufigen thonigen Brauneisenstein herzustellen.

Du Chaillu schloß von der kegelförmigen Schädelbildung der Fan auf geringe geistige Fähigkeiten, aber er überzeugte sich bald, daß er sich geirrt hatte und daß sie in verschiedenen Fabrikationen große Fertigkeit besaßen. Sie flechten Körbe aus Pflanzensafarn, welche durch Harz wasserdicht gemacht werden und dann als Wasserbehälter dienen; sie verfertigen Thongeschirre, die recht hübsch aussehen, trotzdem die Fan keine Ahnung von der Drehscheibe haben; sie schmücken die selbstgeschmiedeten Schwerter und Messer mit Figuren und allerlei anderen Zieraten und scheuen monatelange Arbeit nicht, um eine schöne Waffe zu erzeugen.

Nächst den Fan sind das bedeutendste Volk am Ogowe die M'Pongwe, oder vielmehr all die Stämme, welche als zersplitterte Reste eines großen M'Pongwe-Reiches gelten können, das wahrscheinlich einst hier bestand, die Orungu (am Kap Lopez), die Ncomi (Kamma), die Galloa, die Ininga, die eigentlichen M'Pongwe am Gabun u. s. w. Die Orungu (auch Kap Lopez-Leute genannt) sind zwischen dem Ogowe und den an der Gabunmündung wohnenden M'Pongwe ansässig, auf den großen wildreichen Prärien, welche sich dort nördlich vom Ogowe ausbreiten, und an der durch einen staunenerregenden Reichtum an Fischen ausgezeichneten Küste. Der Fischfang und das Räuchern der Fische, welche sie nach den Faktoreien am Gabun als Nahrung für die Krus bringen, bildet ihren Haupterwerb. Früher lebten sie hauptsächlich vom Sklavenhandel, welcher alljährlich zahlreiche Schiffe nach der Nazareth-Bai lockte, und noch lange nach Unterdrückung der Sklavenausfuhr an anderen Orten sind von hier aus Sklaven nach St. Thomé und Principe ausgeführt worden. Als Lenz am Ogowe weilte, bestand der Sklavenhandel noch und es kamen jährlich durchschnittlich 2000 Sklaven flussabwärts nach Kap Lopez, deren größerer Teil nach den portugiesischen Inseln gebracht wurde. Erst im Jahre 1876, als auch für die Schwarzen auf den genannten Inseln die Stunde der Befreiung schlug, fand die Sklavenausfuhr am Ogowe ihr Ende, und der Handel beschränkt sich jetzt auf den Verkauf von Sklaven an die Küstestämme. Die Orungu, welche seitdem ausschließlich auf den Fischfang sich angewiesen sehen, sind wegen der Unterdrückung ihres Handels auf die Europäer schlecht zu sprechen, haben den europäischen Kaufleuten wo es nur anging Hindernisse in den Weg zu legen gesucht, und sich durch Räubereien und Gewaltthatigkeiten in übeln Ruf gebracht. Nachdem Frankreich den Ogowe unter seinen Schutz gestellt hatte und dort wie am Gabun hohe Zölle von den ein- und ausgeführten Waren erhob, wollten die Kaufleute den in Rum und Tabak bestehenden Tribut, welchen die Orungu für die ungehinderte Fahrt durch ihr Gebiet forderten, nicht mehr entrichten. Dies vermehrte noch den Zorn der Orungu, welche schon darüber empört waren, daß ihr Zwischenhandel durch die weiter flussaufwärts im Lande der Galloa errichteten Faktoreien untergraben wurde. Im Jahre 1876 wollten sie mit Gewalt den frühern Zustand wiederherstellen und die Europäer zwingen, die Faktoreien nach Kap Lopez zurückzuverlegen, aber der Versuch mißlang, da die Galloa sofort energisch für die Weißen eintraten.

Zu Gunsten der den Orungu unangenehmen Verlegung der Faktoreien von der Küste in die flussaufwärts gelegenen Gebiete spricht auch das ungesunde Klima im Ogowe-Delta. Bei Hochwasser ist das niedrige

Land völlig überschwemmt und die zwischen dem Nazareth, Merias und Fernand Vas, den drei Mündungsarmen des Ogowe auf den sumpfigen Inseln sich ausbreitenden Mangrovenwälder sind die Brutstätte gefährlicher Fieber. Vielleicht keine andere Küstenstrecke West-Afrikas ist so ungesund wie die vom Äquator bis zum zweiten Grad südlicher Breite, von der Ogowe-Mündung bis zu dem etwa 10 deutsche Meilen landeinwärts gelegenen Anenga-See.

„Die Witterungsverhältnisse in den Gabunländern gestalten den sanitären Zustand der Bewohner zu einem sehr ungünstigen, und die besonders heftig in den Küstenstrichen auftretenden Fieber raffen einen großen Prozentsatz der Europäer hin, selbst die Eingeborenen haben viel darunter zu leiden. Eine nicht zu viel Menschenleben fordernde, erfolgreiche und dauernde Ausnutzung der westafrikanischen Äquatorialländer durch Weiße wird so lange unmöglich bleiben, so lange man nicht den verderblichen Einflüssen des Klimas Schranken zu setzen vermag, bevor nicht wenigstens, wie es z. B. in Algier durch Massenanpflanzung des australischen Gummibaumes (*Eucalyptus globulus* Lab. und *E. rostrata* Schlecht.) mit Erfolg geschieht, die fiebererzeugenden Miasmen, welche den faulen Sümpfen entsteigen, auf irgendeine zweckmäßige Weise entfernt oder doch auf



Insel Ningsaka im untern Ogowe.

ein weniger gesundheitsgefährliches Maß reduziert werden. Im Innern des Landes findet der Europäer auch hier, wie fast überall in Südafrika, seiner Gesundheit mehr zusagende Klimaverhältnisse, und es würde, um eine geregelte, massenhafte und gefahrlosere Einwanderung zu ermöglichen, einzig und allein der Anlage von Kommunikationen und der Beschaffung genügender Verkehrsmittel bedürfen, welche die Ankömmlinge den schlimmen Folgen eines längeren Aufenthaltes in der miasmenreichen Küstenregion durch unverzügliche Weiterbeförderung ins Innere entziehen. Es ist das eine Erfahrung, welche gleicherweise auf Ost- wie auf Westafrika ihre Anwendung findet, und allein auf ihr fußend kann es dereinst gelingen, Afrika, diesen Erdteil, welchem die Zukunft gehört, zu einem neuen Arbeitsfelde zu machen!¹⁶⁾

Östliche Nachbarn der Orungu sind die Osheskiani, ein über einen großen Raum zerstreutes, nicht sehr zahlreiches und von anderen Stämmen arg verachtetes Volk, dessen kleine Dörfer man vereinzelt noch jenseits des Gabun am Mundah antrifft, und im Süden grenzen an die Wohnsitze der Orungu jene des

¹⁶⁾ Hermann Soyauy, I. c., I. Band, Seite 119.

großen kriegerischen Volkes der Ncomi oder Kamma, die den Weißen freundlich gesinnt sind. Am See Jonanga und den beiden Ufern des Ogowé in der Nähe des Sees wohnen die Galloa, in deren Gebiet zuerst C. Wörmann aus Hamburg und Hatton & Cookson aus Liverpool Faktoreien anlegten. Diesen gegenüber befinden sich am linken Ufer zwischen diesem und dem Sile-See die Dörfer der Ininga, welche von ihren alten Wohnsitzen am mittlern Rembo Ngunie durch die kriegerischen Afelle hierher gedrängt wurden. Sie sind den



Rengenge, Häuptling von Orowi am Ogowé.



Rennéle, Häuptling von Igane.



B'kumbe (d. i. Sonne), Häuptling der Galloa.



Kempole, Häuptling der Afhondo.

Galloa nahe verwandt und gleich ihnen Reste des großen Volkes der M'Pongwe. Ininga und Galloa sind die Sklavenlieferanten für die weiter flussabwärts wohnenden Stämme, und sie kommen auf ihren Handelsreisen ins Innere bis zu den Okota und Okande. Sklaven werden von den Ininga in Menge gehalten, da sie selbst zu faul sind, ihre Plantagen zu bestellen. Sie überlassen die Arbeit in denselben ihren Sklaven und Frauen und thun selbst absolut gar nichts; sogar zur Jagd und zum Fischfang sind sie zu faul, und ihre

einzigste Beschäftigung sind die jährlich einmal in großen Gesellschaften unternommenen Reisen zum Einkauf von Sklaven. Mit den Europäern verkehrten sowohl die Ininga als die Galloa von Anfang an freundschaftlich und haben im Umgang mit denselben manche von den Gewohnheiten der Gabunneger angenommen, deren Kleidung die ihre vollkommen gleicht. Sie besteht aus einem bis zu den Füßen reichenden, auch den Oberkörper einhüllenden Stück Baumwollenzug, dessen Ende über die linke Schulter geschlagen wird. Nur die Frauen lassen den Oberkörper unverhüllt, und die Kinder sind völlig nackt. Große Vorliebe zeigen sie für europäische Kleidungsstücke, namentlich für Uniformen und Cylinderhüte, welche daher in keiner Faktorei fehlen dürfen. Dem Kopfschmuck widmen die Frauen wie jene der San große Sorgfalt und verstecken ihr Haar, in welchem sie häufig geschnittene Elfenbeinadeln tragen, kunstvoll aufzutürmen.

Die Ininga zählen (nach Lenz) nur 400 bis 500 Seelen, denen eine bedeutende Überzahl von Sklaven gegenübersteht. Obwohl sie demnach eines der kleinsten Völker am Ogoewe sind, war doch ihr alter blinder König Renoki, welchen Lenz besuchte, nachdem sein Nebenbuhler, der Galloa-Häuptling N'kumbe gestorben war, einer der einflussreichsten Könige am untern Ogoewe.¹⁷⁾ Er verdankte diesen Einfluß zum Teil seiner Verwandtschaft mit einem der mächtigsten Okandehäuptlinge, zum Teil aber auch seinem Rufe als Zauberer. Die Furcht vor seinen Zauberkünsten war für die Reisenden das beste Schutzmittel gegenüber den stromaufwärts wohnenden Stämmen. „Renoki,“ schreibt Lenz, „hatte die Gewohnheit, so gegen Mitternacht, wenn ich im besten Schläfe lag, vor meinem Hause auf- und abzuspatzieren und durch kräftiges Schreien und Ausstoßen verschiedener unartikulierter Töne die bösen Geister zu vertreiben. Es war dies zwar sehr gut gemeint, aber im Interesse meines Schlafes mußte ich mir diese Beschwörung doch verbitten. Darin ist Renoki überhaupt groß, und bei jeder Gelegenheit sucht er seinen Einfluß als Zauberer geltend zu machen. Als einmal ein großes Gewitter im Anzuge war, stellte er sich vor meine Hütte, schwang seine Zauberglocke (das Symbol der Macht bei allen Ogangas) gegen den Himmel und schrie: Ningo mpolo, ningo mpolo (großes Wasser, großes Wasser), füge dem weißen Mann in meinem Dorfe keinen Schaden zu; verschone auch seine Diener, die Senegalesen, die Gabunesen und den Kruman!“ Diese Worte rief er mit gewaltiger Stimme den schwarzen schweren Gewitterwolken und den grellen Blitzstrahlen entgegen, bis der herabströmende Regen ihn in seine Hütte zurücktrieb. Häufig machte mir Renoki Besuche in meiner Hütte, meist um ein kleines Geschenk zu bekommen, ein wenig Tabak oder irgend eine Kleinigkeit, und ich mußte ihm dann von den weißen Männern erzählen; mit größtem Interesse und unverkennbarem Erstaunen lauschte er den Berichten meiner Diener von den riesengroßen Schiffen in Gabun, welche all die zahllosen Waren bringen, von dem großen steinernen Hause des Kommandanten und ähnlichen Dingen. Besondere Freude hatte er an meiner großen schönen Spieluhr, und er konnte sich nicht satt hören an den Melodien aus „Angöt“, „Jar und Zimmermann“ etc.

Alle diese Stämme sind uns sehr spät bekannt geworden, und eine genauere Kenntnis derselben haben wir erst im letzten Vierteljahrhundert erlangt, als jene Periode der Reisen und Entdeckungen in Afrika begann, welche die in unserer Zeit erzielten Erfolge einleitete.

So überraschend schnell sich in neuerer Zeit im Ogowegebiet die Entdeckungen gefolgt sind, so langsam sind sie bis in die Mitte unseres Jahrhunderts fortgeschritten. Wiederholt ist das Entdeckte in Vergessenheit geraten, und der kaum gelüftete Schleier hat das Land wieder verhüllt. Schon die Alten sind vielleicht bis zum Ogoewe gelangt, da ganz abgesehen von der Umschiffung Afrikas durch die Phönizier, welche Herodot erwähnt, der Syziker Eudogus etwa im Jahre 100 v. Chr. an der Westküste Negerstämme getroffen haben soll, deren Sprache Anklänge an die an der Ostküste gesprochenen aufwies, was, wie Peschel meint, zu der Annahme berechtigt, daß er mindestens bis zum Gabun gelangt sei.¹⁸⁾ Was damals ein kühner Seefahrer entdeckte, geriet in Vergessenheit, und erst als unter Heinrich dem Seefahrer die Portugiesen ihre großen Ent-

¹⁷⁾ Oskar Lenz, „Die Ininga“ in: Skizzen aus West-Afrika, Seite 53.

¹⁸⁾ Oskar Peschel, Geschichte der Erdkunde. Stuttgart, Cotta, 1866, Seite 19, Anmerkung 1.

deckungsreisen begannen, trat auch die Ogowe-Küste aus dem Dunkel hervor. Die Ersten, welche die Mündung des Ogowe erreichten, waren wahrscheinlich João de Santarem und João d'Escovar, welche 1740 oder 1741 von Elmina längs der Küste weiter segelten. Die geographischen Kenntnisse wurden durch diese Entdeckung nicht vermehrt, da die Portugiesen sich ängstlich hüteten, andere Völker auf die reichen Länder aufmerksam zu machen, deren Besitzrecht die Päpste ihnen wiederholt zuerkannt hatten. Da überdies die Windstillen und Seeströmungen im Golf von Guinea der Schifffahrt so große Schwierigkeiten bereiteten, daß noch am Ende des vorigen Jahrhunderts speziell die Gabun- und Ogowe-Küste von den Schiffen möglichst gemieden wurde, so war es den Portugiesen leicht, die Welt in Unkenntnis über ihre dortigen Besitzungen zu erhalten. Sie hatten sich, verlockt durch das Gerücht von dem Goldreichtum des Landes, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf der Insel Coniquet in der Gabun-Mündung niedergelassen, als sie aber in ihren Erwartungen sich getäuscht fanden, gaben sie die Niederlassung auf. Abermals hörte aller Verkehr von Europäern mit dieser Küste auf, und erst der englische Missionär Edward Bowdich, der 1817 mehrere Wochen am Gabun weilte, brachte Nachrichten vom Ogowe heim. Was er mitteilte, beruhte zwar nur auf Aussagen der Eingeborenen und war zum Teil falsch, da er z. B. eine Verbindung des Gabun mit dem Ogowe annahm, aber er hatte ganz richtig die hohe Bedeutung des Ogowe erkannt und empfahl eine Expedition zur Erforschung seines Laufes und des von ihm zum Kongo führenden Weges. Seine Nachrichten wurden jedoch so wenig beachtet, daß noch die Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts erschienenen geographischen Handbücher von Daniel und Klöden des Ogowe nicht mit einem Worte erwähnen.

Frankreich hatte indessen am Gabun festen Fuß gefaßt, und von dort aus drang „der eigentliche Bahnbrecher zum großen unbekannten Äquatorialfern“, Paul Belloni du Chaillu, in den fünfziger Jahren gegen den Ogowe vor. Seine Schilderungen der von ihm durchzogenen Länder erregten ungeheures Aufsehen, stießen aber in Gelehrtenkreisen auf heftige Opposition und großen Unglauben, da man einen bedeutenden Teil seiner Mitteilungen für Übertreibungen und Unwahrheiten hielt. Erst in neuerer Zeit ist der große Reisende durch andere Besucher jener Gegenden glänzend rehabilitiert worden. Man darf nicht vergessen, daß Du Chaillu's Reisen in erster Reihe Jagdzüge waren und daß geographische Forschungen nicht den Zweck derselben bildeten. Trotzdem hat er viel zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse beigetragen. Wenn man die Resultate seiner Forschungen in wenige Worte zusammenfassen will, so muß man sagen, „daß er zuerst gezeigt hat, daß die 4 Flüsse Muni, Mündah, Gabun und Rembo von kleiner Ausdehnung und nur Küstenflüsse sind, daß dagegen der durch das große, im Süden von Gabun liegende Delta des Nazareth, Mexias und Fernan Vas mündende Ogowe der einzige große Fluß dieser ganzen Region ist, der, aus dem Innern kommend, die Küstenfördilleren durchbricht, wo der Gabun seinen Ursprung hat.“¹⁹⁾ Daneben verdankt man Du Chaillu wertvolle Schilderungen der Pflanzen- und Tierwelt dieses Gebietes, darunter insbesondere des Gorilla, und nicht minder die ersten ausführlichen Berichte über die Fan, da er der erste Europäer war, der sie sah und nicht bloß vom Hörensagen über sie berichtete. Bald nach seiner Rückkehr drang der amerikanische Missionär Bert in das Gebiet der Pahouins ein und lernte die M'Pongwe, Boulou, Afelle und Fan kennen, und 1862 gelangte R. S. Burton bis zur Sierra del Cristal und brachte neue Nachrichten über die Fan mit. In demselben Jahre wie Burton unternahm der französische Marineoffizier Serval mit dem Marinearzt Griffon de Velay, nachdem er bereits das Ästuarium des Gabun und dessen Zuflüsse eingehend durchforscht hatte, eine Forschungsreise den Ogowe aufwärts, aber leider zu einer ungünstigen Jahreszeit, während niedrigen Wasserstandes. Der Dampfer „Pionier“, den die Regierung behufs Erforschung der Flüsse nach dem Gabun gesandt hatte, und dessen Kommandant Serval war, geriet schon 60 Seemeilen oberhalb der Mündung des Nazareth auf eine Sandbank, und Serval sah sich gezwungen, die Fahrt in einem Boote fort-

¹⁹⁾ Die Gabun-Länder im äquatorialen Afrika. Petermanns Mitteilungen, 1862, Seite 181.

zusehen. Durch die feindselige Haltung der Eingeborenen wurde er, als er den U'Gumo, den Abfluß des Jonanga-Sees erreichte, zur Rückkehr gezwungen. Trotzdem waren die Resultate dieser Expedition sehr bedeutend. Durch sie wurde der bisher wenig beachtete Ogowe den größten Strömen Afrikas angereiht, denn es stand nun fest, daß er in seinem untern Laufe durchschnittlich 2500 Meter breit und 2 bis 25 Meter tief war; der Anenga-See, welchen bereits Du Chailu besucht hatte, wurde gründlicher erforscht und außerdem ein neuer, der Jonanga-See entdeckt, welcher auf dem linken Ufer des Ogowe seinen Abfluß in denselben hat; über die Völkerschaften, durch deren Gebiet Serval gefahren war, die Kamma, Jvilis und Galloa, sowie über Bodengestaltung, Fauna und Flora brachte die Expedition eine Menge neuer Aufschlüsse. Eine zweite Reise, welche Serval und Griffon de Belay wenige Monate später unternahmen, führte sie vom Gabun aus teils zu Wasser, teils zu Lande gegen den mittlern Ogowe. Bei dem Dorfe Orongo erreichte Serval — sein Begleiter war unterwegs erkrankt — den dort 1200 Meter breiten Okanda²⁰⁾ und zog Erkundigungen über den Zusammenfluß desselben mit dem von Süden kommenden Ngunie ein.



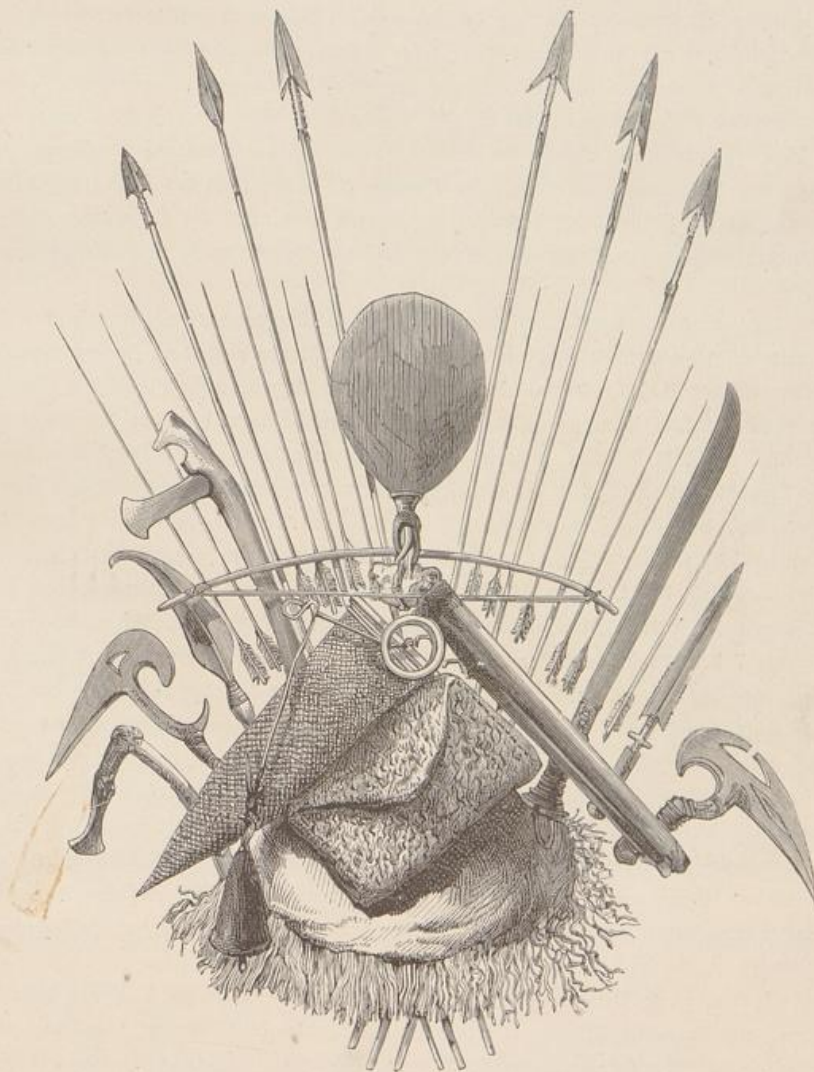
Jonanga-See.

Expeditionen zur Erforschung des Binnenlandes folgten nun rasch eine der andern.²¹⁾ Im Jahre 1863 durchforschte der Marine-Leutnant Genoyer die bis zu 5000 Fuß emporsteigende Sierra del Cristal (Anengue Upala der Eingeborenen); im Oktober desselben Jahres unternahm Du Chailu von der Mündung des Fernan Vas eine Fahrt stromaufwärts, aber sein Boot schlug um und er büßte dabei alle astronomischen Instrumente ein, was ihn bewog, seinen Plan zunächst aufzugeben. Im folgenden Jahre gelangte Leutnant Genoyer vom Bogoe aus auf dem Landwege zum Okanda, an der Stelle, an welcher er sich nach Süden wendet, und entdeckte die Insel Sorokotscho und einen See auf dem linken Ufer; im Oktober dieses Jahres trat Du Chailu, nachdem er seine verlorenen Instrumente endlich ersetzt hatte, eine Reise in das Land der Aschira an, entdeckte den Ovigi und seinen Zufluß, den Eugendschi, und fuhr auf ersterem in den Ngunie, dessen Lauf er bis zu dem Nagoschi-Fall folgte, worauf er in östlicher Richtung landeinwärts vordrang und

²⁰⁾ Name des Ogowe in seinem obern Lauf.

²¹⁾ Franz Czerny, Entdeckungsgeschichte der Gabun- und Ogowe-Länder und die Ogowe-Quellen. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XI. Band, 1876, Seite 209 und 241.

in der Nähe des Mchangodorfes Niembuai auf Leute von dem Zwergstamm der Mbongo stieß. Die an Abenteuer reiche Fahrt, welche Du Chaillu noch gegen den Kongo hin fortzusetzen gedachte, fand einen plötzlichen Abschluß, da einer seiner Begleiter zufällig einen Mchango-Mann und eine Mchango-Frau erschoss, wodurch Du Chaillu gezwungen wurde, sich der Rache der Mchangos durch schnelligste Flucht zu entziehen, auf welcher leider ein großer Teil der Ergebnisse seiner Forschungen verloren ging.



Erzeugnisse der Fan.

Eine der wesentlichsten Errungenschaften dieser Reisen Du Chaillus waren genaue Nachrichten über mehrere Völkerschaften, von denen man bisher nicht mehr als den Namen kannte: die Iweja, Apingi, Ischogo, Mbongo, Mchango.

Eine große Expedition brach gegen Ende des Jahres 1865 unter Führung des Engländers R. B. N. Walker nach dem Innern auf, um den großen Binnensee aufzusuchen, von dem die Eingeborenen erzählten,

und dessen Entfernung von der Küste man auf 1100 Kilometer schätzte. Die Expedition scheiterte schon nach wenigen Tagen. Walker war mit einer Karawane, bei welcher sich auch Frauen und Kinder befanden, vom Ramboë aufgebrochen, wurde aber plötzlich von allen seinen Begleitern verlassen, die überdies einen großen Teil seines Gepäcks mitnahmen. Dies zwang Walker, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben. Er wurde zwar von den Inengas, deren Ansiedelungen er, in einem Boote den Ogowe hinabfahrend, erreichte, freundlich aufgenommen, aber seiner Weiterreise ins Olandeland wurden Schwierigkeiten bereitet, und man wollte sie ihm wenigstens nicht vor der Rückkehr des abwesenden Königs Renofi gestatten. Erst nach einem Ausflug zu den Samba-Fällen und in das Land der Iweja gelang es ihm, von den Häuptlingen die Erlaubnis zur Fahrt stromaufwärts zu erlangen, oder richtiger gesagt: durch Drohungen zu erzwingen. Er kam bis in das Ofota-Gebiet, wo der Fluß nur noch 200 bis 300 Nards breit ist, zu der Insel Udungu, auf welcher das Dorf Edibe liegt. Durch seinen Besuch der Samba-Fälle wurde der Unterlauf des Ngunie bekannt und durch Vereinigung seiner Mitteilungen mit jenen Du Chaillus ein Gesamtbild des Flusses geschaffen, aber im Vergleich zu den großartigen Plänen, mit denen er ausgezogen war, sind die Ergebnisse seiner Reise doch ziemlich gering, obwohl auch unsere Karten des Oberlaufes des Ogowe durch eine Menge neuer Angaben bereichert wurden.

Im Jahre 1864 wurde Contre-Admiral Fleuriot de Langle Kommandant des französischen Geschwaders an der Westküste, und auf seine Veranlassung wurden sowohl Expeditionen nach dem Innern unternommen, als auch die Aufnahmen an der Küste und im Mündungsgebiet des Ogowe vervollständigt. Marine-Leutnant A. Aymés wurde 1867 mit dem Dampfer „Pionier“ flussaufwärts gesandt, um mit den Eingeborenen Verträge abzuschließen und auf dem Okanda so weit als möglich vorzudringen.²²⁾ Durch das Springen eines Kessels wurde die Expedition unterwegs 10 Tage aufgehalten, und inzwischen war der Wasserstand im Ogowe bereits so sehr gesunken, daß eine Fortsetzung der Reise mit dem Dampfer unmöglich war. Aymés fuhr trotzdem noch in einem Boote bis zur Insel Sorokotscho hinauf und erzielte erfreuliche Erfolge. Ein kleiner Landstrich am Zusammenfluß des Ngunie und Ogowe wurde für Frankreich erworben, und durch Aymés' sorgfältige Aufnahmen wurden viele Irrtümer in den Karten beseitigt. Es stellte sich z. B. heraus, daß die Mündung des Ngunie 7 deutsche Meilen südwestlicher lag als man bisher angenommen hatte.

Gleichzeitig war der Marine-Leutnant Janet auf der „Arabe“ mit der Aufnahme der Küste nördlich vom Kap Lopez beschäftigt, und 1868 durchforschten die Leutnants Aymés und Carpentier auf dem „Pionier“ die Fernand-Vas-Lagune, wo später Leutnant Hedde ihre Arbeiten fortsetzte. Durch solche Forschungen und Aufnahmen wurde genügendes Material zu einer Ogowe-Karte gesammelt, welche 1869 von Kertanguy, Attaché beim Generalstab der Admiralität, entworfen wurde. In dieser Karte, die heute noch für den untern Lauf des Ogowe die beste ist, findet man alles verzeichnet, was durch die Entdeckungsreisen der letzten 30 Jahre festgestellt worden,²³⁾ wogegen die Zeichnung des Oberlaufes, die teils auf den Aussagen der Eingeborenen, teils auf Vermutungen beruhte, selbstverständlich durch die neuesten Forschungen bedeutend überholt und deshalb veraltet ist.

Da sehen wir das große Delta des Ogowe vor uns, ein labyrinthartiges Netz von Kanälen, welches die drei Hauptarme, den Nazareth, Mexias (Mangue-Mangue) und Ovenga Ponga miteinander verbindet. Von der im Norden des Delta gelegenen Nazareth-Bai bis Kap Sainte Cathérine, und von dieser Küstenstrecke noch 20 Meilen landeinwärts ist das Land sumpfig und mit Mangroven bedeckt. Zahllose kleine Wasserläufe hindern dort das Vordringen, und eine Menge Seen liefern den Beweis für die Annahme,

²²⁾ Der Expedition schlossen sich noch an der Marinearzt Grand, der Apotheker Barbedor, der Offiziersaspirant Fouasse, und der bekannte englische Reisende Walker.

²³⁾ Außer den von Admiral Fleuriot de Langle veranlaßten Arbeiten der Marineoffiziere und den Mitteilungen der Reisenden wurden auch die in Petermanns Mitteilungen 1862 und 1865 enthaltenen, auf Du Chaillus Berichten fußenden Angaben über die Gebirgszüge benutzt.

daß der Ogowe einst eine viel größere Ausdehnung hatte als jetzt. Dafür sprechen auch die vielen erratischen Blöcke, welche Lenz im Okandaland fand, und die 300 bis 400 Meter hohen, mit gelbem Lehm bedeckten Hügel am Ogowe-Ufer, auf welchen ebenfalls erratische Blöcke liegen. Der Fluß hat sie dort abgelagert, als er noch viel gewaltigere Wassermassen dem Meere zuwälzte, und sie sind zurückgeblieben, als der Ogowe — vielleicht in der Diluvialzeit — zu sinken begann und allmählich sich in sein jetziges Bette zurückzog. Zwischen den Seen, welche an beiden Ufern des Ogowe liegen, lagert noch eine dicke Schicht desselben eisenhaltigen Lehms, den man auf den Hügeln findet, welche einst vom Wasser bedeckt waren. Nach Südosten trennt die Seen waldiges Hügelland vom Rembo Agunie, dem ersten großen Nebenfluß des Ogowe. Der größte See ist der Eliva Jonanga, der mit zahllosen Inselchen bedeckt ist, auf denen sich die Dörfer der Galloa befinden. Lenz spricht mit begeisterten Worten von diesem See, an dem die vielgerühmte Tropenpracht, welche man im äquatorialen Afrika so selten finde, wirklich vorhanden sei. „Die Landschaft,“ sagt er, „war mit einem Male verändert. Die Ufer wurden offen und waren mit Gras bewachsen, einzelne Palmen ragten daraus hervor, der Wald wich immer mehr zurück und eine große glänzende Wasserfläche bot sich dem überraschten Auge dar. Kleine Sandbänke waren dicht besetzt mit allerhand Wasservögeln, die hier reichlich Nahrung fanden und sich in ihrer Sicherheit nicht einmal durch das heranziehende Kanoe stören ließen, einzelne große Pelikane strichen ruhig durch die Fluten, und in den Lüften schwebten die prächtigen weißen Fischadler, nach Beute spähend. Die Ufer, sowie die zahllosen kleinen Inseln, welche in dem ganzen großen See zerstreut liegen und welche eigentlich verhindern, daß man einen rechten Überblick über das Ganze bekommt, waren mit Negerhütten besetzt, die freundlich aus dem dichten Grün der umgebenden großblättrigen Bananenbäume hervorleuchteten. Zahlreiche kleine Kanoes bewegten sich auf dem See hin und her, meist fischende Frauen bergend, so daß der erste Eindruck von diesem Seeengebiet ein durchaus wohlthuender und angenehmer war.“ Zahlreiche Sagen umgeben diese Inseln überdies mit dem Zauber der Romantik. Eine von ihnen gilt als heilig, und keines gewöhnlichen Sterblichen Fuß darf sie betreten. Außer dem allerlei Idole bergenden Fetischhaus befinden sich auf dieser Insel nur einige wenige Hütten, in welchen die Vertrauten der Götterwelt, die Ogangas, die Zauberer und Mediziner der Neger wohnen, welche dort auserlesenen Schülern in ihrer gefürchteten Wissenschaft Unterricht erteilen.

Die Oganga bilden am Ogowe, an der Loangoküste und weiterhin am Kongo eine Art mächtiger Hierarchie, deren Macht auf dem Aberglauben der Massen beruht. Der Neger ist überzeugt, daß jedwedes Unglück, das ihm zustoßt, das Werk irgendeines Kakodämons sei, der deshalb mit Hilfe des Oganga ausforscht und versöhnt werden muß.²¹⁾ Bei einer Mißernte, bei Krankheiten oder Todesfällen, überall hat der böse Geist seine Hand im Spiel. Häufig geschieht es aber auch, daß der Kakodämon in einen Menschen fährt, und in dessen Gestalt seine unheilvolle Thätigkeit fortsetzt. Wenn nun jemandem irgend ein Unfall zugestoßen

²¹⁾ Nach Bastian bezeichnet man an der Loangoküste den Kakodämon, welcher Menschengestalt angenommen hat, die männliche oder weibliche Here, mit dem Namen Endoge. „Der Ursprung des Endoge wird in den Schöpfungsmythen mit dem ersten Sterben in Verbindung gebracht, das erst (wie bei den Grönländern) nach einem Götterstreite eintrat, während anfangs das Leben beständig währte und sich (gleich dem der Caroliner), mit dem Neumond stets erneute. Ursprünglich tötete der Endoge im Auftrage der Gottheit, zu der er an einem (auch in der Mythologie der Chibchas bekannten) Spinnensaden hinaufkletterte. Seitdem er indes von einer moralischen Verurteilung getroffen wurde, bildete sich im dualistischen Gegensatz zu Samba ampungo im Himmel die Vorstellung des bösen (impi) Gottes in der Erde, des Sambi impi, und durch Beschwörung dieses mit seinen höllischen Geistern soll nun der Teufelskünstler seine Kunst erproben. Der Ganga oder Priester, dessen Weihe stets auf Schwierigkeiten stößt (auch in Guyana z. B. durch die Seefrau vermittelt werden muß), tritt erst in zweiter Linie nach dem Endoge hervor und wird geradezu für einen abtrünnigen Endoge erklärt, der, um beim Todesurteil sein Leben zu retten, sich für schuldig erkannte und, um des Cassa-Essens überhoben zu sein, sich erbot, die ihm bekannten Kräfte und Milongo (oder Zaubermittel) fortan zum Besten der Menschheit, statt zu ihrem Schaden zu verwenden. So kann es nicht überraschen, daß die Stellung des Ganga vielfach zwischen weißer und schwarzer Magie schwankt, und daß er in alte Gewohnheiten des Schadens zurückfallen mag. Jedoch bleibt davon getrennt die Klasse der den heiligen Boden der Muttererde hütenden Ganga, deren Existenz mit der göttlichen Einsetzung der Fürsten in Verbindung gebracht wird und schon mit deren Funktion als Priesterkönig eng verknüpft ist. Bastian, Die deutsche Expedition an die Loangoküste. II. Band, Seite 161.

ist und er vermutet, daß ein böser Geist in Menschengestalt daran schuld sei, wendet er sich an einen Oganga, um durch ihn zu erfahren, wer der Unheilstifter ist, und der Oganga weiß den Schuldigen stets zu finden. Wehe demjenigen, den der Oganga als den Anstifter des Unheils bezeichnet! Er ist in den meisten Fällen sofort dem Tode geweiht, wenn ihm nicht etwa noch gestattet wird, seine Unschuld durch eine Art Gottesgericht zu beweisen, wobei sein Schicksal ebenso in der Hand des Priesters liegt, wie dies bei den christlichen Ordaen des Mittelalters der Fall war. Mit dem Gottesgericht sind bestimmte Zeremonien verbunden. Der Angeklagte wird am Abend vorher in eine Hütte gesperrt, um welche während der ganzen Nacht Frauen und Kinder unter schrecklichem Geheul Tänze aufführen. Am Morgen wird ihm ein Trank kredenzt, den der



Pahouin-Dolmetscher.



Pahouin.

Oganga aus einer giftigen Rinde bereitet hat und der am Ogowe Mbunda genannt wird.²⁵⁾ Wenn er diesen nicht, sofort nachdem er getrunken, ausbricht, ist seine Schuld erwiesen. An einigen Orten ist es auch üblich, daß der Angeklagte, nachdem er getrunken, zwischen Bogen, welche in geringen Entfernungen von einander aufgestellt sind, hindurchlaufen muß. Wenn er dabei fällt, oder auch nur schwankt oder strauchelt, gilt er als schuldig und wird von den Zuschauern buchstäblich in Stücke gehauen. In einigen Gegenden ist es üblich, daß sowohl der Kläger als der Angeklagte den Giftbecher leeren müssen. Der Oganga macht dabei vortreffliche Geschäfte, denn er kann den Trank so brauen, daß er die geforderte Wirkung erzielt oder

²⁵⁾ An der Loangoküste und am Kongo wird die Rinde, aus welcher der Oganga den Trank bereitet, *Acacia* genannt, am Kamerun nennt man sie *Sascha*. Es ist die Rinde von *Erythrophloeum guineense*. In der Kalabargegend ist statt derselben die Kalabarbohne in Gebrauch.



Überschwemmtes Dorf in den Ogowe-Niederungen.



Überschwemmtes Dorf in den Ogoewe-Niederungen.

nicht, und wer ihn am besten bezahlt, der kann sicher sein, daß er beim Gottesgerichte Sieger bleibt. Der Oganga scheut sich daher auch nicht, unter Umständen, wenn das Vertrauen zu seiner Prophetengabe zu wanken beginnt, selbst den Giftbecher zu leeren, um zu beweisen, wie unbegründet die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sind.²⁶⁾ Die Neger glauben, daß das Erbrechen erleichtert und beschleunigt wird, wenn man vor dem Mbunda Palmöl getrunken hat, und diejenigen, die sich einem Gottesgericht unterziehen müssen, suchen daher durch Bestechung den Oganga zu veranlassen, daß er ihnen ermöglicht, vorher ein genügendes Quantum Palmöl zu sich zu nehmen, aber die Ogangas kennen jedenfalls noch andere bessere Mittel, um das Gift unwirksam zu machen.²⁷⁾

Der Oganga wird in so vielen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß es für einen einzigen Mann gar nicht möglich ist, allen Anforderungen zu genügen. Es giebt daher unter ihnen verschiedene Kategorien, deren jede für eine bestimmte Art von Zauberei die nötige Befähigung besitzt. Die einen zieht man zu Rate, um gestohlene oder verlorene Gegenstände wieder zu erlangen; andere sind als Regenmacher berühmt oder können bei Mähernten oder Hungersnot Hilfe schaffen; wieder andere müssen eine wirksame „Medizin“ liefern, wenn die Händler des Stammes eine Reise durch ein Gebiet unternehmen wollen, in welchem feindliche Angriffe zu befürchten sind, oder wenn der Stamm sich zu einem Kriegszug rüstet u. s. w. Bei der Zubereitung der „Medizin“ darf kein Uneingeweihter zugegen sein. In feierlichem Zuge begeben sich am Abend die am ganzen Körper mit weißer Farbe bemalten und in Affen- oder Tigerfellen gehüllten Oganga in den Wald, von wo sie nach einiger Zeit mit der „Medizin“ zurückkehren.

Die Oganga erscheinen demnach zugleich als Richter und als Priester, bilden jedoch auch in ersterem Beruf die Vermittler zwischen dem Menschen und der Gottheit, die Verkündiger des Willens der Letztern; sie sind, wie Hübbe-Schleiden sich ausdrückt, das spiritistische Medium der überfinnlichen göttlichen Kraft. Das Abzeichen ihrer Priesterwürde ist die Zauberglocke, eine eiserne Glocke ohne Klöppel, welche an einem kurzen Stock befestigt ist und einen dumpfen Ton von sich giebt, wenn sie mit einem Stab geschlagen wird. Diese Glocken werden im Fetischhaus oder im Hause des Oganga aufbewahrt, und der Oganga holt sie von dort, wenn irgend eine religiöse Zeremonie zu vollziehen ist. Die Glocke schwingend, ziehen die Ogangas voran, wenn sich in Zeiten der Not Prozessionen nach den heiligen Orten begeben, um dort unter Tänzen und Gesängen die Abwendung des Unheils zu ersuchen. Solche Prozessionen finden zu einem am Südofer des Eliva Jonanga gelegenen großen Felsblock statt, der auch zu jenen gehört, welche der Strom in unwordenlicher Zeit aus dem Innern herangewälzt hat. Wenn die Vorräte der Neger an Rum, Salz, Pulver und all den Gegenständen, welche sie von den Europäern beziehen, erschöpft sind, und noch immer keine Karawane in Sicht kommt, welche neue Waren bringt, ziehen sie mit den Ogangas an der Spitze zu dem heiligen Stein am Seeufer, führen dort mehrere Tage lang Tänze auf, und wenn sie dann endlich heimziehen, sind sie fest überzeugt, daß demnächst Kaufleute mit den ersuchten Waren sich einfänden werden.

Außer der heiligen Insel und dem heiligen Stein giebt es noch gar viel des Wunderbaren und Geheimnisvollen an Eliva Jonanga. Von einer Stelle des Seeufers soll man zuweilen das Meer sehen können, trotzdem dichte Urwälder zwischen ihm und dem See liegen, und soll die ankommenden Schiffe mit den europäischen Waren bemerken. Von Zeit zu Zeit soll sich aus dem See ein riesiger Pfahl erheben, der plötzlich verschwindet,

²⁶⁾ Du Chailu berichtet über ein Gottesgericht, dem er im Ushangoland bewohnte. Da alle Angeklagten das Gift ausgebrochen hatten, also als unschuldig erschienen, beschuldigte der Häuptling den Oganga, daß er seines Amtes schlecht gewaltet habe, und hieß ihn, zum Beweise seiner Unschuld selbst den Giftbecher trinken, was er auch anstandslos that und durch sofortiges Erbrechen seine Unschuld bewies.

²⁷⁾ Mit von Dr. Falkenstein, einem der Mitglieder der deutschen Loango-Expedition, nach Berlin gesandter Mumba-Kinde sind von Prof. Liebreich Versuche an Hunden gemacht worden, durch welche festgestellt wurde, daß das Gift völlige Herzlähmung und in deren Folge den Tod herbeiführe. Auf Pflanzensresser wirkt es nicht so wie auf Fleischresser. Durch das Erbrechen, welches bei den Negern als Beweis der Unschuld gilt, wird das Gift aus dem Magen entfernt, bevor es noch seine lähmende Wirkung ausüben konnte.

um an einer andern Stelle aufs neue emporzutauken, und auch kleine Inseln sollen sich dann und wann aus dem Wasser erheben, in welches sie aber ebenso schnell zurücksinken, wie sie emporgestiegen sind. Zahllose Sagen und Märchen leben im Munde des Volkes fort, die alle auf das geheimnisvolle Wirken unsichtbarer Mächte hinweisen. So erzählt man sich an dem nördlich vom Eliva Jonango in den Ogowe mündenden Rembo Ngunie folgende Sage von mächtigen Geistern, die dort einst gehaust und den Negern hold und freundlich gesinnt waren, bis sie eines Tages, durch den Vorwitz frecher Eindringlinge in ihr Gebiet erzürnt, den Negern ihren Schutz und Beistand entzogen.

„Am Rembo Ngunie,“ erzählt uns Oskar Lenz, „sind einige Stromschnellen, von denen die eine von einem mächtigen Geist, der gleichzeitig ein vorzüglicher Eisenschmied war, namens Fugamu, beherrscht wird; die weiter befindlichen Stromschnellen dagegen stehen unter der Aufsicht von Nagoschi, der Frau des Geistes Samba. Unter dem dort wohnenden Volk der Iwili existiert nun folgende Sage, die zuerst von Du Chaillu mitgeteilt wird: In früheren Zeiten pflegten die Leute zu den Fellen zu gehen, Eisen und Kohlen an dem Ufer niederzulegen und zu sagen: „O mächtiger Fugamu, ich brauche von diesem Eisen ein Messer oder eine Hacke“ (was sie nun gerade für ein Werkzeug nötig hatten), und am Morgen, wenn sie wieder an die Stelle kamen, fanden sie den Gegenstand fertig vor. Eines Tages jedoch begaben sich ein Mann und sein Sohn mit Eisen und Kohlen dahin, und die beiden hatten die freche Neugierde, zu warten und zu sehen, was geschehe. Sie verbargen sich, der Vater in einen hohlen Baum, der Sohn in den Zweigen eines andern Baumes. Fugamu kam mit seinem Sohn und begann die Arbeit, als plötzlich sein Sohn ausrief: „Vater, ich rieche Menschen!“ Der Vater erwiderte: „Natürlich riechst Du Menschen, denn kommt nicht das Eisen und die Kohle aus den Händen der Menschen?“ So arbeiteten sie denn weiter. Aber wiederum unterbrach der Sohn seinen Vater mit denselben Worten, und nun sah sich Fugamu um und bemerkte die beiden Männer. Er brüllte vor Wut, und um Vater und Sohn zu bestrafen, verwandelte er den Baum, worin der erstere verborgen war, in einen Termitenhügel, das Versteck des Sohnes aber in ein Nest schwarzer Ameisen. Seitdem hat Fugamu kein Eisen mehr für die Menschen bearbeitet.“

Außer dem großen Jonanga-See trifft man an den Ufern des Ogowe noch viele kleinere, die sämtlich durch einen oft sehr schmalen Streifen löstartigen Lehms vom Strom getrennt sind, durch das Wasser desselben gespeist werden und wieder in ihn abfließen. Der Jonanga-See selbst bildet große und tiefe Buchten, die von den Eingeborenen als selbständige Eliva (Seen) angesehen und bezeichnet werden. Alle Seen sind mit bewaldeten Inselchen bedeckt, auf denen sich Negerdörfer befinden. Die größten nächst dem Jonanga sind der Anenga-Eliva, Nionsche-Eliva und der Sile-Eliva, letzterer in der Nähe des Zusammenflusses des Rembo Ngunie mit dem Ogowe.

Die dichten Urwälder, welche sich landeinwärts ausbreiten, sind von einer mannigfaltigen Tierwelt belebt. Der Forschungsreisende dringt in diese Wälder nicht ein, denn sein mühevolleres Eindringen in das fast unentwirrbare Gestrüpp würde nicht gelohnt werden, aber für Naturforscher und für Jagdliebhaber vom Schlage eines Du Chaillu sind die Ogowe-Urwälder ein wahres Eldorado. Für die letzteren waren sie dies wenigstens zu Du Chaillus Zeit auch noch am untern Ogowe, wo seitdem durch die unaufhörlichen Jagden viele Tiere, die dort einst massenhaft vorkamen, fast völlig ausgerottet sind. Da sind zunächst die vielen Affenarten, unter ihnen in erster Reihe der Gorilla, der lange ins Reich der Fabel Gezählte, dessen Existenz erst durch Du Chaillu außer Zweifel gesetzt wurde — da giebt es Hyänen, Leoparden und Schakale, verschiedene Vipern und Riesenschlangen — Büffel (*Bos caffer* und *Bos brachyceros*) und eine Menge Antilopenarten — und in den Urwäldern hausen die Elefantenherden, welchen die Ogoweländer ihren geschäftigsten Handelsartikel, das Elfenbein verdanken.

Die Elefantenherden Afrikas müssen in der That zahllos sein, um jene Massen Elfenbein liefern zu können, welche auf den Markt kommen. Man schätzt den Elfenbein-Export der Westküste auf 284 000 Ko. jährlich, jenen der Ostküste auf 564 000 Ko., zusammen also 848 000 Ko. im Werte von 15 bis 17 Millionen

Mark. Demnach beträgt die Zahl der jährlich getöteten Elefanten, den Elfenbeinverbrauch der Neger selbst gar nicht in Betracht gezogen, etwa 65 000.²⁸⁾ Die Zeit ist noch ferne, in welcher der Elefant zu den ausgestorbenen Riesentieren zählen oder nur noch in einzelnen Exemplaren in zoologischen Gärten vorhanden sein wird, denn die Wälder am Kalabar, im Norden des Kamerun, an der Malimbaküste, am obern Ogowé und am Kongo, sowie in den noch unerforschten Teilen Inner-Afrikas bergen noch ungeheure Herden dieser geschätzten Tiere, aber dort, wo der europäische Handel seit längerer Zeit Fuß gefaßt hat, sind sie durch die gesteigerte Nachfrage nach Elfenbein schon sehr dezimiert worden. Immer mehr ziehen sie sich von den Küsten Afrikas nach dem Innern zurück, und auch am untern Ogowé kommen sie jetzt schon selten vor.

Eine Elefantenjagd gehört zu den festlichsten Begebenheiten im Leben des Negers. Das ganze Dorf zieht dazu aus, und unter großen religiösen Zeremonien werden die Vorbereitungen zu der Jagd getroffen.

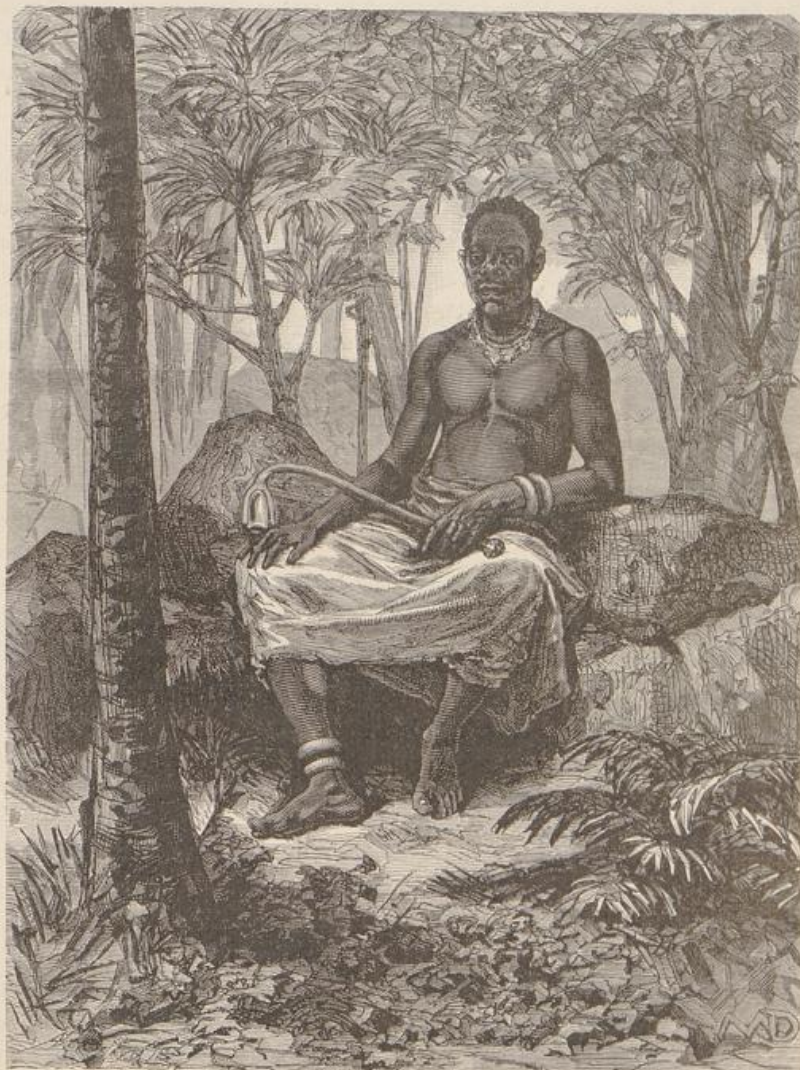


Pirogue auf dem Ogowé.

„Nach einem halbstündigen Marsch über feuchte und sumpfige Wiesen,“ erzählt Lenz, „gelangten wir an den Wald mit den Elefanten. Hier aber herrschte ein ungemein reges Leben: Hunderte von Mbangwe, Männer, Weiber und Kinder waren versammelt und hatten sich bereits häuslich eingerichtet. Der ganze Wald, im Umkreis von gewiß drei Viertelstunden, war mit einer hohen und sehr starken Umzäunung eingeschlossen; die Mbangwe, welche die Elefanten in der Nähe ihrer wenigstens eine Tagereise entfernten Wohnsitze aufgetrieben hatten, waren den Tieren gefolgt, und erst in der Nähe von Bassangoy's Dorf war es gelungen, dieselben in dem kleinen abgeschlossenen Waldgebiet aufzuhalten und einzuschließen. Das Gehege bestand aus zwölf bis fünfzehn Fuß hohen, ungefähr zehn Fuß auseinanderstehenden Pfosten, die durch dünnere Querbalken und Stangen verbunden waren, und obgleich nur mit bush-rope (dem hier allgemein angewendeten

²⁸⁾ S. Vortrag des Herrn W. Westendarp „über den Elfenbeinhandel Afrikas“, Sitzung des deutschen Geographentages zu Hamburg, 11. April 1885.

Bindemittel, das aus gespalteten dünnen Eianen besteht) zusammengefügt, bildet das Ganze doch ein Gitter von sehr großer Festigkeit, freilich für die Kraft eines anstürmenden Elefanten immer noch ungenügend. Es kommt aber dabei nur darauf an, diese Tiere durch ein Hindernis zu schrecken, und früher begnügte man sich einfach damit, das Jagdterrain durch dünne Eianen abzugrenzen, vor welchem Hindernisse die Elefanten zurück-



Oganga.

wichen. Außerhalb des ganzen großen Geheges waren zahllose Hütten und Schutzdächer von den Mbangwe errichtet, da eine solche Jagd mit allen Vorbereitungen und der Verteilung der Beute oft Wochen in Anspruch nimmt; auch ich suchte mir einen passenden Ort für einen mehrtägigen Aufenthalt aus. Unter den zahlreich anwesenden Mbangwe fiel mir sofort der Oganga, der Medizinnann und Heermeister auf, der eine fieber-

hafte Thätigkeit entwickelte. Er war es, der an alle Jäger Amulette austeilte, damit ihnen bei der Jagd kein Unglück zustoße, und ihm lag es ob, die Elefanten am Ausbrechen zu verhindern. Zu diesem Zwecke lief er unter lauten Ausrufen und beständig eine Zauberrute schwingend, an der ein Säckchen mit geweihter „Medizin“ befestigt war, um das Gehege; war er ermüdet, so wurde er von seiner Hauptfrau, der er einen Teil seiner Funktionen abgetreten hatte, abgelöst, die dann unter gellendem Geschrei, ein Körbchen mit Medizin heftig schüttelnd, umherrannte, so daß die den Hütten zu nahe gekommenen Elefanten erschreckt zurückwichen. Abends vereinigten sich die Frauen und Kinder und zogen in langen Prozessionen singend und tanzend um den Wald herum, während die Männer sich um ihren Oganga versammelten. Mit heftigen Gesticulationen wurden die unglaublichsten Jagdabenteuer erzählt, wie der oder jener sich bei früheren Elefantenjagden ausgezeichnet oder blamiert hatte, wie man es morgen thun wolle, u. a. m., kurz es herrschte an diesem Abend in dem Lager ein ungemein aufgeregtes und interessantes Leben.“

Am Morgen beginnt die Jagd. Während die Frauen um die Umzäunung herumlaufen und durch Geschrei die Elefanten abzuhalten suchen, daß sie nicht ausbrechen, dringen die Männer in das Gehölz ein und suchen die Elefanten auf. Früher ging man denselben nur mit Speeren zu Leibe, jetzt aber sind auch schon Gewehre bei der Jagd in Gebrauch, ohne daß die Speere bei der Mehrzahl der Jäger verdrängt sind. Lenz berichtet über eine sonderbare Verwendung dieser Waffe auf der Jagd, an welcher er teilnahm: Auf einem Baume war in ziemlicher Höhe ein Gerüst errichtet, worauf ein Mann stand, bewaffnet mit einem ziemlich kleinen, kaum 2 Fuß langen, aber sehr starken Speer, der in einen dicken, 4 bis 5 Fuß langen Pfahl eingefügt war. Der auf dem Baume stehende Mbangwe hielt nun diese wuchtige Waffe mit der Speerspitze nach unten, die Anderen suchten einen Elefanten in die Nähe des Baumes zu treiben, und sobald derselbe nahe genug am Jäger vorbeiläuft, stößt ihm dieser den eisernen Speer mit aller Kraft in den Leib, und zwar muß er suchen, die Lendengegend oder den Nacken zu treffen, wo der Speer leichter als anderwärts tief eindringen kann.

Das Fleisch der Elefanten (namentlich die Füße und der Rüssel) gilt bei den Negeren als Delikatesse, aber Europäer vermögen dem trotz stundenlangen Kochens immer noch zähen Fleisch keinen Geschmack abzugewinnen. Der Reisende findet übrigens eine so reiche Auswahl von Wild, welches ihm schmackhaftes Fleisch liefert, daß er den Negeren ihr Lieblingsgericht gern überläßt. Da giebt es mehrere Arten Antilopen, die winzig kleine Zwergantilope, die Bongo-Antilope (*Troglaphus altovirgatus*) u. s. w., ungemein scheue Tiere, die sehr schwer zu erlegen sind, weshalb die Neger es vorziehen, sie in Fallgruben zu fangen. In den Prärien trifft man große Herden wilder Ochsen (*Bos brachyceros*), ein Mittelglied zwischen den Antilopen und unseren zahmen Ochsen, von den Negeren Njare genannt,²⁹⁾ die bei Tage im Schatten der Wälder ruhen und nur bei Nacht nach ihren Weideplätzen ziehen. Ihr Fleisch wird von den Negeren, wie von den Europäern gleich geschätzt, aber ihre Jagd ist sehr gefährlich, da verwundete Tiere sich wütend auf den Jäger stürzen und ihn mit ihren gebogenen Hörnern zu durchbohren suchen. Ein besonders wohlschmeckendes Fleisch liefern auch die sehr zahlreichen Pinselohrschweine (*Potamochoerus africanus*), die etwas kleiner als unsere Wildschweine sind. Dem Jagdliebhaber liefert hier die mannigfaltigste Auswahl die Vogelwelt. In den Ufern der Flüsse und Seen wimmelt es von Vögeln, von Pelikanen und Reiher, von Ibis und Flamingos, von Möven und Wildenten und Wasservögeln aller Art, denen die fischreichen Flüsse, namentlich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes, wenn die Fische scharenweise die tieferen Stellen aufsuchen, reichliche Nahrung liefern. Die interessantesten Vertreter der Vogelwelt sind die kleinen flinken Webervögel (*Sycobius nigerrimus*), die oft zu Hunderten an einem Baum ihre beutelförmigen Nester anbringen³⁰⁾ (siehe Seite 36).

²⁹⁾ Du Chaillu erklärt die wilden Ochsen für unzähmbar, es ist aber in neuerer Zeit doch gelungen, einen solchen in Surrey Zoological Gardens in London zu zähmen. Später kam das Tier in den Jardin des Plantes in Paris.

³⁰⁾ Du Chaillu will an einem Baume 2000 Nester dieser Vögel gezählt haben. Es giebt 2 Arten Webervögel, die sich durch ihre Färbung unterscheiden, aber beide nisten einträchtig auf demselben Baum. Sie vermehren sich ungemein rasch,

Von Raubvögeln trifft man am Ogowe Adler und Falken in mehreren Arten. Auch die Vierfüßler stellen ein großes Kontingent von Raubtieren, doch sind dies meist kleinere Tiere, die wegen ihrer nächtlichen Einbrüche in die Hühnerställe gefürchteten Tigerkaten, Schakale (*Canis mesomelas?*) und Hyänen. Das einzige große Raubtier ist der Leopard, Löwen kommen im ganzen Stromgebiet nicht vor. Zu den Raubtieren gesellen sich aber noch einige Riesentiere, mit dem Elefanten die letzten Repräsentanten einer untergegangenen Tierwelt, welche unter Umständen dem Menschen auch gefährlich werden können. Im Flusse ist das Flußpferd (*Hyppopotamus*) überall zahlreich vorhanden. Auf einer Bootfahrt sieht man häufig an dem Ufer die häßlichen Köpfe dieser Tiere aus dem Wasser hervorragen, oder es taucht plötzlich solch ein Koloss aus den Fluten empor und streift vielleicht das Boot so heftig, daß ein Leck entsteht. Auf dem Lande ist das Flußpferd schwerfällig und kann sich nicht leicht verteidigen, weshalb die Neger es, wenn es nachts ans Ufer kommt, um dort sein Futter zu suchen, vom Wasser abzuschneiden und in den Wald zu treiben trachten, wo es bald unter ihren Speerwürfen zusammenbricht. Im Wasser aber ist das Flußpferd ein gefährlicher Feind, umso gefährlicher, als es auch ungereizt Boote angreift. Savorgnan de Brazzas Gefährte Dr. Vallay entging in einer der Stromschnellen des Ogowe mit knapper Not dem Tode, da im heftigsten Strudel ein Flußpferd sein Boot angriff und umwarf. Die Neger jagen das Flußpferd wegen seines Fleisches, welches sie räuchern und dann als Proviant auf ihre Handelsreisen mitnehmen, aber der Europäer vermag dem Fleisch des Flußpferdes ebensowenig Geschmack abzugewinnen wie jenem des Elefanten.

In den Wäldern ist der Gorilla noch zahlreich vorhanden, über dessen Naturgeschichte wir Du Chaillu, dem Gorillajäger par excellence, die ausführlichsten Nachrichten verdanken.³¹⁾ Seine Jagd ist mit großen Gefahren verbunden. Der erste Gorilla, den Du Chaillu im Lande traf, ein altes Männchen, war etwa 2 Meter hoch und trat den Jägern furchtlos entgegen. Mit gebellartigem Gebrüll, den Brustkasten mit den geballten Fäusten schlagend, daß es wie eine Trommel klang, richtete er seine funkelnden Augen starr auf die Jäger und schien sie zum Kampfe herauszufordern. Der teuflische Ausdruck seines Gesichtes und die langen Zähne, welche hinter den emporgezogenen dünnen Lippen sichtbar wurden, waren wohl geeignet, auch einen mutigen Mann mit Angst zu erfüllen. Nachdem er ihm bis auf etwa 6 Meter nahe gekommen war, drückte Du Chaillu los und traf ihn mitten in die breite Brust, worauf er sofort zusammenbrach. Der Gorilla stürzt, sobald er tödlich verwundet ist, mit ausgestreckten Armen auf das Gesicht nieder und stößt ein schreckliches, freischendes Geschrei aus. Die Mitte der Brust ist die einzige Stelle, an welcher eine Kugel ihn sofortigen Tod bringt, und die Jäger lassen ihn daher stets so nahe als möglich kommen, um die verwundbare Stelle sicher zu treffen. Ein Fehlschuß hat in der Regel den Tod des Schützen zur Folge. Der behendeste Läufer vermöchte dem Gorilla nicht zu entkommen, wenn er, durch eine Verwundung in Wut versetzt, sich auf ihn stürzt. Bevor der Jäger sich seines Fehlschusses bewußt geworden, hat ihn der Gorilla bereits erreicht und zerschmettert ihm mit seinen wuchtigen Armen den Kopf oder reißt ihm die Eingeweide heraus.

da sie mehrmals im Jahre brüten, und die Anfertigung neuer Nester für die nächste Brut nimmt sie unablässig in Anspruch, so daß auf einem Baum, der ihnen zur Niederlassung dient, stets ein geschäftiges Treiben herrscht. — S. Die Loango-Expedition, ausgesandt von der deutschen Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas 1873–1876. Eine Reisebericht in drei Abteilungen von Paul Gießfeldt, Julius Falkenstein, Eduard Pechuel-Loesche. Leipzig, Paul Froberg, 1879, Band III, Seite 267.

³¹⁾ Schon der Karthager Hanno, der Führer der bekannten Expedition an die Westküste, berichtet, daß er auf einem Eiland am Südhorn einen See und auf diesem eine Insel angetroffen habe, auf welcher behaarte wilde Menschen wohnten, die von den Dolmetschern Gorillas genannt wurden. Er brachte die Felle dreier erlegter Weibchen nach Karthago, wo sie im Tempel der Juno aufgehängt wurden. Siehe darüber Plinius, *Historia naturalis*. — Im 17. Jahrhundert berichtet der Reisende Battell (1629) über die Gorillas, nennt sie aber Pongo, und auch Bowdich, der in neuerer Zeit (1819) eine von falschen Angaben strotzende Schilderung der Gorillas entwarf, giebt ihnen nicht diesen Namen, sondern den Namen Ingena, welcher der M'Pongwe Sprache entlehnt war und bei späteren Reisenden in vielen Varianten, als Ngina, Ngina, Engena u. s. w. vorkommt. Im Jahre 1847 brachte der Missionär Wilson einen Gorillaskädel nach Boston und Savage zwei Gorilla-felle nach Europa, aber erst durch Du Chaillus Reisen wurde die interessante Affenart in Europa bekannt. Später folgten dann die Versuche, junge Gorillas zu zähmen und zu akklimatisieren, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Das Gorillafleisch ist zähe, aber die Neger im Innern essen es doch gern, während die Küstenstämme Affenfleisch ebenso verschmähen wie die Europäer. Das Gehirn des Gorilla wird zur Bereitung sehr wirksamer Arten Grigi (Talisman) benutzt, von denen eines den schwarzen Schönen gegenüber die Wirkungen eines Liebestrankes ausübt, während das andere dem Jäger Glück bringt. Häufiger als Gorillas, deren Jagd mehr Mut erfordert als die Neger meistens besitzen, werden die vielen kleinen Affen geschossen, welche die Wälder am Ogowo bevölkern, und auch gar mancher Forschungsreisende hat durch die Not gezwungen einen Affenbraten sich wohlschmecken lassen. Wir werden an anderer Stelle noch ausführlich auf die Gorillas und die anderen Affenarten Afrikas zurückkommen, und wenden uns nun wieder dem Flusse zu, um an der Hand der nächsten Forschungsreisenden den Rest seines Oberlaufes kennen zu lernen.

Nach der Ogowo-Fahrt des Leutnants Lymés auf dem „Pionier“ war das Forschungswerk auf einige Jahre ins Stocken geraten. Napoleon III. beabsichtigte zwar, eine große Expedition nach dem Ogowo zu entsenden, aber die Ereignisse des Jahres 1870 unterbrachen die Vorbereitungen, und die Regierung der Republik hatte wichtigere Aufgaben zu lösen als die Erforschung unbe-

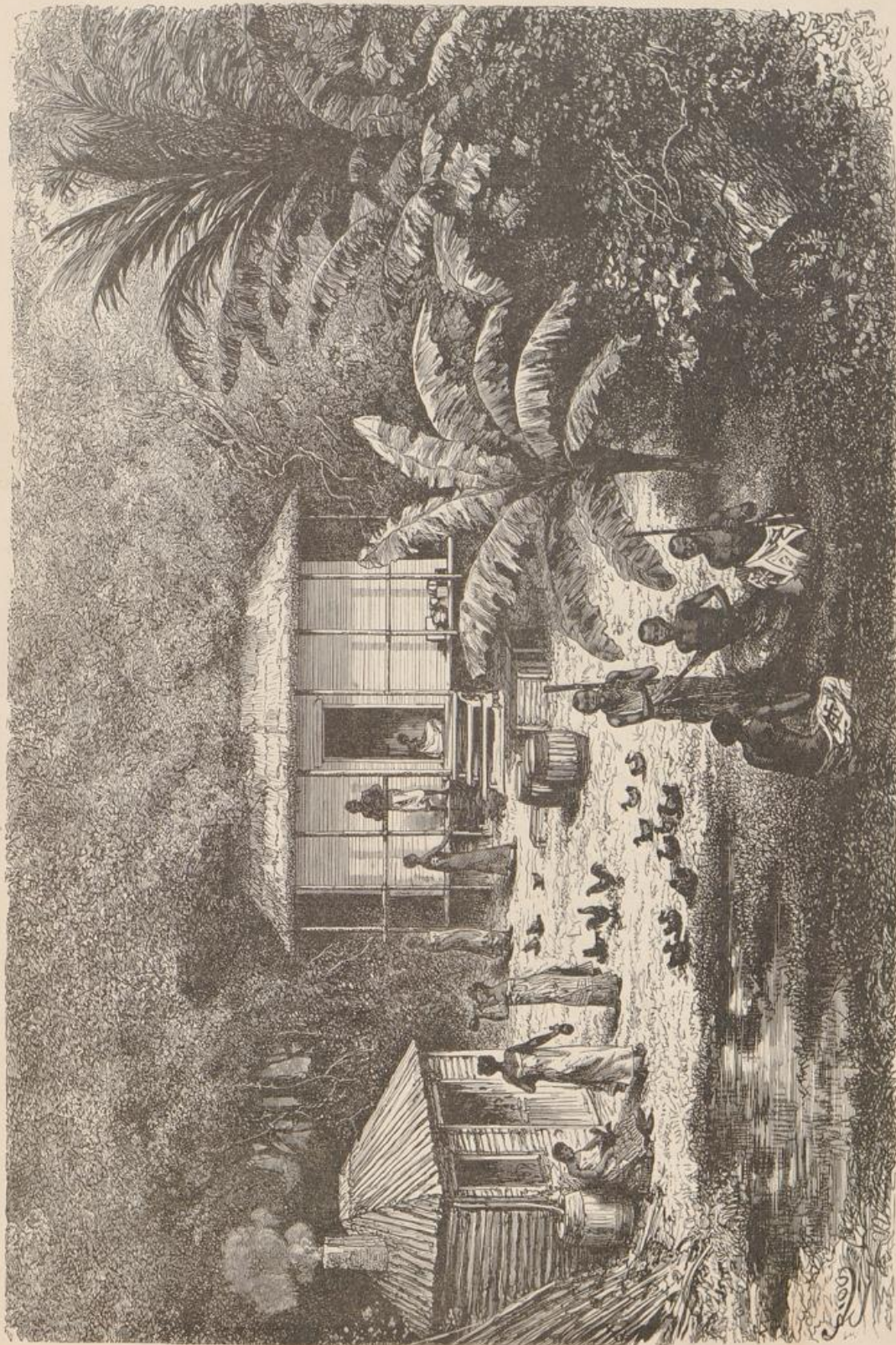
der Aussagen der Eingeborenen Verbreitung gefunden hatte, daß die am rechten Ufer des Okono gelegenen Berge Ombi und Ontschiko Vulkane seien, wurde durch diese Reise berichtigt.



Nester der Webrögel.

kannter Gebiete Afrikas. In den Jahren 1871 bis 1873 bereiste zwar ein Wörmannscher Agent, Herr E. Schulze, den Ogowo, doch er soll nur eine kleine Strecke über Lope im Okandaland hinausgekommen sein und hat überdies über die Ergebnisse seiner Reise nichts veröffentlicht.²²⁾ Im Januar 1875 erschien dagegen der unermüdliche Ogoweforscher Walker wieder auf dem Schauplatz, und seine Reise in das Okandaland berichtete die früher von ihm selbst vertretene und auch in die Karte Kertanguis übergegangene Annahme, daß der Okanda von Nordost komme. Er stellte fest, daß der Fluß von der Adaka-Insel im Okotagebiet abwärts etwa 80 englische Meilen von Ost nach West fließt, dem Äquator stets nahe bleibend, ohne ihn jedoch zu schneiden, während der auf dem rechten Ufer einmündende Okono schon lange vor der Mündung mit dem Okanda parallel läuft. Noch ein zweiter Irrtum, der durch Walker früher auf Grund

²²⁾ Walker behauptet, daß Schulze nicht einmal bis Lope gekommen sei. Die Nachrichten, welche er über den Oberlauf des Ogowo mitbrachte, beruhten ausschließlich auf den Aussagen der Eingeborenen, waren also ebenso unrichtig, wie jene aus derselben Quelle gestlossene Behauptung Walkers, daß der Okanda von Nordost komme.



Gaßerei am Ojeme.



Faktorei am Ogowe.

Während Walker noch im Innern weilte, erschienen im Ogowegebiet zwei neue Forscher, welche berufen waren, in der Entdeckungsgeschichte des Ogowe eine der glänzendsten Rollen zu spielen: Marquis Viktor de Compiègne und Alfred Marche, die beide bereits auf früheren Reisen in Tropenländern — der eine in Amerika, der andere in Cochinchina — sich an das Klima derselben gewöhnt hatten. Die Pariser geographische Gesellschaft hatte zu der von ihnen geplanten Expedition nur einen sehr kleinen Betrag — 1500 Franken — beigesteuert, während zu gleicher Zeit deutsche Expeditionen nach dem Kongo und der Loangoküste aufbrachen, welche von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft vortrefflich ausgerüstet waren. Trotzdem waren die beiden Franzosen entschlossen, den Wettkampf aufzunehmen, und traten voll kühner Zuversicht in die Schranken. Die Faktorei Walkers in Adelinalonga wurde ihr Hauptquartier, wo der König Ncombi sie freundlich empfing. Nun begannen aber auch sofort die Schwierigkeiten, denen kein Reisender zu entgehen vermag, welcher in Gegenden einzudringen versucht, von denen um ihr Handelsmonopol besorgte Zwischenhändler den Weißen ängstlich fern zu halten suchen. Die Häuptlinge am Kap Lopez bedrohten den König Ncombi mit der Zerstörung seiner Dörfer, wenn er gestatten würde, daß ein Weißer über die Stromschnellen des Ogowe hinaus in das Innere vordringe, und es begannen endlose Unterhandlungen, um die Kamma-Häuptlinge am Kap Lopez zur Zurücknahme ihres Ultimatus zu bewegen. Die Zwischenzeit benutzten de Compiègne und Marche zum Besuche mehrerer bereits von früheren Reisenden erforschten Punkte, so namentlich der Seen Evine, Jonanga und Nsingo, wobei sie den Abfluß des letztern, den in den Ogowe mündenden Nkolais erforschten, fuhren dann in einem kleinen Walkerschen Dampfer den Ngunie hinauf und drangen noch mehrere Meilen über die bereits von Du Chaillu entdeckten Stromschnellen hinaus. Nachdem sie noch einen Nebenfluß des Ngunie, den Nhojo entdeckt und in der von Europäern noch nie betretenen Gegend die französische Flagge gehißt hatten, begaben sie sich über Adolinalonga abermals zum Eliva Jonanga, um denselben gründlicher zu erforschen. Die Hindernisse, welche einer Expedition stromaufwärts entgegenstanden, hatten sich indessen nicht nur nicht vermindert, sondern noch vermehrt. Eine im Juli 1873 von Du Quilio³³⁾ bis zur Konfluenz des Ogowe und Ngunie geführte Expedition hatte zwar bewirkt, daß das Mißtrauen der Kamma-Leute gegen das Unternehmen Compiègnes gemindert wurde, aber nun starb der den Franzosen freundlich gesinnte König Ncombi, und die in seinem Reiche ausbrechenden Unruhen verzögerten den Aufbruch der Expedition bis zum Januar 1874. Endlich waren alle Hindernisse überwunden, und am 9. Januar brachen Compiègne und Marche mit 30 Inenga und 50 Galloa unter Führung des Königs Renoki und des Häuptlings Manilo in 4 Piroguen von der an der Ngunie-Mündung gelegenen „Fetischspitze“ (siehe Seite 15) auf. In dem Ofandadorf Lope, welches auch Walker erreicht hatte, waren die Ofanda anfangs nicht zu bewegen, Führer mitzugeben, da sie die als Kannibalen bekannten Ofcheba scheuten, und erst, als eine aus dem Lande der Maduma und Ofyabo angekommene Gesandtschaft Vorschläge zur Anknüpfung von Handelsverbindungen überbrachte, erklärten sie sich bereit, der Expedition sich anzuschließen. Als de Compiègne und Marche in 6 großen Piroguen mit ihrer neuen Escorte am 28. Februar Lope verließen, begann die eigentliche Entdeckungsreise. Ein völlig unbekanntes Gebiet, in das noch kein Europäer gedrungen war, lag vor ihnen. An der Mündung des großen, von Süden kommenden Flusses Ofoue vorbei gelangten sie in das Land der Ofcheba. Sobald sie die Grenze überschritten hatten, konnten sie sich auch sofort von den feindseligen Gesinnungen der Ofcheba über-

³³⁾ Du Quilio, der Kommandant der französischen Marinedivision im südlichen Teil des Atlantischen Ozeans, unternahm die Expedition mit den Dampfern „Pregent“ und „Marabout“. Ihn begleiteten Duperré, der Kommandant von Gabun, und der Arzt Gaigneron. Der „Pregent“ wurde zu hydrographischen Aufnahmen in der Nazareth-Bai zurückgelassen, und der „Marabout“ gelangte nur zur Grenze des Galloagebietes, wo er wegen niedrigen Wasserstandes umkehren mußte. Du Quilio setzte die Fahrt in Piroguen fort und kam bis zur Ngunie-Mündung. In geographischer Beziehung beschränkten sich die Erfolge der Expedition auf die Verzeichnung einiger auf den Karten bisher nicht namhaft gemachter Ortschaften im Gebiete der Kamma und Galloa und den Nachweis der Stammesverwandtschaft der M'Pongwe, Kamma, Galloa und Inenga; viel bedeutender waren dagegen die politischen Errungenschaften, denn der König Ncombi von Adelinalonga schloß mit Du Quilio einen Vertrag, durch welchen er sein Land an Frankreich abtrat und dessen Oberhoheit anerkannte.

zeugen. Man rief ihnen zu, sie möchten umkehren, und Scharen in kriegerischer Ausrüstung zeigten sich am Ufer. Sie gelangten zu dem 26 Fuß hohen Katarakt Bôoué, wo die Piroguen ans Ufer gezogen und zu Lande weiter gebracht werden mußten, wobei sie mit Oshéba zusammentrafen, die sich freundlicher erwiesen als ihre Stammesgenossen, die man bisher gesehen hatte. Man kaufte ihnen Fische ab, ohne jedoch die Waffen aus der Hand zu geben und die Vorsicht außer acht zu lassen. Wie nötig dieselbe war, sollte sich schon vier Tage später zeigen, als alle Stromschnellen glücklich überwunden waren und die Okanda freudig versicherten, daß man nun nichts mehr zu fürchten brauche und bald das Gebiet der befreundeten Aduma erreicht haben werde. Die beiden vordersten Piroguen wurden plötzlich vom Ufer aus beschossen, und eine unbeschreibliche Panik brach unter den Okanda aus, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß die Pirogue, in welcher Compiègne sich befand, an einem Felsen scheiterte. Mit Mühe und Not gelang es Marche durch die Drohung, jeden Flüchtling niederschließen, die Okanda zum Standhalten zu bewegen.³¹⁾

Zum Glück benutzte der Feind die Verwirrung nicht: er hatte sich, nachdem er seine Gewehre abgeschossen, schleunigst zurückgezogen, und die Reisenden konnten ungestört auf einer Insel landen. Sechs Mann waren verwundet und die Übrigen hatten allen Mut verloren und weigerten sich, die Reise fortzusetzen. Erst nach langem Palaver gelang es der Überredungskunst Compiègnes und Marches, die Verzagten zum Aus-harren zu bewegen, da auch der sie begleitende Fetischer sich für die Fortsetzung der Reise aussprach. Die Verwundeten werden in die Boote gebracht, die Fahrt geht weiter. Nachdem man vier englische Meilen stromaufwärts gefahren, befindet man sich bei der Mündung eines großen Flusses, des Rembo Iwindo (d. i. der schwarze Fluß, wegen der dunkeln Färbung seines Wassers), der nach den Aussagen der Eingeborenen tief im Innern in einem See entspringt. Die Okanda gehen ans Ufer, um Brennholz zu sammeln. Da ertönt plötzlich von allen Seiten das Kriegsgeschrei der Oshéba und Kugeln pfeifen über das Boot hin. Eine Zeitlang erwidern die Okanda, die sich rasch hinter Bäumen und Gebüsch versteckt haben, das Feuer, ermutigt durch das Beispiel der beiden Reisenden, welche sich furchtlos ohne Deckung den feindlichen Geschossen aussetzen, aber bald gewinnt die Furcht vor den Oshéba die Oberhand. Die Führer rufen Compiègne zu, daß man umkehren müsse, und kaum haben dies ihre Leute gehört, so stürzen sie in sinnloser Hast in die Boote und ergreifen die Ruder, um die Rückfahrt anzutreten. Alles Zureden ist vergebens, alle in Aussicht gestellten Belohnungen wirken nicht mehr. Nach raschem Abschied von den Aduma und Oshébo, welche reichlich beschenkt werden, beginnt die Heimfahrt. Doch welche Fahrt! Es war eine wilde Flucht und kein Rückzug. Pfeilschnell flogen die Piroguen über die Stromschnellen dahin. „Ich weiß nur, daß wir hinüber kamen,“ schreibt Marche, „aber wie, das weiß ich nicht.“ Bei den Katarakten von Bôoué schlug das Boot um, in dem sich Compiègne befand, und obwohl er ein guter Schwimmer war, wäre er doch ertrunken, wenn die Okanda ihm nicht rechtzeitig zu Hilfe kamen. Hätten die Oshéba den Wasserfall besetzt, dann wäre wohl kein Mann von der Expedition entronnen, aber sie hatten es versäumt, diesen wichtigen Punkt zu besetzen. Unterhalb der Fälle wurden die Piroguen nochmals aus einem Hinterhalt beschossen, aber Marche, der mit einigen seiner Leute landete, trieb den Feind rasch in die Flucht, und am nächsten Tage erreichte die Expedition ohne fernern Anfall Kope, wo sie vor allen Verfolgungen geborgen war.

Die Ethnographie verdankt dieser Reise eine Menge neuer Angaben. Man hatte vier bisher unbekannte Völker kennen gelernt, die südlich und südöstlich von den Okanda wohnenden Vanguin und Shibe, sowie die jenseits des Gebietes der Oshéba ansässigen Oshébo und Maduma, und die Kenntnis der Sitten und Charaktereigentümlichkeiten der Apingi, Okota, Okonda und Oshébo wurden wesentlich bereichert. Compiègne und Marche waren nahezu einen Längengrad tiefer in das Innere eingedrungen als die am weitesten gelangten früheren Reisenden, und sie hatten zwei große Nebenflüsse des Ogowe, den Ofoue und Iwindo (unter 12° 30' östl. L.) entdeckt. Sie hatten aber auch den Beweis geliefert, daß eine Bootfahrt den Ogowe aufwärts

³¹⁾ Alfred Marche, *Trois voyages dans l'Afrique occidentale*. Paris, Hachette et Cie, 1882, Seite 225.

möglich sei, und daß das so gefürchtete Klima dem Vordringen von Europäern viel weniger Schwierigkeiten bereite, als die feindselige Haltung der am Oberlauf des Ogowe ansässigen Kannibalen.

Der nächste Forscher, welcher nach Compiègnes und Marches Rückkehr am Ogowe erschien, war der Österreicher Dr. Oskar Lenz, den die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ausgesandt hatte. Nachdem er im Juni 1874 in der Corisco-Bai gelandet, durchforschte er zunächst das vom Muni durchströmte Gebiet, und begab sich dann nach einem Besuch in Gabun nach Adelinalonga, von wo er jedoch, da er bald erkrankte, zur Erholung nach Gabun zurückkehrte. Kaum genesen, eilte er wieder nach Adelinalonga und trat am 15. Dezember 1874, begleitet von König Renofi und 100 Inangas von Renofis Residenz Limbareni in fünf Piroguen die Fahrt ins Innere an. Die Fahrt ging sehr langsam von statten, da Renofi von seinen Freunden



Junger Gorilla.

lange aufgehalten wurde, und erst nach vier Wochen erreichte Lenz das Okandadorf Lope. Dort kehrte er um, da die Geschenke, welche er für die Negerfürsten mitgenommen hatte, verbraucht waren und ohne solche die Erlaubnis zur Fahrt durch irgend ein Gebiet nicht zu erlangen war. Er hatte zwar nur eine Strecke befahren, welche bereits durch Walker, Compiègne und Marche bekannt geworden war, aber dennoch verdankt man ihm manche neue Nachricht. Der Bericht über seine Expedition kennzeichnet ihn als „einen tüchtigen Forschungsreisenden, der mit dem Scharfblick eines Geologen auch das Beobachtungstalent eines Ethnographen und den Fleiß eines Sammlers wohl zu vereinen wußte.“ Ihm verdanken wir die ersten genauen Angaben über den geologischen Bau jenes Teiles des Ogowegebietes, in dem die Stromschnellen sich befinden, die Kennzeichnung des Okandalandes als ein bis zu etwa 400 Fuß Höhe über dem Meerespiegel emporsteigendes Hochplateau,

welches im Westen von parallel laufenden niedrigen Hügelreihen begrenzt wird. Er war auch der Erste, der nach eigenem Augenschein über die schon von Du Chailu erwähnten Abongo (siehe Seite 14) berichtete und die mehrfach ausgesprochene Vermutung, daß dieselben Reste einer Urbevölkerung seien,³⁵⁾ als richtig bestätigte. Ein großes Verdienst erwarb sich Lenz auch um die noch sehr im Argen liegende richtige Schreibweise der afrikanischen Namen, von denen namentlich hier durch die französischen Reisenden viele in vollständig falscher Form bekannt geworden.³⁶⁾ Schließlich brachte er noch Kunde von einem im Innern wohnenden Volke, den Mikaneke, deren Gebiet, wie die Eingeborenen erzählten, von jenem der Ofanda in einigen Wochen erreicht werden könne. Die Mikaneke sollten Salz, Gewehre, Baumwollstoffe u. s. w. von „weißen Männern“ erhalten, welche nicht von der Westküste, sondern aus dem Innern zu ihnen kämen.

Ende Juni unternahm Lenz eine zweite Reise stromaufwärts, und kam diesmal schon in 20 Tagen nach Eope, aber dort wurde seine Weiterreise unter allerhand Ausflüchten von den Negern, die ihn begleiten



König der Ofota.

Ofcheba, Mann und Fran.

sollten, verzögert, und als er endlich aufbrach, entließ ihm schon am nächsten Tage sein halbes Gefolge. Es kostete viel Mühe und viel Zeit, die Flüchtlinge zur Umkehr zu bewegen, und so erreichte Lenz die Grenze des Ofandalandes erst Anfang September. Um Zusammenstöße mit den Ofcheba, welche Compiègnes Weiterreise verhindert hatten, zu vermeiden, entschloß sich Lenz, den Ogowe zu verlassen und auf dem Landwege die Niederlassungen der Ofcheba auf dem linken Ufer zu umgehen. Er wollte den Ofoue aufwärts in das Land der Asimba vordringen und durch dieses den Ogowe östlich von der Ofchebagrenze wieder zu erreichen suchen. Im untern Ofoue hindern viele Stromschnellen und Katarakte die Schifffahrt. Alles Gepäck mußte daher zu Lande fortgeschleppt werden, was ungemein mühevoll war und, da viel Gepäck und wenig Träger vor-

³⁵⁾ Der Erste, der die Vermutung aussprach, daß die Abongo gleich den Affa und den Buschmännern Reste der Urbevölkerung seien, war Oskar Peschel. S. Völkerkunde, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1876, Seite 489.

³⁶⁾ So z. B. Ofcheba oder Ofcheba für das von den Franzosen gebrauchte Ofyebe, Afelle statt Bakelle (welches letztere die Singularform ist), Abongo statt Obongo u. s. w.

handen, sehr viel Zeit erforderte. Um von Ngobo nach einem nur zwei Stunden von diesem entfernten kleinen Alledorf zwischen Aschuka und Asimba zu gelangen, brauchte Lenz drei volle Tage! In dem nach so vielen Mühen endlich erreichten Dorfe kaufte er ein kleines Kanoe und setzte die Reise nun in diesem fort. Er errichtete eine Station in der Nähe zweier großen Asimbadorfer. Die Asimba versprachen, ihn bis zu den Ofono zu begleiten, hielten aber ihr Versprechen nicht, weshalb Lenz schließlich allein aufbrach, doch schon am zweiten Tage sah er sich durch Stromschnellen, die er mit den wenigen Leuten, welche er bei sich hatte, nicht überwinden konnte, zur Umkehr gezwungen. Anfang Februar 1874 verließ er die am Ofoue errichtete Station und errichtete eine neue oberhalb Lope, an der Grenze des Aschukagebietes, wo er das Eintreffen von Waren abwarten wollte.

Während seines dortigen Aufenthaltes besuchte ihn der König Mbia mit mehreren Oshabalenten und lud ihn zu einem Besuch in seinem Dorfe ein. Lenz folgte im Mai dieser Einladung, wurde freundlich aufgenommen und erhielt die Erlaubnis zum Zuge durch das Land, wozu König Mbia Träger stellte. Es klingt kaum glaublich, daß dasselbe Volk, welches noch vor kurzem Compiègne und Marche mit der größten Hartnäckigkeit die Fahrt durch sein Land verwehrte, nun selbst den neuen Reisenden bei der Verfolgung desselben Planes unterstützte. Lenz' dreizehntägiger Marsch durch dichten Urwald, mit einer Kannibalen-Eskorte, gehört zu den interessantesten Episoden in der Erforschungsgeschichte des Ogowe. Er gelangte im Gebiet der Osaka wieder an den Strom und drang dann noch bis zu dem auf dem rechten Ufer einmündenden Fluß Schebe vor, von wo er Anfang Juli 1876 die Rückfahrt antrat.

Das wichtigste Resultat der Lenzschen Reise in das Osakaland war die Entdeckung verschiedener Anzeichen eines Verkehrs der Osaka mit am Kongo wohnenden Stämmen. Außer einem Hauschwein, das nirgends am Ogowe zu finden ist und von einer Handelskarawane, die von Süden kam, hierhergebracht worden, fand Lenz bei den Negern große Glasperlen von einer Sorte, welche die Faktoreien am Gabun und Ogowe nicht führten, die dagegen zu den Tauschartikeln des Loango- und Kongogebietes gehörten. Noch manche andere Handelsartikel, die nur von Süden her zu den Osaka gelangt sein konnten, fand Lenz bei denselben, und diese Entdeckung lenkte die Aufmerksamkeit der Geographen wieder in erhöhtem Maße der schon viel erörterten Frage zu, wo die Quellen des Ogowe zu suchen seien. Vielfach wurde die Ansicht laut, daß der Ogowe mit dem Kongo zusammenhänge, daß er nur ein Arm desselben sei.

Die Nachrichten, welche die früheren Reisenden über die Quellen des Ogowe eingezogen, hatten sich vielfach widersprochen. Nach Bowdich sollte der Ogowe mit einem großen Fluße in Verbindung stehen, den die Eingeborenen Wole nannten und der nach ihren Aussagen nach Osten floß. Leutnant Aymés dagegen ließ sich von einem aus dem Osten stammenden Ininga-Sklaven erzählen, daß der Ogowe von einem Meere herkomme, an dessen Ufern zweihufige und besügelte Menschen wohnen.³⁷⁾ Aymés versuchte eine Deutung dieser durch die Negerphantasie ausgeschmückten Darstellung und glaubte die Bezeichnung „zweihufige Menschen“ auf jene Leute beziehen zu können, welche auf Ochsen reiten, während ihr im Winde flatternder Burnus den Namen „Besügelte“ rechtfertigen sollte; das Meer, von dem der Sklave erzählt hatte, sollten die großen ostafrikanischen Binnenseen sein, wonach man die Quellen des Ogowe in der Gegend des Tanganika-Sees hätte suchen müssen. Eine dritte Variante über die Quellen des Ogowe bildeten die schon erwähnten (siehe Seite 16) Erzählungen der Fan oder Pahouins von dem See Tem im Lande U'Dua oder Vendam, wo ihre frühere Heimat sein sollte. Aus dem See Tem sollte der Ogowe entspringen. Die durch Kontre-Admiral Fleuriot de Langle und Leutnant Hedde mitgeteilten Aussagen der Fan veranlaßten eifrige Nachforschungen nach ihrer Urheimat. Dr. Nachtigal brachte Nachrichten von einem Volke mit,³⁸⁾ welches westlich von den

³⁷⁾ Du Chaillu, *Explorations and adventures in equatorial Afrika*, London, 1861, Seite 440. — Vergl. auch Petermanns Mitteilungen, 1872, Seite 56.

³⁸⁾ S. Dr. Nachtigals Brief aus Helwan vom 25. Februar 1875 in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1875, Seite 110. — Vergl. auch Dr. Nachtigals Brief aus Wadai in Petermanns Mitteilungen, 1874, Seite 263.

Niam-Niam wohnt und dessen Land Bonda oder Dar Benda heißt, und wies darauf hin, daß alles, was er über dieses Volk erfahren konnte, auf eine Verwandtschaft desselben mit den Fan hindeute: der Name ihres Landes, Bonda, Dar Benda, der mit dem Benda der Fan identisch sein könne; die Sitte, die Zähne spit zu feilen; der unter ihnen noch stark verbreitete Kannibalismus. Allen diesen Vermutungen trat E. Behm mit dem Hinweise auf das periodische Wachsen und Fallen des Ogowe entgegen, welches mit der Regenperiode des äquatorialen Afrika zusammenhänge, „woraus man einen untrüglichen Schluß auf die klimatische Zone ziehen könne, in welcher die Quellen des Ogowe liegen.“ Die Ogowequellen, erklärte er, könnten nur in dem 5 Grad nördlich und 5 Grad südlich vom Äquator sich ausbreitenden Gürtel zu suchen sein, in welchem zuerst im März und April, dann im Oktober und November die periodischen Regengüsse stattfänden. In diesem Gebiet waren, wie man durch Schweinfurths und Livingstones Forschungen bereits wußte, zwei große Flüsse vorhanden, der Uelle und Eualaba. Gegen die Annahme, daß der letztere der Oberlauf des Ogowe sei, sprach der Bericht Livingstones über die große Wassermenge des Eualaba, welche in einen viel größern Fluß als der Ogowe, also in den Kongo, abfließen mußte; Behm gelangte daher zu dem Schluß, daß der Uelle der Oberlauf des Ogowe sei. Der See Tem der Fan sollte irgend ein noch unbekannter See sein, welchen der Uelle durchfließt, ähnlich wie auch der Kongo und der Eualaba ihren Lauf durch mehrere Seen nehmen. Auf das Vorhandensein eines solchen Sees wiesen ja auch die Nachrichten hin, welche Walker (siehe Seite 26) mitgebracht hatte, dem die Eingeborenen erzählten, daß etwa 1100 Kilometer vom Gabun entfernt ein See sich befinde.

Waren die Vermutungen bezüglich des Laufes des Ogowe und Uelle richtig, so eröffnete sich für den Handelsverkehr der Ogoweländer eine glänzende Perspektive. Man muß Schweinfurths Schilderungen vom Uelle lesen, um zu begreifen, wie sehr es im französischen Interesse lag, weiter vorzudringen und vom Ogowe aus das Uelle-Gebiet zu erreichen.

Schweinfurth ist entzückt von diesem Lande. „Der Pfad führt uns durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung einprägen werden,“ schreibt er. „Wir durchzogen die endlosen Pflanzplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Ölpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalteten. Die Ölpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Dann ging es wieder über von dichten Dschungeln mit Raphia, Calamus und Pandanus erfüllte Bäche und Gallerien von Waldungen bergab bergauf in beständig ansteigender Hügelandschaft. Wir überschritten vom Uelle an allein zwölf solcher Bäche, welche das wellenförmige, stark differenzierte Terrain in 100 bis 120 Fuß tiefen Bodenfalten durchströmten, beiderseits von allmählich ansteigenden Thalwänden umgeben. Auch an zwei Gneiskuppen von 300 Fuß relativer Erhebung führte der Weg vorbei, mit nur geringen Unterbrechungen beiderseits von den idyllischen Wohnungen der Eingeborenen besetzt, die vor ihren Thüren standen und uns die köstlichen Früchte ihrer paradiesischen Gärten anboten. Dazu gesellte sich noch eine überwältigende Fülle neuer, nie gesehener Gewächse und die ungeahnte Fremdartigkeit der Kulturen, wo die Banane, das Zuckerrohr, die Ölpalme allverbreitet waren. In Wirklichkeit befand ich mich im Zentrum Afrikas, ausgestattet mit dem vollen Zauber meiner frühesten Jugendträume.“

Die vielen, nicht aus den Ogowe-Faktoreien stammenden europäischen Handelsartikel, welche man bei den Negern am Oberlauf des Flusses traf — Lenz traf überdies in einem Dorfe ein Hauschwein, welches von Händlern aus dem Süden mitgebracht worden war — alles dies konnte auch den Gedanken erregen, daß der Ogowe ein Arm des Kongo sei, aber schon Lenz trat dieser Vermutung entgegen und bezeichnete sie als unzulässig, obwohl man annehmen müsse, daß die Wasserscheide zwischen dem Ogowe und den rechtsseitigen Zuflüssen des Kongo nur eine geringe sein könne.



Weinpalm (Raphia).

„Ogowe und Kongo,“ schreibt er, „haben verschiedene Schwellzeiten; die Hochwasserperiode des gewaltigen Zaire oder Livingstone-River, wie man ihn jetzt nennen will, ist eine andere als bei dem Ogowe, bei welchem man entsprechend der großen und kleinen Regenzeit auch ein zweimaliges Steigen und Fallen beobachtet. Ferner stimmen die größeren Nebenflüsse des Ogowe, besonders die linken, nicht gut mit der Auffassung, daß der Ogowe kein selbständiges Stromgebiet habe, überein. Der Rembo Ngunie, Ofuë und Eobo haben alle



Haus des Königs Kenofi.



Der roi soleil und seine Frauen.

einen fast rein süd-nördlichen Lauf, der Ogowe selbst entspringt auch im Süden, so daß die Quellen aller dieser Flüsse beinahe in einer Linie liegen. Hiermit stimmen die Aussagen der Eingeborenen, die man zwar vorsichtig aufnehmen muß, aber doch nicht ganz vernachlässigen darf, recht gut überein. Die Ininga, welche jetzt am Zusammenfluß des Ogowe mit dem Rembo Ngunie wohnen, hatten früher ihren Wohnsitz am Ober- und Mittellauf des genannten Stromes und trieben mit den Aschango, Aschira und anderen Stämmen Handel, bis sie von den Afelle vertrieben wurden. Der bereits sehr alte, blinde Ininga-König Renofi erzählte mir nun, daß er früher den Ngunie-Fluß bis zur Quelle verfolgt habe, und daß er dann, nachdem er einige Zeit zu Fuß gewandert sei, ein kleines Wasser gefunden habe, welches in umgekehrter Richtung, also von Nord nach Süd fließe. Ebenso erzählte mir ein Afelle-Chef (und die Afelle sind diejenigen, welche die weitesten Reisen und Wanderungen unternehmen), daß er bei den Ateke gewesen und daß der Kopf (die Quelle) des Rembo Ngunie gar nicht weit von demjenigen des Ogowe selbst gelegen sei. Er sei damals fast zwei Jahre von seiner Heimat weg gewesen und man habe ihn bereits für tot gehalten; er habe aber mit den Ateke vorteilhafte Handelsgeschäfte abgeschlossen. Alles das deutet doch darauf hin, daß im Süden eine Wasserscheide existiere zwischen dem Ogowe und dem Stromsystem des Kongo."

Durch die letzten Reisen hatte man wieder eine Reihe von Völkern näher kennen gelernt, von denen man vorher nur den Namen oder auch nicht einmal diesen kannte. Das kleinste derselben sind die zwischen den Oscheba, Fan und Aduma eingekerkerten Osaka, welche nur 5 bis 6 Dörfer bewohnen, deren jedes 60 bis 100 Hütten zählt. Sie sind wahrscheinlich ein versprengter Zweig des großen Afellestammes, welcher von Süden gegen den Ogowe herandrängt; wenigstens hat ihre Sprache große Ähnlichkeit mit jener der Afelle. Die Osaka treiben lebhaften Handel mit den Nachbarvölkern, denen sie gegen Palmöl, Erdnüsse, erlegtes Wild u. s. w. Waffen liefern, denn sie sind sehr geschickte Schmiede, und die von ihnen verfertigten Speere, Messer und Dolche kommen auf dem Wege des Zwischenhandels tief ins Innere, ja häufig sogar an die Meeresküste.

"Überall," schreibt Lenz, "sah ich die Leute mit Schmiedearbeiten beschäftigt. Ursprünglich stellten die Osaka das Eisen selbst dar, und zwar aus den roten thonigen Eisensteinkonkretionen, die überall in der alles bedeckenden Lehmdecke stecken. Erstaunt war ich, zu sehen, daß Leute, die nie mit Europäern zusammengekommen sind, den Vorteil kennen, welchen Holzkohle beim Schmelzprozeß gewährt gegenüber dem gewöhnlichen Holz. Die Kohle stellt man dar aus einem sehr harten Holz, welches in kleinen Weilern aufgerichtet wird, die von außen mit Erde und Laub bedeckt werden, während das Holz inwendig langsam verkohlt. Schmelzöfen, wie sie Schweinfurth von den weiter im Osten wohnenden Stämmen abbildet und beschreibt, fand ich nirgends, wohl aber ist jener eigentümliche Blasebalg auch bei den Osaka und Fan bekannt, den man sowohl bei den Negern Ostafrikas, als auch bei den Stämmen im Süden des Kongo, in den portugiesischen Provinzen Angola und Benguela findet. Derselbe besteht aus einem kleinen ausgehöhlten Doppeltrog, der sich nach einer Richtung hin in zwei Röhren verlängert, deren vorderes Ende gewöhnlich mit Eisen ausgekleidet ist. Die Öffnungen des Doppeltroges werden mit einem Fell locker überzogen, an welchem kleine Holzgriffe befestigt sind; durch häufiges und rasches Auf- und Niederziehen der Decke wird ein Luftstrom erzeugt, der durch die verlängerten Röhren geht und direkt in das Feuer geleitet wird. Bei vielen Stämmen ist gewöhnlich das Schmiedehandwerk besonders verehrt, und nur der Oganga oder Priester darf es ausüben; bei Stämmen, die nichts davon verstehen, fand ich solche Blasebälge als Heiligtümer in den Fetischhäusern aufgehängt. Bei den Osaka traf ich auch einen Ambos in Gebrauch. Derselbe besteht aus einem halbkugelförmigen eisernen Kopf, der an der obersten Stelle flach geschlagen ist, und einem eisernen Stiel daran; das Ganze ist aus einem Stück. Der Stiel wird in die Erde gesteckt, das zu bearbeitende Stückchen Eisen mit der linken Hand auf die flache Stelle des Ambos gelegt und dann mit Hilfe eines starken eisernen Griffels, der an dem einen Ende eine Schneide, an dem andern eine Spitze hat, bearbeitet. Auf diese Weise werden Speerspitzen, Messer und Dolche in allen möglichen Größen und Formen, Glocken zc. hergestellt. Die Messer-

flingen sind nicht selten mit recht geschmackvollen Verzierungen versehen, ebenso wie die aus Holz gefertigten Griffe, die man gern mit dünnem Messingdraht umwickelt. Gegenwärtig wird übrigens nicht mehr alles Eisen von den Osa selbst dargestellt, sondern es kommt durch den Sklavenhandel viel europäisches Eisen von der Küste her ins Innere."

Die Akelle, deren Stammesgenossen die Osa wahrscheinlich sind, haben sich auf ihrem Wanderzuge nach Norden über ein großes Gebiet ausgebreitet. Von den Grenzen der Galloa am Eliva Jonanga erstrecken sich ihre Wohnsitze am Rembo Ngunie entlang und jenseits desselben bis zum Gebiet der Okanda. Sie dürften im Ogowegebiet in der nächsten Zeit neben den Fan die wichtigste Rolle spielen, da sie, von dem Wunsche getrieben, die für den Handel wichtige Meeresküste zu erreichen, unaufhaltsam zu den dort gelegenen europäischen Faktoreien vordringen und heute bereits auf dem linken Ufer des Ogowe ebenso das maßgebende Volk sind, wie die Fan auf dem rechten Ufer. Mit den letzteren haben sie manche schlechte Eigenschaften gemein, und sie haben sich durch ihre Raubgier gefürchtet gemacht. Sie sind geborene Kaufleute — man nennt sie die Juden unter den Negern — und ihre Gewandtheit im Handelsverkehr wird nur noch von ihrer Wanderlust übertroffen.

Viel friedlicher sind die Aduma, ein gutmütiges Volk, dessen Sprache weder mit der Akellesprache, noch mit jener der Okanda und Osa irgend eine Ähnlichkeit hat. Lenz fand sie stets gern bereit, ihm gegen geringes Entgelt Beistand zu leisten. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Sklavenhandel und stehen durch Zwischenhändler auch mit den Kongovölkern in Verbindung, von denen sie Sklaven beziehen. Auf Reisen verbergen sie sich tagsüber im Walde und benutzen nur die Nächte zum Fortkommen, wobei sie aus Furcht vor Überfällen ihrer räuberischen Nachbarn stets dicht am Ufer hinfahren, so daß sie durch die überhängenden Zweige der Baumstämme allen Späherblicken entzogen sind. Zur Jagd sind die Aduma, trotzdem die Wälder an Wild sehr reich sind, zu faul. Das Fleisch, welches sie zur Nahrung brauchen, liefern ihnen die Buschvölker, welche von ihnen Eisenwaren und auf sehr primitive Weise zubereitetes Palmöl beziehen. Ihre Dörfer, die häufig eine Tagereise voneinander entfernt liegen, sind nicht groß; sie zählen meist nicht mehr als 20 bis 30 Hütten. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Schurz von Mattenzeug, während die Frauen zwei schmale Zeugstreifen, einen vorn und einen hinten tragen, welche Hüften und Schenkel frei lassen. Tätowierungen und Schmuck aller Art sind sehr beliebt, aber die entstellende Mode, dicke Holzpföcke in den Ohrläppchen zu tragen, und die Narben der Einschnitte, welche die Tätowierung ersehen, lassen die Frauen in den Augen des Europäers nichts weniger als anziehend erscheinen.

Südlich von den Aduma wohnen die Awanschi, ein kriegerisches Volk, das wahrscheinlich mit den Oshoba und Aduma verwandt ist, an deren Sprache sich in der ihrigen viele Anklänge finden. Ihre Dörfer liegen zerstreut im dichten Urwalde, wohin, als Lenz sie kennen lernte, nicht einmal noch die ersten Sendboten der Kultur, die europäischen Waren gedrungen waren. Lenz war der erste Weiße, den sie sahen, und alles, was er mit sich führte, seine Waren, seine Kleidung erregten im höchsten Grade ihr Erstaunen. Südwestlich von ihrem sehr großen Gebiet befinden sich am Ofoue die Wohnsitze zweier kleinen Stämme, der Okona und Opowe.

Am Nordufer des Ogowe haben die Aduma zu Nachbarn die Mbamba, ein nur einige hundert Köpfe zählendes Volk, das jedoch über einen weiten Raum zerstreut ist, da man ihre Dörfer noch weit flussaufwärts über das Adumagebiet hinaus in den Wäldern antrifft, während sie flussabwärts sich bis zu den Osa ausdehnen. Diese große Ausdehnung bringt es mit sich, daß die einzelnen, mitten im Walde liegenden Dörfer, die meist nur wenige elende Hütten zählen, oft mehrere Tagereisen voneinander entfernt sind. Ackerbau wird in keinem Dorfe getrieben, einige Bananen sind die einzigen Anpflanzungen, die man bei ihnen findet, denn sie leben fast ausschließlich vom Ertrage der Jagd. Als Waffen besitzen sie nur Speere, da die Maduma, welche häufig ihre Dörfer überfallen, um Gefangene zu machen, die sie als Sklaven verkaufen, es bisher zu verhindern wußten, daß Feuerwaffen in ihre Hände gelangten. Den Sklavenjagden der Maduma

mag es auch zuzuschreiben sein, daß die Mbamba so zusammengeschmolzen sind. Sie sind sich jetzt ihrer Schwäche wohl bewußt und denken gar nicht an Widerstand gegen ihre mächtigen Angreifer, sondern fliehen sofort in den Wald, wenn feindliche Scharen ihrem Dorfe sich nähern, und überlassen ihre Hütten schutzlos der Plünderung. —

Die Reise Oskar Lenz' bildet gleichsam das Vorpiel zu den überraschenden, großartigen Entdeckungen des französischen Leutnants Savorgnan de Brazza, mit denen für den französischen Besitz am Ogowe eine neue Ära begann. Im Gebiet der Sebbe trafen Lenz und Brazza zusammen und setzten gemeinschaftlich die Reise bis ins Adumagebiet fort, wo Brazza zurückblieb, um M. Marche und den Marinearzt Dr. Vallay zu erwarten, die ihm einen Warentransport nachführten, während Lenz noch weiter vordrang und, wie wir wissen, bis zur Mündung des Schebe gelangte. Da seine Gesundheit sehr gelitten hatte, begab sich Brazza nach dem Eintreffen seiner Gefährten zur Erholung nach Lope zurück und stieß erst im April 1877 in Dume wieder zu ihnen. Marche war indessen auf dem bereits von Lenz betretenen Wege weiter vorgedrungen und bis zur Mündung des Ekele gelangt, 75 Kilometer über den äußersten von Lenz erreichten Punkt hinaus. Bald nach der Ankunft Brazzas zwang ihn seine zerrüttete Gesundheit zur Rückkehr nach Europa. Die Zurückgebliebenen aber wurden von den Aduma, welche ihnen Träger stellen sollten, so lange hingehalten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß Brazza von der Stelle kam, und nur Dr. Vallay mit einem Teil der Expedition die Pubarakälle, 75 Kilometer oberhalb der Ekele-Mündung erreichen konnte. Im März holte Brazza seinen Gefährten im Gebiet der Numbo ein, und dort fand die langerörterte Frage der Quellen des Ogowe eine unerwartete Lösung, welche alle Vermutungen über den Haufen warf. Der Ogowe teilte sich dort in zwei unbedeutende Quellflüsse, den Nebagni (Hauptarm) und Passa, welche von Süden aus der Serra Complida kamen und beide nicht schiffbar waren. Die Hoffnung, daß der Ogowe oberhalb der letzten Stromschnellen eine bequeme Wasserstraße ins Innere bilde, war vernichtet.

Mit Brazzas Ankunft im Gebiet der Numbo hatte die eigentliche Ogoweforschung ihr Ende erreicht, aber eine jetzt viel wichtigere Frage trat dort an den kühnen Reisenden heran. Daß der Ogowe nicht die breite Wasserstraße in das Innere bildete, welche man vermutet hatte, daß er weder mit dem Nello noch mit einem andern großen Strom in Verbindung stand, wußte man nun — aber das noch unbekannte Gebiet zwischen den Ogowequellen und dem Tanganika und Nil forderte den Forschungseifer jetzt noch mehr als früher heraus. Brazza beschloß den Schleier zu lüften, der dieses Gebiet noch verhüllte, und ging sofort mit der Energie, die allen seinen Unternehmungen bisher den Erfolg gesichert hatte, ans Werk. Daß die Regenzeit noch nicht zu Ende war, schreckte ihn ebensowenig, als die Schilderungen, welche die Umbete, in deren Gebiet er die Anstalten zur Weiterreise traf, von dem südlicher gelegenen Lande und seinen Bewohnern entwarfen. Die Hauptschwierigkeit, welche einem Vordringen auf dem Landwege entgegenstand, den Mangel von Eingeborenen, welche bereit waren, sich als Träger verwenden zu lassen, beseitigte Brazza dadurch, daß er von den Umbete eine Anzahl Sklaven kaufte. Um sie anzufeuern, ihr Möglichstes zu thun, versprach er ihnen nach beendigtem Zuge die Freiheit und brach mit der bedeutend vermehrten Karawane noch vor Ende der Regenzeit auf.

Die Leistungen de Brazzas auf der nun folgenden Entdeckungsreise sind durch die großartigeren Erfolge der Kongofahrt Stanleys verdunkelt worden, aber sie gehören doch zu den bedeutendsten Leistungen, welche die Geschichte der Erforschung des dunkeln Erdteils zu verzeichnen hat, und wenige andere Reisende haben so große Strapazen überwunden wie Brazza und seine Gefährten. Das Land, in welches sie eindrangten, glich nach Brazzas eigenen Worten einer Sandwüste, die nur hier und da von tiefen Schluchten durchschnitten wurde, in denen Granitfelsen emporragten. Den Marsch durch dieses Land mußten Brazza und seine Gefährten barfuß zurücklegen, da das Schuhwerk, welches man in einer Kiste mitgeführt hatte, durch eingedrungenes Wasser völlig verdorben und das bisher getragene schon so zerfetzt war, daß es nicht weiter getragen werden konnte. Es war keine leichte Aufgabe, sich an eine solche Marschweise zu gewöhnen und

7 Monate lang so durch die Wildnis zu ziehen. Auch die Kleidungsstücke waren bald durch Dornen und Gestrüpp in Lumpen verwandelt, welche keinen Schutz mehr gewährten, doch nun, erklärt Brazza in einer Anwendung bitteren Humors, wurde den barfuß Wandernden das Wandern leichter, da auch die Beine den Dornen ausgesetzt waren. Seine Ungeduld trieb trotz aller Schwierigkeiten seine Begleiter zu immer größerer Eile an, und nach 20 tägigem Marsch kam man in das Gebiet der Bateke, das die Umbete als ein armes Land geschildert hatten, dessen Bewohner häufig Mangel an Lebensmitteln leiden. Die Expedition fand bei den Bateke freundliche Aufnahme und erreichte ungehindert einen 20 Meter breiten Fluß, den die Bateke N'Gambo nannten, und, an dessen Ufern weiterziehend, die 100 Meter breite und 5 Meter tiefe Allimba, in welche der N'gambo einmündet.

Die Eingeborenen befanden sich im Besitz von Pulver und Gewehren, und sie erzählten, daß sie sowohl diese als das Salz von Leuten erhielten, die an einem großen Strome wohnen, in welchen die Allima sich ergießt. Dieser Strom sollte 6 Tagereisen entfernt, die Allima bis zur Mündung völlig frei von Stromschnellen sein. Sofort entschloß sich Brazza, weiter vorzudringen. Seiner Meinung nach mußte die Allima in einen See südlich von Wadai münden, da das Salz, welches er bei den Eingeborenen fand, offenbar durch Verdampfung in Pfannen gewonnen war. Da die Allima schiffbar war, wollte er aber die Reise nicht auf dem beschwerlichen Landwege, sondern zu Wasser fortsetzen, und kaufte für hohen Preis, trotzdem die mitgenommenen Vorräte schon sehr zusammengeschmolzen waren, mehrere Piroguen.

Die Fahrt begann, aber sie war von kurzer Dauer. Die Zeit des friedlichen Vordringens war zu Ende, und schon am ersten Tage wurden Brazzas Piroguen vom Ufer aus beschossen. Es waren die wilden, auch noch dem Kannibalismus ergebenden Apfurus, welche sich seiner Fahrt Stromabwärts widersetzten. Sie kommen mit Pulver und Gewehren von Süden herauf und vermitteln den Handelsverkehr der am Oberlauf der Allima ansässigen Stämme mit den weiter unten wohnenden, und ein Vordringen der Weißen in ihr Gebiet erschien ihnen als eine Bedrohung ihres ängstlich gewahrten Handelsmonopols. Je weiter Brazza kam, desto größer wurde die Zahl der Feinde, die auch in Piroguen herankamen und seine Weiterfahrt zu hindern suchten. Den ganzen Tag hindurch nahm das Schießen kein Ende, und die Gefahr wuchs, als der Abend herankam und die Dunkelheit die Verfolger den Blicken entzog. Unter solchen Umständen zog Brazza es vor, zu landen und bei den Piroguen am Ufer ein kleines besestigtes Lager zu errichten, wo er den Morgen abwarten wollte. In der Nacht sammelte aber der Feind seine Streitkräfte zu einem Hauptangriff und überfiel am nächsten Tage Brazzas kleines Gefolge mit ungeheuren Massen. In der Schlacht, die sich entspann, siegte zwar die Überlegenheit der Waffen über die wilde Tapferkeit, mit welcher die Apfurus auf die Eindringlinge einstürmten, und sie wurden durch das Schnellfeuer der Leute Brazzas arg dezimiert zurückgetrieben, aber Brazza sah doch ein, daß ein ferneres Vordringen unmöglich sei. Allerdings ließ sich die Verwirrung, welche unter den Apfurus infolge ihrer Niederlage ausgebrochen war, benutzen, um in rascher Fahrt eine Zeitlang ungehindert vorzudringen, aber gegen einen solchen kühnen Vorstoß regten sich schwere Bedenken. Eine wohl ausgerüstete Expedition konnte ihn wagen, aber die Hilfsmittel Brazzas waren durch die schon 2 Jahre dauernde Entdeckungsreise erschöpft, namentlich die Munition so zusammengeschmolzen, daß es mehr als tollkühn gewesen wäre, noch weiter in ein unbekanntes Land einzudringen, in dem man jeden Augenblick einen Zusammenstoß mit noch größeren Massen als die soeben zurückgeschlagenen gewärtigen mußte. Er verließ daher die Allima, wandte sich nach Norden und kam nach zwei Tagemärschen unter beständigen Kämpfen mit den Apfurus wieder in das Gebiet der Bateke, wo er um so freundlicher aufgenommen wurde, als seine siegreichen Kämpfe gegen die Apfurus sein Ansehen bedeutend erhöht hatten.

Zu allen Drangsalen, welche Brazzas Expedition bereits heimgesucht hatten, kam nun noch der Lebensmittelmangel. Die Bateke litten selbst Mangel und konnten den Fremden nicht helfen, und je weiter man kam, desto größer wurde die Not. Die entkräfteten Träger vermochten sich kaum noch weiter zu schleppen, aber Brazzas Mut und Kraft war ungebrochen. Man hatte beim Vordringen gegen Norden zwei neue Flüsse

entdeckt, den Oba im Gebiete des gleichnamigen Volkes, und den 180 Kilometer von der Allima entfernten Ebaingouco, in welchen Brazza Zuflüsse irgend eines bedeutenden Stromes vermutete und deshalb noch einen Versuch machen wollte, weiter gegen Osten vorzudringen. Er teilte die Expedition, sandte Dr. Vallay und den Quartiermeister Hamon mit den am meisten erschöpften Leuten zum Ogowe zurück und brach mit den rüstigsten seiner Begleiter, im ganzen 16 Mann, darunter 10 Träger, nochmals nach Osten auf.

Am 19. Juli 1878 überschritt Brazza den Ebaingouco, aber die Eingeborenen weigerten sich, ihm Führer nach Osten mitzugeben, weil sie sich vor ihren dortigen Nachbarn, den Anghie fürchteten. Sie erzählten, daß dieselben im Besitze vieler Feuerwaffen seien und häufig Raubzüge in die benachbarten Gebiete unternähmen, von wo sie Gefangene fortzuschleppten und dieselben nach fernen Gegenden als Sklaven verkauften. Dies bewog Brazza, sich wieder nach Norden zu wenden, um zu versuchen, das Gebiet der Anghie zu umgehen, und er gelangte nach einem Marsch von etwa 30 Kilometer zu einem 100 Meter breiten und 3 bis 5 Meter tiefen Flusse, den die Eingeborenen Eikona nannten und der, (fast auf dem Äquator) von Westen nach Osten laufend, sich später mit dem Oba und dem Ebaingouco vereinigt. Die Eingeborenen berichteten, daß der Eikona unterhalb seiner Vereinigung mit diesen beiden Flüssen so breit werde, daß man einen halben Tag brauche, um von einem Ufer zum andern zu gelangen.

Die Eingeborenen verwechselten, wie sich später ergab, den untern Lauf des Eikona mit dem Kongo. Auf diesen bezog sich auch, was die Eingeborenen von den mit Feuerwaffen ausgerüsteten Händlern erzählten, welche sich dort monatelang auf ihren Schiffen aufhalten sollten, um von den Anghie gegen europäische Erzeugnisse, vorzüglich gegen Gewehre und Pulver Sklaven einzutauschen.

„Nach unserem Ausbruche von der Eikona wurde unsere Reise im höchsten Grade beschwerlich; meine Beine, denen das Gestrüpp arg mißspielte, waren mit Wunden bedeckt; meine Begleiter und Träger befanden sich kaum in einem bessern Zustande, trotzdem ihnen diese Wanderungen im Busch nicht ungewohnt waren. Die Waren gingen auf die Neige, so daß ich kaum noch eine genügende Menge zur Sicherung meines Rückmarsches besaß. Das Herannahen der Regenzeit, welche das Land weithin überschwemmt, drohte, mich von der Rückkehr abzuschneiden. Trotzdem gelangte ich bis zum Flusse Ebaï Ocua, $1\frac{1}{2}^{\circ}$ n. Br., d. h. 55 Kilom. nördlich vom Äquator; sein nördliches Ufer wird von den Okainga bewohnt. Aber die Regenzeit war da; am 11. August machte ich mich traurigen Herzens auf den Rückweg zum Ogowe. Fast auf den Tag waren es drei Jahre, seitdem ich Europa verlassen hatte.

„Ebaï Ocua bedeutet in der Sprache der Eingeborenen Salzfluß, denn dieses in Afrika so wertvolle Produkt wird hier durch Verdampfung des Wassers kleinerer Gewässer gewonnen, welche von Erhebungen, die reich an Salz sind, herabfließen. Diese Entdeckung ließ mich wieder an der Existenz von Seen in der Gegend von Wadai zweifeln, wohin nach meiner Ansicht die Allima uns führen würde. Das Problem der afrikanischen Hydrographie wurde für mich immer unklarer, da ich nicht daran denken konnte, daß mir entgegen von Osten her der Kongo seine majestätischen Wellen fließen lasse. Selbst besser Unterrichtete als ich zweifelten an dieser außerordentlichen Thatsache bis zu ihrer endlichen Bestätigung durch Stanley. Was mich betrifft, so wurde mir, sobald ich die erste Kenntnis von dem Zuge dieses Forschers erhielt, mit einem Schlage Alles klar; die Wasserläufe, die ich nacheinander überschritten hatte, ergossen sich in den großen Strom Evingstones und Stanleys.

„In diesem Augenblicke begriff ich, daß die Entdeckung der Allima, welche nicht weit von dem Punkte, wo die Schifffahrt in Piroguen auf dem Ogowe aufhört, schiffbar wird, von großer Bedeutung sei nicht allein für die Geographie, sondern auch für den Handel. In der That ist die Entfernung beider Flüsse eine sehr geringe; sie beträgt ungefähr 50 Meilen, und ist das Terrain für den Transport sowohl von Waren, als auch zerlegbarer Kanoes sehr günstig, denn die Gegend, welche die Wasserscheide zwischen Ogowe und Kongo bildet, besteht aus sandigen Hügeln von mäßiger Höhe, welche mehrere sehr bequeme Übergänge gewähren ohne die Schwierigkeit einer dichten Vegetation. Dampfboote von großem Tonnengehalt können auf der Allima

fahren von dem Punkte an, wo wir sie erreicht haben, und gelangen zum Kongo oberhalb der Fälle, welche diesen Fluß vom Verkehr mit der atlantischen Küste abschneiden, und welcher Punkt infolge der Feindseligkeit der Bevölkerung, die den Handel monopolisiert, schwierig zu erreichen ist. Wenn auch der Ogowe kein direkter Weg ins Innere ist, so ist er es doch indirekt, weil er den Zugang zum Kongo öffnet, und hierdurch erlangt er eine große Bedeutung. Unsere Beharrlichkeit, die Erforschung nicht auf den Lauf des Ogowe zu beschränken und trotz des traurigen Zustandes, in dem wir uns befanden, weiter vorzudringen, war also von einem Erfolge gekrönt, welcher unsere Erwartungen übertraf.

„Unsere Fahrt den Ogowe stromabwärts war eine sehr schnelle; wir hatten die geschicktesten Ruderer zu unserer Verfügung, deren Eifer noch durch den Gedanken angespornt wurde, daß sie uns dorthin zurückführten, wo man vielleicht schon an unserer Rückkehr verzweifelte. Jeder wetteiferte mit dem andern in Geschicklichkeit und Frohsinn. Die guten Beziehungen, welche wir mit den Uferbewohnern angeknüpft hatten, konnten unserer Reise kaum ein anderes Hindernis in den Weg legen als die Beweise ihrer Freundschaft zu erwidern. Es würde ein Triumphzug gewesen sein, wenn ein Unglücksfall uns nicht daran erinnert hätte, daß alle Triumphe ihre Kehrseite haben. Als Stanley erfuhr, daß der Atlantische Ozean nahe sei, hatte er den Schmerz, in den letzten Stromschnellen des Kongo seinen letzten europäischen Gefährten zu verlieren. Daselbe Unglück hätte mich fast in den letzten Stromschnellen des Ogowe betroffen. Mein Freund Dr. Ballay, mit dem lange Erfahrungen mich so eng verbunden hatten, wäre fast vor meinen Augen umgekommen. Meine Pirogue hatte gerade die Stromschnellen passiert, als ein Flußpferd sich auf das Fahrzeug Dr. Ballays stürzte, welches mir in einer Entfernung von ungefähr 50 m folgte. Gerade im stärksten Strudel wurde die Pirogue von dem ungeheuren Tiere erreicht, umgestürzt, und trieb wie ein gebrechliches Rohr inmitten des Flusses. Glücklicherweise hatte Dr. Ballay sich am Fahrzeuge anklammern können, so daß ich ihn rechtzeitig erreichen und aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte . . . So waren wir endlich im Gebiet der Okanda eingetroffen und hatten damit, wenn auch keine zivilisierte, so doch eine befreundete Völkerschaft erreicht.“

Durch die Reise de Brazzas war der Grund zu dem großen Kolonialreiche gelegt, das Frankreich in diesem Teil der Westküste gewinnen sollte, aber trotz all seiner großen Erfolge war, als er am 24. Januar 1878 in der Geographischen Gesellschaft in Paris Bericht erstattete, die Herrschaft Frankreichs am Ogowe noch keine fest begründete. Die Fan, die Mshaba und andere Völker waren am Ogowe noch ebenso mächtig wie am Senegal die Mauren vor Faidherbes Amtsantritt, und nur bis zum Zusammenfluß des Ngunie und Ogowe konnte die Stellung des Weißen als eine gesicherte betrachtet werden. Überdies kamen die Erfolge aller letzten Reisen in erster Reihe den Angehörigen anderer Nationen und nicht den Franzosen zugute, denn der Handel befand sich zu drei Vierteln in den Händen der englischen Firma Hatton & Cookson und des deutschen Hauses C. Wörmann (Vertreter Herr Wölber), neben denen noch das Glasgower Haus Cooper & Co. und einige andere Faktoreien besaßen, während Frankreich nur durch eine bedeutende Firma, Pilastré aus Havre, vertreten war. Die anderen französischen Firmen waren unbedeutend, ausgenommen das Geschäft des Senegalesen Kerno Mahmoudou Seydion, der eine große Faktorei besaß. Ein großer Vorteil war es für die Konkurrenten der Franzosen, daß sie ihre Waren auf eigenen Dampfern aus Europa erhielten und auch auf dem Ogowe kleine Dampfer besaßen, welche die angekommenen Waren stromaufwärts nach den Faktoreien brachten. Die kleinen französischen Firmen waren auf die englischen Packetboote (African mails-ship Company) angewiesen.

Am Fernand Vaz bestanden 5 Faktoreien. Die am weitesten ins Innere vorgeschobene war jene der Firma Pilastré am Ramboe im Lande der Mshira. Das feindselige Auftreten der Kamma und die gefährliche Barre vor der Mündung hinderten dort den Aufschwung des Handels. Die Faktoreien wurden häufig überfallen und geplündert. Günstiger waren die Verhältnisse am Ogowe selbst. Der Zentralpunkt des Handels war dort das etwa 160 Meilen von der Mündung entfernte Adelinalonga, das seine Bedeutung seiner

günstigen Lage am Zusammenfluß des Ngunie und Ogoive und in der Nähe der großen Seen verdankte. Das Haus Hatton & Coofson allein exportierte von dort etwa 2000 Zentner Kautschuk jährlich. Eine lange Reihe von Zweigfaktoreien erstreckte sich von diesem Mittelpunkt flugaufwärts und in das Seeengebiet hinein, die eine von der andern oft mehrere Tagereisen entfernt waren und unter der Leitung von Negern standen.

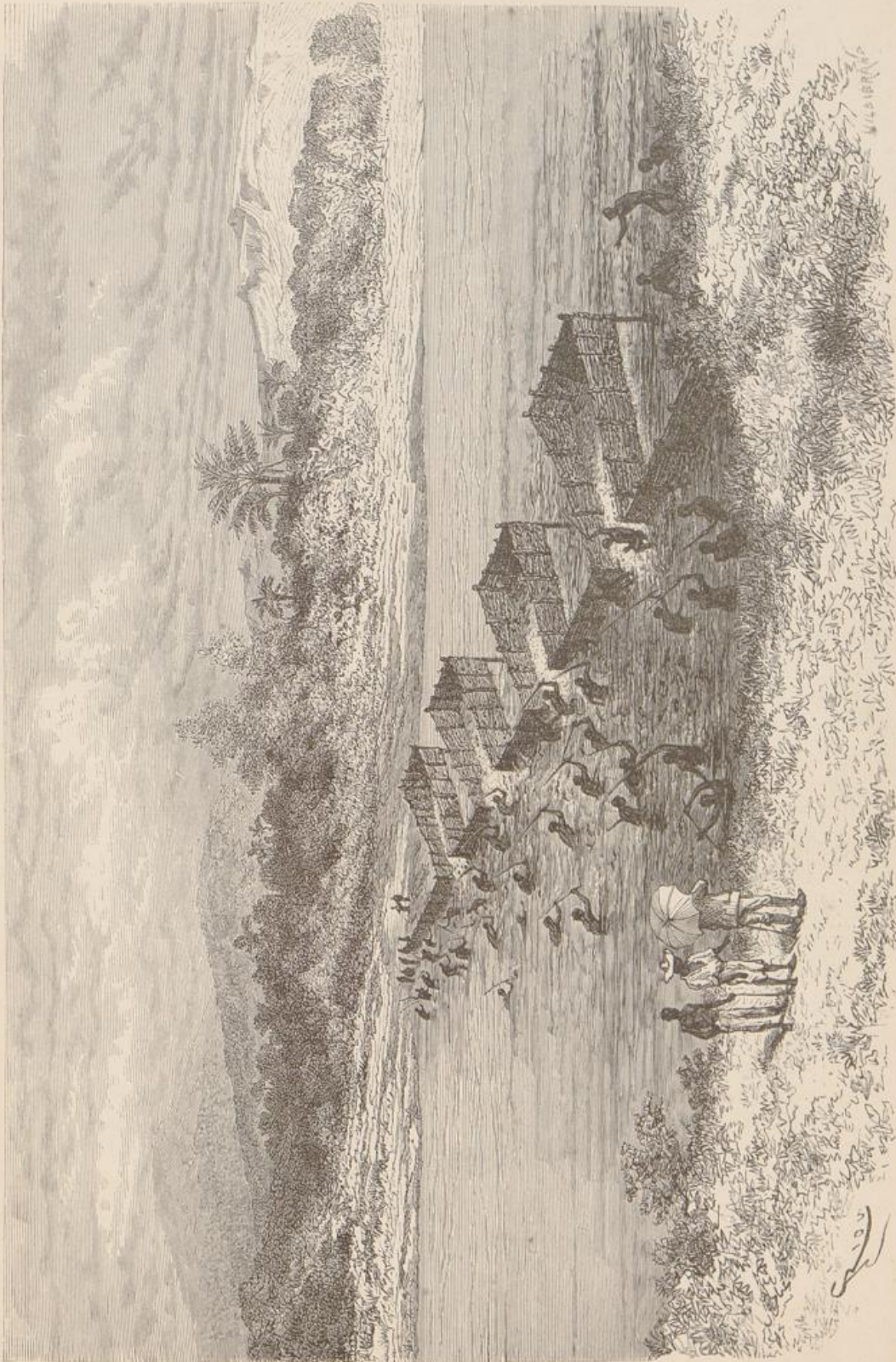
Die Sicherung des Handelsverkehrs am Gabun und untern Ogoive verdankte man den freundschaftlichen Gefinnungen dreier Häuptlinge: des Königs Denis am Gabun, des blinden Ininga-Königs Renoki und des Galloa-Königs mit dem wohlklingenden Namen roi soleil. Der zur Zeit der Reise Compiègnes fast 100 Jahre alte Denis stand schon vor der Ankunft der Franzosen in hohem Ansehen nicht bloß bei seinen Stammesgenossen, sondern auch bei den Stämmen im Innern. Er erkannte rasch, welchen großen Nutzen sein Land aus der Niederlassung der Weißen ziehen könne, und war vom ersten Augenblick an ein treuer, zuverlässiger Freund der Franzosen.



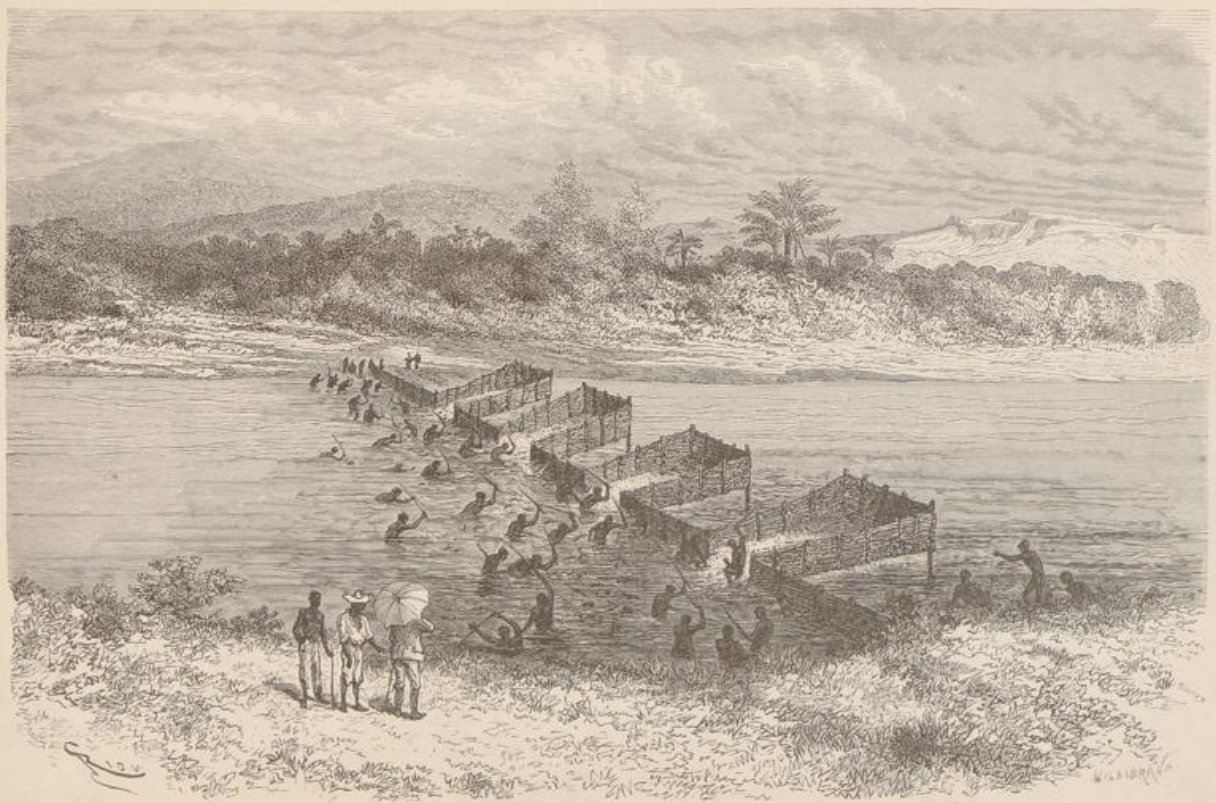
Wurzeln eines Urwaldriesen.

Die Regierung belohnte seine Treue durch die Verleihung des Kreuzes der Ehrenlegion, und auch der Papst verlieh ihm einen Orden, weil er (obwohl selbst dem Fetischismus ergeben) wiederholt die Missionäre beschützt hatte. Die Königin von England aber lohnte die gastfreundliche Aufnahme, welche englische Schiffbrüchige beim König Denis fanden, durch Übersendung einer goldenen Krone und einiger prächtiger Uniformen. Da auch Frankreich in der Kleiderlieferung sehr freigebig war, besaß König Denis eine Garderobe, die wegen ihrer Reichhaltigkeit eine wahrhaft königliche war. „Er erschien jeden Tag in einem andern Kostüm, stets in einem kostbarern: heute als französischer General gekleidet, morgen als Marquis aus Molières Zeit, dann wieder als englischer Admiral.“ Bei allem Luxus in der Kleidung war er doch nicht zu bewegen, seine Hütte zu verlassen und ein Haus zu beziehen, wie die Europäer bewohnten.³⁹⁾

³⁹⁾ L'Afrique équatoriale. Gabonais, Pahouins, Gallois. Par le Marquis de Compiègne. Paris, E. Plon et Cie., 1876, Seite 194.



Fischfang im oberen Ogowe.



Fischfang im obern Ogowe.

Den blinden Ininga-König Nenoki haben wir durch Lenz' Schilderungen bereits kennen gelernt (siehe Seite 22). Nach seinem Tode war der Erbe seines Einflusses sein bisheriger Rival, der roi soleil, nach allen Schilderungen, die wir von ihm besitzen, ein König, wie wir sie in Offenbachschen Operetten zu sehen gewohnt sind. Der eigentliche roi soleil, Ludwig XIV., konnte nicht stolzer sein als dieser Negerfürst, zu dessen charakteristischen Eigenschaften, trotz aller Würde, mit der er aufzutreten suchte, ein stereotypes, unaufhörliches Lachen gehörte. Er lachte auch, als Marche ihn eines Tages darüber ertappte, wie er sich eigenmächtige Eingriffe in seine Kammvorräte erlaubte, und nahm den Fußtritt, den er dafür erhielt, gar nicht übel. N'combe be king, king man, rey pass todos, schrie er, wie ein Papagei die eingelernten Worte herplappert, und suchte das Weite. Manche hielten den roi soleil für einen gutmütigen Schwachkopf. Er war aber weder gutmütig noch ein Schwachkopf. Von dem Ehrgeiz getrieben, seine Macht zu erweitern, schreckte er vor keinem Mittel zurück, das ihn seinem Ziele näher bringen konnte. Seine vielen Frauen waren Töchter angesehener Häuptlinge anderer Stämme, wodurch er festen Rückhalt an einflussreicher Verwandtschaft gewann. Von Widersachern befreite ihn das Gift, in dessen Zubereitung er große Erfahrung besaß. Er ließ sich von den Fetischpriestern am Kap Lopez in ihre Mysterien einweihen und benutzte die dadurch gewonnene geistige Überlegenheit über die anderen Neger so gut, daß er weit und breit gefürchtet wurde. Gleich dem König Denis schätzte er aber die Weißen und unterstützte die Kaufleute. Durch einen im August 1872 abgeschlossenen Vertrag stellte er sein Land unter die Oberhoheit Frankreichs, und er und alle seine Unterthanen betrachteten sich fortan stolz als Franzosen.⁴⁰⁾

So war die Stellung Frankreichs am untern Ogowe keine ungünstige, als Brazza von seiner großen Entdeckungsreise zurückkehrte, aber viel blieb noch zu thun übrig. Am Schlusse des Berichtes, den Brazza in der Geographischen Gesellschaft zu Paris erstattete, wies er darauf hin, daß die Erforschung des Hinterlandes noch viel Mühe und Arbeit erfordere, daß noch gar mancher Reisende dort seine Gesundheit, ja sein Leben werde opfern müssen. Er selbst erklärte sich angesichts des der Ogowe-Kolonie günstigen Umschwungs der öffentlichen Meinung freudig bereit, das Forschungswerk alsbald wieder in Angriff zu nehmen. Die Opferfreudigkeit des Forschungsreisenden, rief er, wachse sofort, wenn er wisse, daß die Sympathie des Vaterlandes ihm sicher ist.⁴¹⁾

Wir werden de Brazza später wieder begegnen, wie er, nochmals in unbekanntes Land vordringend, endlich den Kongo erreicht und dort als Rivale Stanleys auftritt, und wir werden sehen, wie der kühne, unermüdlich für das Interesse seines Landes thätige Mann unter Mühseligkeiten und Anfeindungen aller Art Frankreich einen Anteil an den großartigen Errungenschaften Stanleys sichert.

⁴⁰⁾ Le Marquis de Compiègne, l. c., Seite 219.

⁴¹⁾ Bulletin de la Société de Géographie. Paris, 1879, Seite 425.



Kautschuk-Pflanze.

Die Loangküste.

Unter dem deutschen Kolonialbesitz an der Westküste Afrikas vermissen wir leider einen Küstenstrich, in dem sich deutsche Arbeitskraft durch gründliche Durchforschung des Landes ein dauerndes Denkmal gesetzt hat: die Loangküste.

Nördlich von der Kongomündung lag einst das Königreich Loango, dessen eigentlichen Kern das Land zwischen dem Tschiloango und dem Flüßchen Numbi bildete, dem aber eine Zeitlang sowohl die zwischen dem Kongo und Tschiloango gelegenen Staaten Kafongo und Ngoyo (Nigoy), als auch das Land zwischen dem Numbi und der Numba-Bai unterthan war. Schon frühzeitig, im 16. Jahrhundert, gehörte dieser Küstenstrich mit dem benachbarten Königreich Kongo zu den bestbekannten Gebieten der Westküste Afrikas, und zahlreiche ausführliche Schilderungen des Landes durch die Seefahrer und Reisenden, welche dasselbe besuchten, sind uns erhalten.

Bevor der überseeische Sklavenhandel den Anstoß zu endlosen Kriegen zwischen den einzelnen Völkern gab und im Gefolge derselben jenes dichte Dunkel über das Land sich lagerte, welches erst in neuerer Zeit sich zu lichten begann, war man in Europa über die politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen bis in die geringsten Einzelheiten durch die Berichte der Reisenden unterrichtet. „Sie schildern uns ein kompliziertes Staatssystem, barocke Religionsanschauungen, fortgeschrittene Kunstfertigkeit, als ob es sich nicht um die stupiden Negervölker Afrikas handle, sondern etwa um Indien, das beständig zur Vergleichung herangezogen wird, oder um halbverwischte Reminiscenzen aus altägyptischer Kultur. Welcherlei Beziehungen hier vor alter Zeit bestanden haben mögen, inwieweit versprengte Ideen aus jenen alten Kulturländern bis an die Westküste Afrikas gelangt sein könnten, bleibt fernerer Untersuchungen überlassen; immer steht es als ein interessantes Faktum fest, daß die ersten Entdecker die Negervölker an der Westküste in einem eigentüm-

lichen Zustände der Halbkultur antrafen, die sich den amerikanischen und polynesischen Halbkulturen als spezifisch afrikanische zur Seite stellt.⁴²⁾

Jetzt ist die alte Herrlichkeit der Loango Könige ebenso verschwunden, wie die Faktoreien der einst an dieser Küste dominierenden portugiesischen Handelshäuser. Die Portugiesen waren die ersten Europäer, die sich hier festsetzten, und heute noch weht ihre Flagge in der durch die afrikanische Konferenz ihnen zuerkannten Kolonie, aber die Zeit ist vorbei, in welcher portugiesische Kaufleute den Loangohandel beherrschten. Eine holländische Firma, Kerdyk & Pinkoff in Rotterdam, welche an der ganzen, etwa 200 Meilen langen Küste zwischen Mayumba und Mossamedes Niederlassungen besitzt, hat den größeren Teil der Faktoreien aufgekauft, und neben ihr haben Hatton, Cookson & Co., Stuart, Douglas und andere englische und französische Firmen sich niedergelassen. Die Portugiesen haben die Rolle der Herren mit jener der Diener vertauscht, und abgesehen von einigen vereinzelt und kleinen Faktoreien, die sie noch besitzen, trifft man sie an der Küste nur als Agenten und Clerks von Kerdyk & Pinkoff (jetzt Afrikaanische Handelsvereinigung) und der englischen und französischen Firmen.

Das Leben in einer Faktorei bietet ein wechselvolles, unterhaltendes Bild. Besonders lebhaft geht es in den großen Hauptfaktoreien der Afrikaanischen Handelsvereinigung zu, die auch viel besser eingerichtet sind als die gewöhnlichen Faktoreien. Da kommen Karawanen von Eingeborenen, welche Elfenbein, Palmöl, Palmkerne und Gummi bringen. Die Waren werden auf dem Boden ausgebreitet, die Träger hocken daneben und warten bis der Leiter der Faktorei mit einem Dolmetsch erscheint. Darauf beginnt sofort die Besichtigung der Waren, das Zählen und Messen, wobei die Schwarzen genau aufpassen, daß alles in Richtigkeit vor sich geht. Ist endlich festgestellt, wie viel sie von jeder Warengattung bringen, begiebt sich die ganze Gesellschaft in den Lagerraum, um die in demselben aufgestapelten europäischen Produkte zu besichtigen. Dort liegen in großen Kisten, in Fässern und Säcken all die verschiedenartigen Gegenstände, mit denen der europäische Kaufmann den Markt der Loangküste versorgt, von den Pulverfässern, den Wollwaren, Messern, Glas- und Thongefäßen bis herab zu den echten und unechten Korallen, den Ohr- und Fingerringen u. s. w. In einer Ecke steht ein riesiges Faß, welches Rum (agoardente) enthält, der den Verkäufern in kleinen Gläsern als matabicho oder matabisch (Trinkgeld) verabreicht wird. Nun beginnt das Feilschen um den Preis, beziehungsweise um die Waren, welche für das Palmöl u. s. w. gegeben werden sollen. Einer der Neger führt das Wort im Namen der anderen und sucht die Waren derselben möglichst anzupreisen, jene des Faktoristen dagegen herabzusetzen, indem er dieses Stück Zeug vielleicht wegen unbeliebter Zusammenstellung der Farben beiseite schiebt, mit der ausgestreckten Hand (selten mit dem Zeigefinger) „auf ein hübscheres hinweist und so lange sein Mißfallen bezeugendes „m-bika“ ruft, bis der Weiße ihm das bezeichnete unter den vielen übereinander gestapelten Stücken hervorzieht. Jetzt prüft er vorsichtig die Qualität des Stoffes durch Zupfen und Reiben zwischen den Fingern, dann schiebt er es einem seiner Genossen zu und beginnt um einen andern Artikel zu feilschen.“ In dieser Weise geht es fort, bis alle Geschäfte abgewickelt sind, worauf nach Empfang eines Gläschens Rum als matabisch die Neger sich verabschieden. Auf der Faktorei beginnt aber nun erst recht die Arbeit. Die gekauften Waren müssen unter Dach und Fach gebracht werden, und bald sind alle auf der Faktorei vorhandenen Kruboyes beschäftigt, sie in die Magazine zu tragen. Da lagern in dem einen Magazin in großen Haufen ausgeschüttet oder in Palmbaßsäcken aufgestapelt die Palmkerne, in einem andern stehen Riesenfässer voll Palmöl, die mit einem dicken Kalkanwurf überkleidet sind, um sie auf dem Transport gegen die Sommenglut zu schützen, und daneben Tommen und Fäße Gummi elasticum und Kopalharz; in einem dritten Magazin werden die Elefantenzähne und die Erdnüsse, letztere in Palmbaßsäcken verwahrt. Die Magazine sind leichte, luftige Bauten, ihre Wände bestehen aus Loangogras, das Dach aus Blättern, aber umso dauerhafter müssen die Fässer sein, in denen Öl, Gummi u. s. w. versandt wird. In jeder Faktorei

⁴²⁾ Bastian, die deutsche Expedition an die Loangküste. Vortrag gehalten in der Afrikanischen Gesellschaft am 18. Februar 1874.

befindet sich eine Werkstatt, in welcher ein Böttcher mit der Anfertigung neuer und der Ausbesserung alter Fässer beschäftigt ist.

Viele Hände beschäftigt auch die Gewinnung des Palmöls, ein ziemlich langwieriges Verfahren. Die Früchte der Ölpalme werden zunächst von den Negern in der Erde vergraben und bleiben dort 30 Tage lang einem Gährungsprozeß unterworfen, worauf sie in eine Stampfe kommen, in welcher das Fleisch von den Kernen sich ablöst und dann geschmolzen wird. Sobald die flüssige Masse, aus welcher man während des Kochens alle Unreinlichkeiten durch Abschöpfen möglichst zu entfernen sucht, erkaltet ist, wird sie in Muteten gefüllt und in eine Faktorei zum Verkaufe gebracht. Dieses von den Eingeborenen erzeugte Öl eignet sich



Briefbote mit „Mufanda“.



Weib mit „Muteta“.

aber noch nicht zum Versand, da es immer noch viel Zusätze enthält, und es wird daher auf der Faktorei nochmals umgeschmolzen. Im Hofe der Faktorei stehen auf gemauerten Herden große Kessel, in welche das Öl gefüllt und dem Feuer ausgesetzt wird. Sobald es genügend gereinigt ist, läßt man es durch auf dem Boden der Kessel angebrachte Hähne in Fässer ablaufen, und der Böttcher, der Tanoeiro, schlägt dieselben sofort zu und bereitet sie zur Versendung. Sie bleiben dann in den Magazinen liegen, bis einer der Küstendampfer des Handelshauses erscheint, um sie abzuholen und nach der Generalfaktorei am Kongo zu bringen, von wo sie später mit den aus anderen Faktoreien eingetroffenen Waren in einem großen Dampfer oder Segelschiff die Reise nach Europa antreten.

Die Ankunft eines Dampfers bei der Faktorei ist stets für die Bewohner derselben der Beginn mehrtägiger schwerer Arbeit. Alle Fässer und Säcke, welche in den letzten Monaten aufgespeichert worden, müssen

an den Strand und von dort an Bord des Schiffes gebracht werden, und von diesem werden wieder europäische Waren ans Land gebracht, um die durch die Einkäufe geleerten Lagerräume aufs Neue zu füllen. Bei allen diesen Arbeiten erweisen sich auch hier die Krumeger als unentbehrliche Hilfsarbeiter. Man nennt sie hier Kruboy's, und man muß die mit diesem Namen bezeichneten Neger wohl von den sogenannten Krumanos unterscheiden, welche in manchen (aber nicht in englischen) Faktoreien beschäftigt werden. Die Kruboy's oder Kroomen sind die uns schon von der Küste Oberguineas bekannten Neger, welche sich als Matrosen und als Arbeiter in den Faktoreien verdingen, überall geschätzte, fleißige und ehrliche Arbeiter; die Krumanos dagegen sind Sklaven. Wenn das ständige Personal der Faktorei zur Bewältigung der Arbeit nicht ausreicht, werden auch eingeborene Tagelöhner herangezogen, die sogenannten Mocos oder Manangambas, die bessere Arbeiter sind als die Sklaven.

Außer den Magazinen gehören zu einer Faktorei noch verschiedene Gebäude, die zum Teil in ziemlicher Entfernung von derselben liegen, so das Pulvermagazin, welches man stets möglichst fern von den Vorrathshäusern errichtet, die Küche und das Badehäuschen, welche als feuergefährlich ebenfalls von den anderen Gebäuden getrennt sind. In der Nähe des Ufers treffen wir wieder eine Werkstätte, in welcher schwarze Zimmerleute mit der Ausbesserung von Booten beschäftigt sind. Die Wohnungen der Kruboy's befinden sich neben den Warenmagazinen und nehmen die zweite Seite des Hofes der Faktorei ein, während sich auf der dritten ein Gemüsegarten befindet und die ganze Länge der vierten Seite das Wohnhaus des Agenten und der Clerks ausfüllt, ein Bretterbau mit einem auf steinernen Säulen ruhenden Dach von Asphaltpappe, welches weiß überlüncht ist. In der Mitte des Hofraumes fehlt nie der hohe Flaggenstock, an welchem Sonntags und außerdem stets sobald ein Schiff in Sicht kommt die heimatliche Flagge gehißt wird.

Der Handel an der Loangoküste ist viel entwickelter als in den weiter nördlich gelegenen Gebieten. Das Trustsystem ist hier nahezu völlig abgeschafft und auch der Zwischenhandel ist seinem Ende nahe. Die Produzenten verkehren selbst mit den Faktoreien und kommen aus dem Innern nach der Küste, um ihre Erzeugnisse anzubieten und die in den Faktoreien ausgestellten Waren zu besichtigen.

Als Werteinheit gilt hier ein Stück Baumwollentoff, „Cortado“ genannt. Früher war ein Cortado 6 Nards lang, jetzt beträgt seine Länge nur noch 5 Nards. Ein Cortado ist gleich 4 Pannos oder Fathoms, und hat einen Wert von beiläufig 3 Mark.

So primitiv noch im großen und ganzen der Handelsverkehr mit den Eingeborenen ist, so haben sich doch schon verschiedene Gebräuche herausgebildet, durch welche er eine höhere Stufe im afrikanischen Handel einnimmt als der Verkehr in Ober-Guinea. Geld wird zwar noch nirgends für Waren gegeben, aber das Kreditwesen entwickelt sich immer mehr, und zwar nicht in der unheilvollen Form des Trustsystems. Ein Ansatz zum Kreditwesen ist schon darin vorhanden, daß die nach der Faktorei gebrachten Waren zunächst abgeschätzt werden, und dann erst beide Teile sich in die Magazine begeben, um dort für den festgestellten Preis europäische Waren einzuhandeln. Viel wichtiger für den Verkehr ist aber eine an der Loangoküste gebräuchliche Art schriftlicher Anweisungen oder Wechsel, die sogenannten Mukanda, die namentlich dem Forschungsreisenden sehr zugute kommen. Derselbe hat nicht nötig, eine Menge von Gegenständen mit sich zu führen, welche zu Geschenken an die einzelnen kleinen Machthaber dienen sollen, sondern er kann von Fall zu Fall eine schriftliche Anweisung ausstellen, welche den Inhaber berechtigt, sich in einer namhaft gemachten Faktorei sein Geschenk oder den Gegenwert der verabreichten Lebensmittel zu holen. Der Neger vermag zwar nicht zu lesen, was auf dem ihm überreichten Zettel geschrieben steht, aber er ist fest überzeugt, daß der Weiße ihn nicht betrügen wird, und vertraut dem geschriebenen Wort wie einem feierlichen Eid. Ein Stück Papier und ein Bleistift helfen so über viele Schwierigkeiten hinweg. Der Weiße schreibt auf das Papier, was dem Überbringer zu zahlen ist, setzt Datum und Namen darunter, und es ist ein Wertzeichen geschaffen, das vielleicht durch ein Dutzend Hände geht, bevor es in der Faktorei zur Einlösung präsentiert wird. Die Forderung, welche durch eine Mukanda begründet ist, erlischt nie, aber gewöhnlich wird sie rasch geltend gemacht, und der Inhaber

macht sich sofort auf den Weg. „Eine Mukanda,“ sagt Falkenstein, „wird für alles Dankbare ausgestellt: sei es, daß man einen Neger auf längere Zeit in Dienst nimmt oder einen Boten nach einer fernliegenden Faktorei braucht; sei es, daß man eine Frau zur Besorgung der Hausgeschäfte, einen Wäscher oder Koch engagiert oder daß man einem Mächtigen einen monatlichen Tribut bewilligt oder Landesprodukte und Kuriositäten erwirbt, überall werden Mukanden verlangt. Das Anrecht auf den notierten Wert erlischt nie, wird aber hier monatlich geltend gemacht, wobei sich der Erheber in der Regel um keinen Tag verrechnet, sondern nach seinem Kerbholze genau zum abgelaufenen Termin einstellt.“ (Siehe das Bild Seite 57.)

Eingeführt werden: Baumwolle und Wollstoffe; Rum, Gin und Liqueure; Pulver und einläufige Steinshloßgewehre; Töpferwaren; Messingstäbe und Messingringe; säbelähnliche Buschmesser, sogenannte Macheten; Seife; Salz; Tischmesser, Rasiermesser und Scheren; Flügelhörner; Edelkorallen; Messingbecken (sogenannte Neptunes); Spiegel; rote Schärpen, Filzhüte (nicht Cylinder), gewirkte rote Mützen, Uniformen und Eivréeröcke; Schwerter, Säbel und Parade Röcke; Spielkarten, Harmonikas, dunkelblaue Perlen und Schmuckgegenstände.⁴³⁾ Für Glitterkram, wie Theatermäntel u. s. w., finden sich keine Käufer mehr, wie überhaupt die vielen ziemlich wertlosen Sachen, für welche der Neger in anderen Gegenden sein Palmöl und Elfenbein hergiebt, auch hier immer mehr an Beliebtheit verlieren und die Bevölkerung Verlangen nach soliden europäischen Erzeugnissen zeigt.⁴⁴⁾ Auch die Schmuckgegenstände, welche die Neger an der Loangoküste in den Faktoreien kaufen, werden von ihnen nicht besonders geschätzt und meist schon nach wenigen Tagen achtlos beiseite geworfen.

Ausgeführt werden Palmöl und Palmkerne, Kautschuk, Gummi-Kopal, Erdnüsse, Sesamsamen, in geringen Posten auch Elfenbein, ferner Orseille und einige andere Landeserzeugnisse. Das Palmöl steht in den Exportlisten an oberster Stelle, ihm zunächst kommt der Kautschuk, der es sogar eine Zeitlang zurückgedrängt hatte. Die Ausfuhr könnte in manchen Artikeln eine viel bedeutendere sein. Der Kopalgewinnung steht z. B. der Aberglaube hemmend im Wege, der das Umwühlen der Erde verbietet. Auch dem Importeur steht noch ein weites Feld offen. Dr. Pechuel-Loesche zählt eine Menge Gegenstände auf, für welche sich an der Loangoküste Käufer finden ließen, z. B. Kattunhemden und ärmelloste Jacken für Männer und Knaben, leichte Unterröcke, Talare, Musikinstrumente, alte Helme, wohlriechende Seifen, Parfums u. s. w.⁴⁵⁾

Auch hier muß der Importeur den Geschmack der Neger studieren, denn für eine Menge Artikel, die anderwärts gern gekauft werden, finden sich hier absolut keine Abnehmer. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Waren von vorzüglicher Qualität sein müssen; im Gegenteil findet gerade manche geringere Qualität eher Käufer als die feinste und beste Ware. Dies gilt z. B. von der Mehrzahl der hier in den Handel kommenden Baumwollgewebe, welche durch übermäßige Appretur einen Schein von Güte erhalten, die sie tatsächlich nicht besitzen. Daneben kommen zwar auch bessere Stoffe, die weniger appretiert sind, auf den Markt, aber die Nachfrage nach ihnen ist nicht so groß wie nach jenen. Der Loango-Neger kauft immer weniger teure Stoffe. Während er früher mehr auf die Qualität als auf die Quantität sah, ist jetzt das umgekehrte Verhältnis eingetreten: er will viel Stoff und fragt nicht nach der Güte. Für Sammt und Seide, die früher viel von den Vornehmen getragen wurden, finden sich gar keine Käufer mehr, da die Vornehmen jetzt bei fest-

⁴³⁾ Siehe den Aufsatz von Pechuel-Loesche in den Geographischen Nachrichten des Zentralvereins für Handels-Geographie, Berlin, 1879: „Handel und Produkte der Loangoküste“, Seite 305.

⁴⁴⁾ „Je mehr die Kultur fortschreitet, umso mehr wird der größte Teil der Artikel, welche jetzt noch eine Hauptrolle auf dem afrikanischen Markt spielen, wegfallen: Draht und Perlen. Schon jetzt können wir in Sansibar die Bemerkung machen, daß die Stämme der Küstenregion keinen Eisen- und Messingdraht mehr kaufen, daß selbst Perlen schon sehr zurückgedrängt sind und daß der Mann gar keinen Schmuck mehr trägt. Statt dieser Schmuckgegenstände schafft man sich jetzt lieber mehr und bessere Baumwollstoffe an.“ Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebietes. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, F. Friedrichsen & Co., 1885.

⁴⁵⁾ „Handel und Produkte der Loangoküste“, I. c., Seite 311.

lichen Gelegenheiten lieber in Gewändern aus den hübschen Palmbastgeweben erscheinen, welche an der Küste verfertigt werden.

Baumwollgewebe, Kattune, welche in Europa zu Sommerkleidern verwendet werden, und große Tücher, die sich zu Staatsgewändern eignen, werden viel aus England (Manchester), Holland (Twente), der Schweiz und Deutschland (rheinische und sächsische Ware) importiert. Die Schweiz liefert nur bessere Sorten, England große Mengen kamelotähnlicher Wollstoffe von hellblauer oder roter Farbe. Von großer Wichtigkeit für den Absatz ist die Farbenzusammenstellung der Muster. Wer da glauben würde, daß recht grelle Farben den meisten Beifall finden müssen, der würde sich sehr getäuscht finden. Der Neger ist allerdings ein Freund schöner Muster, aber er weiß gar wohl zu unterscheiden, welche Farbe am besten zu seiner Hautfarbe paßt,



Verschiffung des Palmöls.

und in den nördlicheren Gebieten wählen gerade die Frauen mit Vorliebe dunkle Farben. „Am vorteilhaftesten,“ sagt Pechuel-Ülsche, „wirkt in dieser Hinsicht: Weiß, helles und dunkles Blau und — wenn es diskret verwendet wird — auch mildes Korallenrot oder helles Kirschrot. Grelle, schreiend gefärbte Zeuge werden nur nebensächlich als Aufputz, als Schärpen, Busentücher u. s. w. bei festlichen Gelegenheiten getragen.“ Stoffe von grüner Farbe finden keine Käufer, grün darf überhaupt nur wenig in einem Muster verwendet werden; ebenso gelb nur in Verbindung mit blau, doch dürfen die Stoffe ja nicht blau und gelb gestreift sein. Dunkelblaue Stoffe sind beliebt; dunkelblau ist in Loango die Trauerfarbe. Gern werden auch mehrfarbige schottische und kleinkarrierte Stoffe (weiß und mattblau, rosa oder grau), ferner auf weißem Grund blaugestreifte gekauft. Von den anderen oben erwähnten Einfuhrgegenständen verdienen noch die Töpferwaren ausführliche Erwähnung. Sie kommen aus Holland (Delft und Maastricht) und England, und auch in diesem Artikel hat

die europäische Industrie sich vollständig dem Geschmack der Neger angepasst, indem sie die Muster der von den Eingeborenen selbst fabrizierten Thonwaren kopierte. „Bunte Blumen in Bauerngeschmack werden nicht hübsch gefunden, dagegen hat eine dem bekannten „Zwiebelmuster“ ähnliche Ornamentierung Aussicht, Mode zu werden.“ Die importierten Töpferwaren sind cylindrische Gefäße mit Seitenhenkel, welche $\frac{1}{4}$ bis 1 Liter fassen, rein weiße Teller, Waschbecken und Kannen u. s. w. Die Gefäße werden sämtlich, den einheimischen Fabrikaten ähnlich, mit einem kobaltblauen Rand auf weißem Grunde versehen.

Unter den Schmucksachen, welche Europa den Loango-Negern liefert, sind Korallen am beliebtesten, doch nur echte Korallen aus Italien, unechte finden keine Liebhaber. Korallen von bläuroter Farbe und cylindrischer oder konischer Form sind die geschätztesten, und man findet bei Vornehmen wahre Prachtstücke bis



Bereitung des Palmöls.

zur Größe eines kleinen Fingergliedes. Man pflegt sie an den Schwanzhaaren des Elefanten aneinander zu reihen und trägt sie als Schmuck. Nächst ihnen finden glatte oder ornamentierte Ringe von 2 bis 4 cm Dicke als Schmuckgegenstände große Verbreitung. Man verfertigt ferner auch Ringe aus den in Menge importierten, 5 bis 7 mm dicken Messingstäben, welche zerschnitten und dann zusammengebogen werden. Sie sind ein besonders beliebter Brautschmuck und manche Braut mit ihnen völlig überladen.

Für Flitterfram ist die Loangoküste, wie schon oben erwähnt, kein Absatzgebiet, aber deshalb kommen doch auch hier viele Sachen auf den Markt und sind sehr begehrt, deren Wert bei uns mitunter ein sehr fraglicher ist. So hat der Loango-Neger große Vorliebe für bildliche Darstellungen jeder Art, namentlich solche in recht grellen Farben, und man kann in seiner Hütte die sonderbarsten Zusammenstellungen von Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, Lithographie und des Buntdruckes finden: neben Neu-Ruppiner Bilderbogen

das Porträt irgend eines europäischen Monarchen, neben einem Schlachtenbild schlechtester Qualität das Bildnis einer gefeierten Sängerin, und hübsche Mädchengestalten (die besonders begehrt sind) neben dem Bild eines berühmten Feldherrn.

Die einläufigen Steinschloßgewehre, welche die Loango-Neger immer noch fast ausschließlich führen (Karabiner kommen selten vor), liefert England. Es sind zum Teil alte Musketen, die Hauptmasse aber wird in England nach alten Mustern fabriziert, und man sagt ihnen nach, daß die Läufe oft Ähnlichkeit mit alten Gasröhren haben, was nicht überraschen kann, wenn der Preis eines solchen Gewehres zwischen 5 und 6 Mark schwankt. Unbedingt notwendig ist, daß der Schaft sehr lang, die Pfanne von Messing und das Zündloch genau in der Mitte angebracht ist. Dieser elenden Waffe entspricht das Pulver, das grobkörnig und von geringer Qualität ist. England und Holland teilen sich in die Einfuhr desselben. Es kommt in Fäßchen von 3 Größen auf den Markt, deren jedes 14, 7 oder 4 Pfund enthält, und für die sich die Geschäftsbezeichnung „Männer“, „Weiber“ und „Kinder“ herausgebildet hat.

Deutschland (Hamburg) liefert im Verein mit Marseille Spirituosen, vorzüglich Rum, eine schlechte Sorte, die vor dem Verkauf noch verdünnt und mit spanischem Pfeffer versetzt wird. Das Getränk ist jedoch nicht so abscheulich wie das in Senegambien getrunkene ähnliche Gemisch (siehe Europas Kolonien, I. Band, Note 25), und die Eingeborenen sind auch dem Spirituosengenuss nicht so ergeben wie andere Neger. Ein Gläschen Rum darf zwar bei keinem Geschäft fehlen, es gilt überhaupt als Kleingeld bei Einkäufen, aber unmäßiger Rumgenuss ist hier eine Seltenheit. Gleich dem Rum gilt auch Tabak, der auch im Lande wild wächst, nur als Kleingeld und Scheidemünze, und als dash (Zugabe) bei Einkäufen.

Die Preise der Waren sind auffallend niedrig. Ein „Mann“ Pulver (= 14 Pfund) kostet z. B. vier Cortado (à 3 Mark Wert), 1 Gallon Rum (5 Flaschen) 1 Cortado, eine gestrickte Jacke $\frac{1}{2}$ bis 1 Cortado, ein Uniformrock 1 Cortado. Dies erklärt sich, wie Pechuel-Loesche mitteilt, dadurch, daß man an den Waren und nicht an den eingetauschten Produkten profitieren will, weshalb man die Waren dem Faktorigen zu einem solchen Preise in Rechnung stellt, daß ein Gewinn (100 %, zuweilen aber auch 300 %) ihm von vornherein sicher ist. Der Handel ist immer noch sehr einträglich, und die Küste gewinnt durch ihn umso höhern Wert, als hier auch die klimatischen Verhältnisse bedeutend günstiger sind als in den nördlicher gelegenen Teilen der Westküste.

Der Aufenthalt an der Loangküste ist für den Europäer nicht mit so großen Gefahren verbunden wie an den meisten anderen Stellen der als gesundheitsgefährlich verrufenen Westküste Afrikas. Die Krankheiten, unter welchen Europäer hier am meisten zu leiden haben, sind Fieber, Hautkrankheiten und Affektionen der Unterleibsorgane. Die Fieber nehmen nur in der Regenzeit einen bösartigen Charakter an und herrschen überhaupt nur, wie überall, in den sumpfigen Niederungen der Flußmündungen, während das innere Land und ganz besonders das Gebirge fieberfrei ist. Sehr zu statten kommt es hier dem Europäer, daß das Gebirge sich nahe an das Meer erstreckt, daher überall Gelegenheit vorhanden ist, rasch ein fieberfreies Gebiet zu erreichen. Das Fieber tritt in verschiedenen Formen auf. Die ersten Anzeichen desselben sind meistens Schwindel und Müdigkeit, worauf sich allmählich das Kältegefühl einstellt, welches schließlich so zunimmt, daß der Kranke unter heftigen konvulsivischen Zuckungen und Atembeschwerden sich auf seinem Lager windet und sich häufig erbricht. Dieser Zustand kann mehrere Stunden dauern und hat eine völlige Erschöpfung zur Folge. Dann beginnt das zweite Stadium. Die Kälte weicht der Wärme, welche sich rasch zur Hitze steigert, heftiger Durst und Kopfschmerzen stellen sich ein, und erst nachdem auch dieser Anfall mehrere Stunden gedauert, tritt endlich der Schweiß hervor, der Atem wird freier, die Kopfschmerzen schwinden und der ermattete Kranke sinkt in tiefen Schlaf, aus welchem er gestärkt und mit einem gewaltigen Appetit erwacht. Das Wechselfieber ist aber eine schwer zu beurteilende Krankheit, und es tritt oft in Formen auf, welche von der hier geschilderten gewöhnlichen wesentlich abweichen. Lebensgefährlich können die sogenannten biliösen Fieber werden, bei denen das Erbrechen fast nicht zu stillen ist. Wenn nicht bald für Hilfe gesorgt wird, stellt sich übrigens auch

bei den an gewöhnlichem Wechselfieber Leidenden ein Zustand ein (die sogenannte Kacherie), der den Tod zur Folge hat: die Hautfarbe wird erdfahl, die Lippen entfärben sich, die Füße des Kranken schwellen an, er magert ab, ist verstimmt und leidet an Verdauungsbeschwerden. In sehr vielen Fällen ist aber an dem schlimmen Ausgang der Fieberanfälle der Leichtsinns der davon Betroffenen schuld, die dem Klima zu trohen suchen und in blinder Unvernunft alle Warnungen in den Wind schlagen, oder vielleicht, was sehr häufig geschieht, zügellos allen Leidenschaften fröhnen, ohne zu bedenken, daß auch ein kräftiger Organismus hier nicht jene Widerstandskraft besitzt wie in kälteren Zonen.

Krankheiten der Milz sind infolge der Fieber sehr häufig. Dieselbe schwillt dabei oft zu erstaunlicher Größe an. Dr. Falkenstein fand bei Europäern, welche bereits 25 bis 30 Jahre in den Flußniederungen der Loangoküste wohnten, die Milz bis auf das Fünffache ihres gewöhnlichen Volumens vergrößert.

Weniger gefährlich als die Fieber sind die Hautkrankheiten, obwohl sie fast ebenso häufig auftreten wie jene. Hierher gehört die Hautrötung infolge der Sonnenhitze und das Entstehen von Blasen auf der Haut, die sich allmählich ablöst; das in der Regenzeit häufige Hitzpickeln, prickley heat (auch „roter Hund“ genannt), ein quälendes Jucken, das durch eine Menge „stecknadelgroßer Knötchen auf rotem Grunde“, die sich auf der Haut bilden, hervorgebracht wird u. s. w. Auch der Sonnenstich oder Hitzschlag kommt, obwohl selten, vor und kann bei besonders heftiger Affizierung des Gehirns sofortigen Tod oder zum mindesten eine Gehirnentzündung zur Folge haben. Der Ausatz, die schon früher erwähnte Lepra (siehe Europas Kolonien, I. Band, Seite 154) tritt an der Loangoküste nicht auf.

Die Unterleibskrankheiten haben zum größern Teil ihren Grund in der leichtsinnigen Lebensweise neuer Ankömmlinge, im übermäßigen Genuß alkoholhaltiger Getränke, scharfer Gewürze u. s. w., aber auch im Genuß schlechter Nahrungsmittel, verdorbenen Fleisches oder unreinen Wassers. Sehr häufig tritt die Ruhr auf.

Bei Besprechung der sanitären Verhältnisse der Loangoküste darf auch der Umstand nicht übersehen werden, daß manche Krankheiten nur durch unzuwehmäßige Behandlung einen akuten Charakter annehmen. Jeder ist da sein eigener Arzt und kuriert sich nach einer Methode, die er für eine erprobte und unfehlbare hält. Dr. Falkenstein erzählt, daß bei seiner Ankunft an der ganzen Küste von Banya bis zum Kongo kein Arzt vorhanden war und alle Krankheiten nach einer durch alte Überlieferungen festgestellten Schablone entweder durch Brech- und Abführmittel oder durch Chinin, Opium oder Höllenstein geheilt wurden. Die Ankunft eines Arztes brachte alle Kranken in Aufregung. „Jeder fühlte plötzlich die hilflose Lage, in der er sich befand, und da man in der Einsamkeit doppelt um sein Leben besorgt ist, suchte man nun auch bei kleinen Übeln mündlich und schriftlich von weit und breit Rat. Auch alte, fast vergessene Leiden fingen wieder an, unbequem zu werden; man mußte doch wenigstens den Versuch machen, zu gesunden, umsomehr als die Konsultation kein Geldopfer erheischte, also nur eine als angenehme Abwechslung erscheinende Reise zu unternehmen war. Wenn man bedenkt, daß es einen ganz Gesunden an der Küste kaum giebt, so kann man die Zahl der von Nord und Süd, sowie von den in das Innere vorgeschobenen Stationen in Tschinschoscho eintreffenden, infolge des Klimas oder ihrer Lebensweise akut und chronisch Erkrankten ermessen. Jeder wollte untersucht und beraten sein.“ Manche begnügten sich mit einmaliger Verabreichung einer Medizin und zogen dann ab, andere dagegen kamen mit großem Gepäck an und machten Miene, sich zu einer wochenlangen gründlichen Kur häuslich am Orte niederzulassen.

Die klimatischen Verhältnisse der Äquatorialzone erscheinen daher bei weitem nicht als so ungünstig, wie man sie gewöhnlich darzustellen pflegt. „Auf der einen Seite,“ schreibt Dr. Falkenstein, „fehlen ihr viele Krankheiten oder treten ungefährlich auf, welche in unseren Breiten eine große Zahl von Opfern alljährlich fordern, so namentlich die Lungenaffektionen. Tuberkulose ist so gut wie unbekannt, Husten überhaupt ein kaum gehörtes Symptom. Dagegen sind Unterleibsleiden wieder häufiger und hartnäckiger. Die bei uns in jüngeren Jahren gefürchteten epidemischen Kinderkrankheiten, später die typhösen Formen werden dort

ersetzt durch die Sumpffieber, und die bei uns meist geringfügigen Hautaffektionen treten dort bei weitem in den Vordergrund. Wägen wir alle Verhältnisse mit einander ab, so werden sich beide Teile ziemlich das Gleichgewicht halten, wenigstens wird sicher die Lebensgefahr in den Tropen für kräftige Menschen nicht in der Weise zunehmen, als bisher gewöhnlich gefürchtet wird. Natürlich aber kann hierbei nur von gesunden und kräftigen Konstitutionen die Rede sein. Bereits kranke und überhaupt schwächliche Menschen können den Anforderungen, welche die Akklimatisationsvorgänge dem Körper stellen, nicht mehr entsprechen. Ebensovienig kann das zarte Alter vor der eintretenden Reife, bevor die bei jeder Entwicklung stattfindenden Revolutionen überstanden sind, und noch weniger das vorgerückte Alter mit seinen fertigen, nicht mehr umwandelungsfähigen Organen für die Übersiedelung in ein neues Medium passend erachtet werden. Die natürlichen und günstigsten Grenzen für den unschädlichen Tausch der Lebensverhältnisse liegen wohl zwischen dem zwanzigsten und vierzigsten Jahre; je weiter in der Reihe auf und abwärts, um so mehr nehmen die damit verbundenen Gefahren ziemlich gleichmäßig zu.“

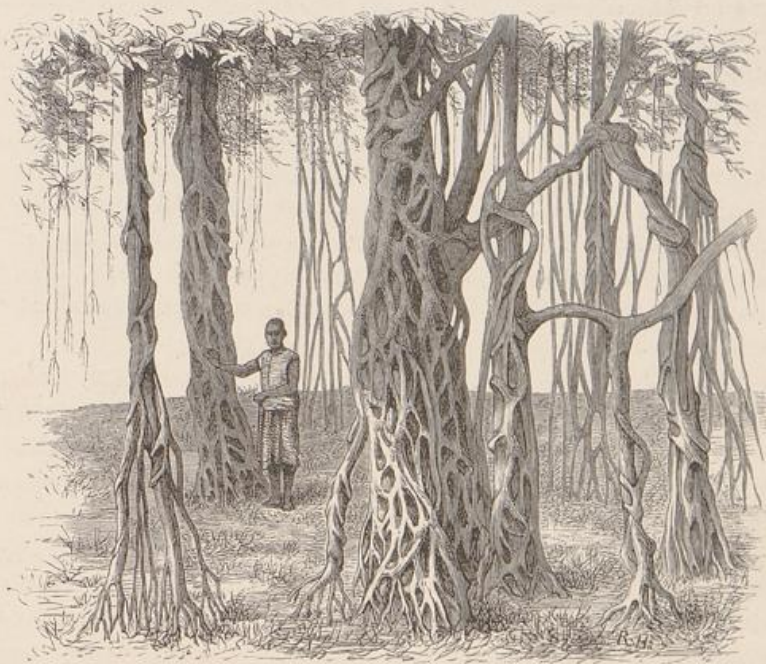
Die Eingeborenen haben ganz unverhältnismäßig weniger durch Krankheiten zu leiden als die Europäer. Am häufigsten kommen bei ihnen die verschiedenen Arten von Hautkrankheiten vor. „Bemerkenswert ist,“ schreibt Dr. Falkenstein, „daß man mißgebildete Figuren so gut wie gar nicht antrifft; dies kommt einmal daher, daß Neugeborene mit auffälligen Verbildungen nicht aufgezogen werden, im übrigen hauptsächlich aber daher, daß die Kinderkrankheiten, welche bei uns vor allem Verkrümmungen der Wirbelsäule und der Extremitäten oder Knochenaffektionen überhaupt bedingen, dort gänzlich unbekannt sind.“ Rachitis und Strophulose sind völlig unbekannt, und daher der Prozentsatz der Sterblichkeit im jugendlichen Alter, der gerade bei uns ein sehr großer ist, ein ungemein niedriger.

Die Eingeborenen der Loangoküste sind die Basiote, ein stattlicher, dem europäischen Körpertypus in vielem ähnelnder Menschengeschlag. Ihre Glieder sind wohl proportioniert, die Füße meist klein, und der Kopf mit der stark gewölbten Stirn weist oft geradezu römisches Profil auf. Die Lippen der Basiote sind zwar voll, aber nicht so wulstig, wie bei den meisten anderen Negern, der Bartwuchs ist spärlich (meist nur Backenbart), an den Lidern über den großen feurigen Augen befinden sich lange Wimpern. Hervorstehende Backenknochen trifft man selten, dagegen bei Männern und Frauen einen ungemein üppigen Haarwuchs, sogar die Körperhaut mit feinen Härchen bedeckt. Das Haupthaar ist schwarz und dicht gekräuselt. Die Hautfarbe der Basiote ist ein zartes Braun, das im Alter um einige Nuancen dunkler wird, bei neugeborenen Kindern aber etwa der Mulattenfarbe gleichkommt, „doch rosig angehaucht und mit einzelnen dunklen Flecken auf gewissen Körperteilen.“ Die Innenseiten der Hände und Füße erscheinen schmutzig gelb.

Unschön ist an der ganzen Erscheinung der Basiote nur die plattgedrückte Nase. Das Herkommen oder sagen wir richtiger: die Mode bringt es auch mit sich, daß ihr gefälliges Aussehen häufig entstellt wird. Abgesehen von den Tätowierungen, die auch hier nur in Hauteinschnitten bestehen, herrscht bei den Frauen eine Unsitte, welche sie nicht nur entstellt, sondern auch der Gesundheit nachteilig ist: Das Tragen einer fest um den Brustkorb angezogenen Schnur, welche wahrscheinlich auch die Form der Brüste beeinflusst.⁴⁰⁾

⁴⁰⁾ Pequél-Löschke (Indiskretes aus Loango. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1878) ist der Ansicht, daß die Frauen dadurch die Brüste heben wollen, daß also die Schnur ein primitives Korset sei. Falkenstein widerspricht dieser Ansicht, weil die Frauen erkennen müßten, daß sie durch ein unter den Brüsten herumgezogenes Band, das diesen als Stütze dienen könnte, ihren Zweck besser erreichen würden. „Wenn daher die Anlegung der Schnur nicht bloß aus der Gewohnheit, das Gewand über dem Busen durch Einschnüren und Unterstecken zu befestigen, hergeleitet werden kann, so wäre noch denkbar, daß sie geheimnisvollerem, in das Gebiet des Fetischismus gehörigen Zwecken ihren Ursprung verdankt. Die eingeborenen Ärzte pflegen bei den verschiedenartigsten Krankheiten einzelne Glieder, wie Hohen, Oberarm, Wade, fest zu umschnüren. Ich bin mehrfach in die Lage gekommen, derartige Fesseln bei unseren Leuten lösen zu müssen, weil die darunter liegenden Teile durch Stauung des Blutes so angeschwollen waren, daß die heftigsten Schmerzen entstanden; deshalb wäre es bei der allgemein verbreiteten Unsitte und dem Glauben an ihren Heilwert wohl möglich, daß bei den nur Frauen eigenen Leiden die Umschnürung des Brustkorbes Platz gegriffen und Anklang gefunden hätte, bis sie fast zu einer Mode wurde, wie bei uns die Zahnhalsbänder oder roten Schnürchen bei Kindern.“

Der kindliche Charakter der Bafioten ist durch den Verkehr mit den Weißen verdorben worden; derselbe hat sie hinterlistig und habgierig gemacht, Pugsucht und Eitelkeit bei ihnen erweckt. Dagegen sind sie frei von manchen üblen Angewohnheiten, die man bei anderen Negern findet, der Trunksucht nicht ergeben, wahrheitsliebend, für erwiesene Wohlthaten dankbar und demjenigen, der sie ihnen erwies, treu ergeben. Ihr hinterlistiges, heuchlerisches Wesen, das im Verkehr mit Europäern zutage tritt, ist nur eine Folge der Furcht vor Übervorteilung durch den Weißen, dessen Übergewicht sie kennen gelernt haben, wenn aber ihr Mißtrauen schwindet, kommen sie ihm ebenso offenerzig entgegen wie ihresgleichen. Solcher scheinbaren Widersprüche in ihrem Charakter giebt es mehrere: Sie sind von Natur gutmütig, werden aber durch religiösen Fanatismus in blutgierige Wüteriche verwandelt; sie suchen den Weißen in jeder Weise zu übervorteilen, strafen aber ihre



Ficus „Entatu“.

Kinder streng, wenn sie gegen die Wahrheitsliebe verstoßen und auf einer Lüge ertappt werden; trotz dieser Wahrheitsliebe sind sie nie zu bewegen, wenn im Hause eines Europäers einer der Ihrigen ein Vergehen sich zu schulden kommen ließ, den Thäter zu nennen. In einem solchen Falle erduldet lieber die ganze Dienerschaft die durch den Thäter verwirkte Strafe, als daß sie zum Angeber würde. Das Scham- und Ehrgefühl ist bei ihnen sehr ausgeprägt, wie sie ja auch zu den wenigen Negern gehören, deren hellere Hautfarbe das Erröten und Erbleichen erkennen läßt. Zu den schönsten Zügen ihres Charakters gehört die Eltern- und Kinderliebe.

Die Frau ist bei ihnen besser gestellt als bei den meisten anderen Negervölkern, was wohl darin seinen Grund haben mag, daß sie hier nicht schlechtweg als Ware und Arbeitstier gilt, sondern jedes Mädchen nach seiner Neigung sich einen Mann wählen kann und das Gefühlsleben in einer Weise entwickelt ist, die sonst in Afrika nirgends angetroffen wird.

„Während in Ober-Guinea,“ schreibt Bastian,⁴⁷⁾ „das Weib in geknechteter Stellung neben dem Sklaven steht, treten vom Gabun an bereits Ansprüche auf Gleichberechtigung ein, die sich dann bei Balonda u. s. w. zu wirklichen Vorrechten der Frau erhöhen, und auch an der Loangoküste finden sich bereits solche, wenigstens in der Prinzenkaste.“ Prinzessin ist jedes Mädchen, welches in weiblicher Linie von einem der Adelsgeschlechter des ehemaligen Königreiches Loango abstammt.⁴⁸⁾ Die Prinzessinnen nehmen eine bevorzugte Stellung unter den Frauen ein: sie können jeden Mann heiraten, der ihnen gefällt, mag derselbe ein freier oder ein Sklave sein (nur auf Prinzen darf ihre Wahl nicht fallen), und sie können die Ehe nach Belieben lösen und einen andern Mann heiraten. Die Frauen aus dem Volke sind zwar mehr von ihren Eltern und Verwandten, später von ihrem Manne abhängig, aber auch sie nehmen eine Stellung ein, die als eine selbständige und jener des Mannes zum mindesten gleichberechtigte bezeichnet werden muß. Wenn die Eltern ihre Zustimmung zur Verheiratung verweigern, geschieht es wohl auch, daß das Mädchen sich mit dem Manne seiner Wahl heimlich verbinden läßt. Damit läßt sich allerdings schwer der Gebrauch vereinen, daß Mädchen, welche den schon im Kindesalter von den Eltern ihnen bestimmten Mann nicht heiraten wollen, sich beim Eintritt der Pubertätsperiode einer Zeremonie unterziehen müssen, welche alles Schamgefühl zu untergraben geeignet ist.⁴⁹⁾ Der Bräutigam giebt den Eltern der Braut nur Geschenke, er hat keinen Kaufpreis zu erlegen, aber auch während der Ehe bleibt hier die Frau Eigentümerin ihrer Mitgift und kann über dieselbe nach Gutdünken verfügen. Ihr Gatte kann sie nicht beerben, ebensowenig wie seine Söhne nach ihm erben, denn erberechtigt sind nur die Nachkommen in weiblicher Linie. Dem Mann ist es zwar nicht verwehrt, mehrere Frauen zu besitzen, und bei Vornehmen ist dies auch in der Regel der Fall, da die größere Zahl der Frauen durch ihre Mitgift auch sein Vermögen und sein Ansehen erhöht, aber die Stellung der einzelnen Frau wird dadurch keine schlechtere, denn die Frauen pflegen zusammenzuhalten und ihre Rechte dem Gatten gegenüber zu wahren.

Die Form der Eheschließung ist eine sehr einfache, aber auch höchst originelle. Das Mädchen begiebt sich in die Hütte des Bräutigams und kocht dort zwei Gerichte. Sobald der Bräutigam dieselben gekostet hat, ist die Ehe geschlossen. Die Religion spielt dabei gar keine Rolle, obwohl der Fetischismus in allen Lebenslagen seinen Einfluß geltend macht. Mit demselben hängen auch die Kina (Tschina) zusammen (welche weiter nach Süden Quirilles genannt werden), Speisverbote, welche kein Neger zu übertreten wagt. „Dem Kinde werden, sobald es zu Verstande gelangt, verschiedene Speisen vorgesetzt, und diejenige, gegen welche es Abneigung zeigt, gilt ihm fortan als Tschina, wie von der Mutter bestimmt. Die dem Kinde vom Ganga (Fetischpriester) auferlegten Verbote sind zwar im spätern Alter nicht mehr bindend, aber in der Zwischenzeit sind aus den Ansprüchen verschiedener Lebensverhältnisse eine Menge neuer Verpflichtungen hinzugekommen.“⁵⁰⁾ Solche Beschränkungen erstrecken sich aber häufig auch noch weiter als auf Lebensmittel. Es kann z. B. einer Frau durch Tschina verboten sein, irgend einen Gegenstand aus der Hand ihres Gatten, ja sogar aus der ihres Bruders in Empfang zu nehmen. Derselbe muß vielmehr auf die Erde gelegt werden, von wo sie ihn aufhebt.⁵¹⁾

⁴⁷⁾ Die deutsche Expedition an der Loango-Küste nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Jena, Hermann Costenoble, 1874, I. Band, Seite 151.

⁴⁸⁾ Der Prinzentitel vererbt sich nur in weiblicher Linie. Die Söhne und Töchter eines Prinzen führen denselben nicht mehr, sondern werden nur zum Adel gezählt.

⁴⁹⁾ Siehe Näheres in Soyaux, *Nus West-Afrika*, I. Band, Seite 191 und Adolf Bastian, l. c., Seite 152 und 175. Die beiden zitierten Stellen widersprechen sich insofern, als Bastian behauptet, daß das Mädchen trotz der Verlobung in der Kindheit sich dem rohen Gebrauch unterziehen muß.

⁵⁰⁾ Adolf Bastian, l. c., Band, Seite 185.

⁵¹⁾ „Besonders eifersüchtig werden die Frauen in Mayumba gehütet, und es mag Totschlag durch den Ehemann folgen, wenn jemand, vielleicht unwissentlich, die ihm angetraute Frau berührt haben sollte.“ Bastian, l. c., I. Band, Seite 168.

Trotz der Unmasse von Aberglauben,⁵²⁾ die mit dem Fetischismus der Loango-Neger zusammenhängt, ist derselbe kein so scharf ausgeprägter Polytheismus wie bei den anderen Negervölkern. Der Glaube an einen guten Gott, den Schöpfer der Welt und des Menschengeschlechtes, den Bekämpfer des bösen Prinzips, deutet auf einen im Laufe der Zeit verwischten Monotheismus hin.

Die Zahl der Fetische ist Legion. Der Nganga kann jedem beliebigen Gegenstand göttliche Kraft verleihen, die ihn zu einem für bestimmte Zwecke tauglichen Amulett macht. Es giebt Fetische für die Jagd, Fetische für den Fischfang, welche dem Jäger oder Fischer reiche Beute sichern, aber auch solche, durch welche man die dem bösen Geist Ergebenen entdecken kann, welche den Menschen Schaden zufügen, ihnen z. B. Krankheiten senden. „Ganz wie die „Medizin“ der Indianer gilt hier der Fetisch bald als der sinnlich wahrnehmbare gewährleistende Ausdruck eines göttlichen Machtausflusses, so daß sein Besitzer ihn schlägt oder durch einen neuen ersetzt, wenn er den von ihm erwarteten Dienst nicht erfüllt, bald als Verkörperung eines Teiles von Gott oder als Gott selbst.“⁵³⁾ Der Priester, von dem der Fetisch stammt, ist nie um eine Entschuldigung verlegen, wenn die erwartete Wirkung ausbleibt; sein Gott kann nicht schuld daran sein, denn der ist unfehlbar, und der sich beklagende Besitzer des wirkungslosen Fetisches setzt sich nur Vorwürfen aus, wenn er etwa den Nganga zur Rechenschaft ziehen wollte und behauptete, daß er ihn betrogen habe. Dergleichen Fälle kommen aber höchst selten vor. Je roher ein Volk ist, sagt Bastian mit Recht,⁵⁴⁾ je tiefer es auf der Bildungsstufe steht, desto unbedingter und blinder läßt es sich von den Annahmen seiner Priesterschaft leiten, desto willensloser bleibt es ein nachgiebiges Werkzeug in deren Händen. Und so lagert über allen Negerländern Afrikas, wenigstens über der Durchschnittsmasse der unteren Klassen, die dichteste Nacht des Aberglaubens. Eine Besserung wird voraussichtlich bei längerem Verkehr mit den Europäern eintreten, denn der Neger ist ja, wie viele Beispiele zeigen, durchaus nicht unempfänglich für Kultur und im allgemeinen ebenso bildungsfähig wie die weiße Rasse. Durch den Handel allein kann allerdings die Zivilisation bei den Negern nicht Eingang finden, denn der ist, wie schon D'Urville treffend bemerkt hat, wegen der schlechten Charaktereigenschaften der Leute, mit denen die Eingeborenen dabei in Berührung kommen, nicht geeignet, einen zivilisatorischen Einfluß auszuüben. Was für rohes Volk mitunter durch den Handel nach der Westküste geführt wird, hatte man in dem Lazarett der deutschen Loango-Expedition zu beobachten reichlich Gelegenheit. Eines Tages geriet der ganze Ort in die furchtbarste Aufregung, weil ein kranker Holländer einem der schwarzen Krankenwärter, der einem Befehl nicht sofort nachkam, ein Messer in den Leib gestochen hatte. Es stellte sich bei dieser Gelegenheit heraus, daß sich im Lazarett noch mehr solcher rohen Gesellen befanden, welche mit Gläsern, Messern und Gabeln nach den Negern zu werfen pflegten. Trotz alledem läßt sich aber nicht ableugnen, daß auch der Handel nicht ohne Einfluß auf den Loango-Neger geblieben ist und daß er ihn geistig gehoben hat. Er hat auch indirekt insofern vorteilhaft gewirkt, als er die Neger allmählich an eine geregelte Arbeit gewöhnte. Der Versuch, die Viehzucht einzuführen und in den Produkten derselben Tauschwerte für die europäischen Waren zu schaffen, hat zwar bisher keinen großen Erfolg gehabt, aber dagegen hat die gesteigerte Nachfrage nach dem Palmöl zu eifrigerem Einsammeln der Früchte der Ölpalme angespornt und den Kreis der Thätigkeit des Negers erweitert.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner der Loangoküste bildet neben dem Handel der Fischfang und Ackerbau. Der Fischfang, zu dem die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes (auch die Knaben) vereint auszieht, liefert meist so große Ausbeute, daß nach Abzug der an den Fürsten und seinen Würdenträger zu entrichtenden Abgabe dem einzelnen Fischer bei der Teilung noch so viel zukommt, daß er nicht alles selbst

⁵²⁾ So essen z. B. manche keine Vögel, weil sonst ihre Kinder mit gekrümmten Füßen zur Welt kommen würden, oder keine Hühner, weil sie glauben, daß ihnen nach dem Genuß von Hühnerfleisch die Haare ausfallen würden. Bastian, I. c., Seite 185.

⁵³⁾ Soyaux, *Nus West-Afrika*, I. Band, Seite 152.

⁵⁴⁾ Bastian, I. c., II. Band, Seite 252.



Melonenbaum (*Carica papaya*).

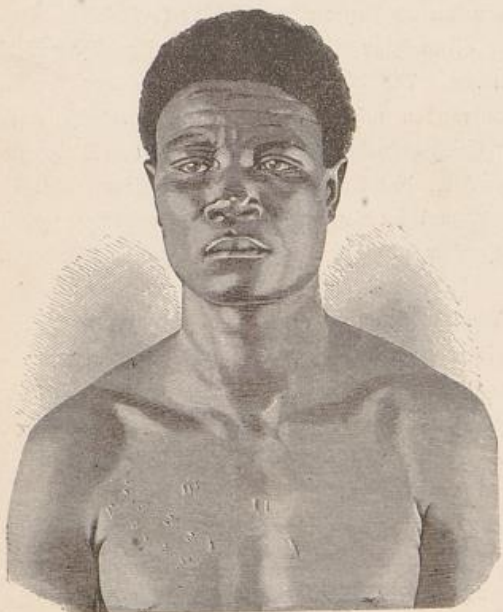
verzehren kann und den Ueberschuß verkauft. Die Fische, welche nicht sofort verzehrt werden, dörret man an der Sonne. Die Netze sind Gemeindeseigentum. Sie sind sorgfältig aus Stricken geflochten, welche man aus den Blattschaffasern der Brotbanane (*Musa paradisiaca*) verfertigt, und sind wegen der mühevollen Herstellung so teuer, daß der Besitz mehrerer Netze bereits von Wohlhabenheit zeugt. In den Flüssen betreibt man den



Udembo, vornehmer Knabe.



Muinda, Frau aus dem Volke.



Kaftanu, ca. 25 Jahre alt.



Tschinambu, Vornehme, ca. 20 Jahre alt.

Eingeborene von der Loangoküste.

Fischfang in ähnlicher Weise wie am obern Ogowe (siehe die Abbildung Seite 53), indem man nehartige hölzerne Gitter am Ufer aufstellt, und die Fische in dieselben zu treiben sucht.

In jedem Dorfe, nicht bloß an der Küste, sondern auch im Innern des Landes wird Ackerbau getrieben, und überall stößt man auf Maniokpflanzungen, aber der Anbau läßt noch viel zu wünschen übrig. Der Boden wird mit einer kurzstieligen Hacke bearbeitet und trägt überall trotz der wenig sorgfältigen Bestellung reichliche Frucht. „Bananenfrüchte im Gewicht von 50 Kilogramm sind nichts Seltenes, ein englischer Acre (0,405 Hektare) mit *Arachis* trägt 16 bis 18, mit Bataten oft mehr als 72 Hektoliter.“ Da zum Anbau geeigneter Boden in Überfluß vorhanden ist, wird er selten zweimal bebaut und man sammelt auch bei der Ernte den Maniok so nachlässig ein, daß an vielen Stellen Knollen im Boden zurückbleiben. Während der Verkauf des Viehes ausschließlich von den Männern besorgt wird, beschäftigen sich meist die Frauen mit dem Verkauf der Feldfrüchte. Bei rationellerer Bewirtschaftung könnte das Land ungeheure Mengen von Bodenprodukten auf den Markt bringen, denn alles gedeiht hier in üppigster Fülle.

Eine Menge Früchte, für deren Anbau der Boden sich vortrefflich eignet, wächst wild oder wird in den Wäldern in verwildertem Zustand getroffen, so Tabak, Kartoffeln, Tomaten, Portulak, Wassermelonen, Ananas u. s. w. Die Gelände am Kuilu, sowie die Niederungen und Vorberge von Mamanya ma tali bis Mayombe würden sich zum Anbau von Kaffee, namentlich des liberischen, eignen; mit geringer Mühe könnte die Kultur von Maniok große Verbreitung finden, ebenso der Melonenbaum (*Carica Papaya*, siehe Seite 68), dessen Milch zähes Fleisch beim Kochen weich macht, häufiger gepflanzt werden; die Kultur von Indigo, Tabak und Kautschuk ließe sich einführen, beziehungsweise verbessern, die des letztern namentlich, wie Dr. Pechuel-Ölsche vorschlägt, durch Verpflanzung besserer Arten, wie z. B. *Hevea brasiliensis* und *Livonia elastica*.

Dr. Pechuel-Ölsche weist auch auf den Aufschwung hin, den der Tierhandel an der Küste nehmen müßte, wenn maßgebende Kreise sich derselben zuwenden wollten. Gegenwärtig ist Nord-Ost-Afrika das Gebiet, welches die großen Firmen, die sich mit dem Export afrikanischer Tiere beschäftigen (Karl Hagenbeck in Hamburg und Reich in Alfeld bei Hildesheim) ausbeuten. Die Ausfuhr hat dort mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, daß die Tiere mehrmals verladen werden müssen: in Suakin für die Fahrt nach Suez; in Suez für die Fahrt nach Alexandria auf den nach Triest gehenden Dampfer; in Triest in Waggons zur Fahrt nach Hamburg. Das Umladen verteuert und verzögert den Transport. An der Loangoküste ist kein solches Hindernis vorhanden. Von dort gehen 8 bis 12 mal im Laufe des Jahres Postdampfer nach Liverpool in 35 bis 40 Tagen, und mit Rotterdam und Hamburg besteht eine direkte Dampferverbindung, wobei die Fahrt in 24 bis 30 Tagen zurückgelegt wird.

Die jüngsten Vorgänge im Sudan, der Aufstand der Mahdi und die im Gefolge desselben in den für den Tierhandel wichtigsten Ländern herrschende Unsicherheit verleihen den Winken, welche Dr. Pechuel-Ölsche in seiner von uns schon mehrfach zitierten Abhandlung giebt, besondere Bedeutung. Die Loangoküste vermag zwar keinen vollen Ersatz für den gestörten Tierhandel via Suakin zu bieten, da z. B. Löwen, Giraffen, Strauße, Nashörner dort gar nicht vorkommen, aber sie besitzt eine so reichhaltige und mannigfaltige Tierwelt, daß sie einen lebhaften Handel hervorrufen kann. Da sind zunächst Hyppopotame, zahlreiche (darunter manche in Europa noch unbekannte) Antilopenarten, so namentlich der *Tragelaphus euryceros* und die Zwergantilope (*Cephalolophus silvicultrix*), die Pinselfohrschweine (*Potamochoerus penicillatus*), die Stachelschweine (*Atherura africana*) und Schuppentiere (*Manis macrura*), ferner Schakale und Wildkatzen, Ichneumone und Ottern, Krokodile, Schlangen u. s. w. Der langen Reihe der zum Teil prächtig gesiederten Vögel, welche Dr. Pechuel-Ölsche aufzählt, entnehmen wir die Rhinocerosvögel, die verschiedenen Corythaigarten und die vielen Arten von Tauben und Finken, die Adler, die grauen Kongo-Papageien u. s. w. Die mannigfaltige Vogelwelt könnte nicht nur den Tierhandel beleben, sondern auch einen Handel mit buntfarbigen Vogelbälgen hervorrufen.

Von ganz besonderer Wichtigkeit für den Tierhandel sind aber die vielen Affenarten, die massenhaft in den Wäldern vorkommen und heute noch zu verhältnismäßig sehr billigen Preisen an der Küste verkauft werden: Meerkatzen, Paviane, Chimpanse und ganz besonders der Gorilla, der Npungu der Eingeborenen.

Das Dunkel, das ihn noch in Du Chaillus Tagen umgab, hat sich nun zum großen Teil gelichtet, seitdem junge Gorillas wiederholt nach Europa gebracht wurden, aber die Erzählungen Du Chaillus, die man lange Zeit als romantische Erdichtungen angezweifelt, sind durch die neuen Beobachtungen ausnahmslos bestätigt worden.

„Was Du Chaillu über das eigentümliche Trommeln der Gorilla berichtet,“ schreibt Kallenstein, „und was Herr Hugo von Koppensfels (wohl der einzige weiße Mann, der bisher nachweislich Gorillas eigenhändig erlegt hat) auf seinen Jagden beobachtete, fanden wir völlig bewahrheitet, da unser „Npungu“ zu verschiedenen Malen, augenscheinlich im Übermaß des Wohlbefindens und aus reiner Lust, die Brust mit beiden Fäusten bearbeitete, indem er sich dabei auf die Hinterbeine erhob; dies ist übrigens, so viel ich weiß, während seines Aufenthaltes in Europa nicht mehr beobachtet worden, vielleicht gerade, weil er den Grad der Gesundheit hier nicht bewahren konnte, den er zu jener Zeit in seiner Heimat wiedererlangt hatte. Außerdem gab er seiner Stimmung häufig in rein menschlicher Weise durch Zusammenschlagen der Hände, das ihm nicht gelehrt worden war, Ausdruck und vollführte zu Zeiten sich überstürzend, hin und hertaumelnd, sich um sich selbst drehend so ausgelassene Tänze, daß wir manchmal bestimmt glaubten, er müsse sich auf irgend eine Weise berauscht haben. Doch war er nur aus Vergnügen trunken; nur dies ließ ihn das Maß seiner Kräfte in den übermütigsten Sprüngen erproben. Besonders auffällig war die Geschicklichkeit und Behutsamkeit, die er beim Fressen an den Tag legte: kam zufällig einer der übrigen Affen ins Zimmer, so war nichts vor ihnen sicher, alles faßten sie neugierig an, um es dann mit einer gewissen Absichtlichkeit von sich zu werfen oder achtlos fallen zu lassen. Ganz anders der Gorilla: er nahm jede Tasse, jedes Glas mit einer natürlichen Sorgfalt auf, umklammerte das Gefäß mit beiden Händen, während er es zum Munde führte, und setzte es dann leise und vorsichtig wieder nieder, so daß ich mich nicht erinnere, ein Stück unserer Wirtschaft durch ihn verloren zu haben. Und doch haben wir dem Tiere niemals den Gebrauch der Geräte, noch andere Kunststücke gelehrt, damit wir es möglichst naturwüchsig nach Europa brächten. Ebenso waren seine Bewegungen während des Fressens ruhig und manierlich; er nahm von allem nur so viel, als er zwischen dem Daumen, dem dritten und Zeigefinger fassen konnte und schaute gleichgültig zu, wenn von den vor ihm aufgehäuften Futtermengen etwas weggenommen wurde. Hatte er aber noch nichts erhalten, so knurrte er ungeduldig, beobachtete von seinem Platze bei Tische aus sämtliche Schüsseln genau und begleitete jeden von den Negerjungen abgetragenen Teller mit ärgerlichem Brummen oder einem kurzvorgestoßenen grollenden Husten, suchte auch wohl den Arm der Vorbeikommenden zu erwischen, um durch Beißen oder täppisches Schlagen sein Mißfallen noch nachdrücklicher kund zu thun. In der nächsten Minute spielte er wieder wie mit seinesgleichen und unterschied sich dadurch gänzlich von allen übrigen Affen, namentlich den Pavianen, welche einen instinktiven Haß gegen viele Individuen der schwarzen Rasse zu haben scheinen und ihre Bosheit mit ganz besonderer Vorliebe an ihnen auslassen.“

Auch Reinhold Buchholz, der in Gabun einen von Kap Lopez dorthin gebrachten Gorilla zu beobachten Gelegenheit hatte, äußert sich in gleicher Weise über seine, von denen anderer Affen völlig abweichenden Gewohnheiten:

„Wenn seine Aufmerksamkeit nicht in Anspruch genommen wird, verbringt er den größten Teil des Tages in einer hockenden Stellung, den Kopf mit dem auffällig menschenähnlichen Gesicht, auf dem meist ein melancholischer, nachdenklicher Gesichtsausdruck herrscht, auf die Brust gesenkt, wie es auch die Schimpansen zu thun pflegen. In Zorn oder Wut habe ich ihn niemals geraten sehen; am unangenehmsten ist es ihm, wenn jemand seine Kette in die Hand nimmt. Alsdann zieht er sie mit beiden Händen mit ziemlicher Kraft an sich, packt auch wohl nach dem Betreffenden, indessen ohne heftig zu werden. Überhaupt haben alle seine Be-

wegungen durchaus den Charakter der größten Bedächtigkeit und Überlegung. Auch beim Verzehren seiner Mahlzeiten und beim Trinken geht er sehr bedächtig zu Werke. Nie habe ich bemerkt, daß er zum Beißen einen ernstlichen Versuch gemacht hätte, obwohl er mitunter, wenn er schlecht gelaunt ist, und wenn man ihm zu nahe kommt, Miene macht, als ob er es thun wolle. Er wird zum Teil mit einer roten Frucht gefüttert, welche einen in einem säuerlichen Fleische enthaltenen großen Kernklumpen einschließt. Da indessen die Körnermasse mit dem Kot abgeht, so kann diese Frucht, welche er ungemein liebt, nur sehr wenig Nahrungswert besitzen. Überhaupt verschmähte er anfangs außer Früchten alles andere; Bananen und Zuckerrohr sind seine größten Leckerbissen. Nur durch Hunger wurde er gezwungen, Weißbrot und Reis zu nehmen, woran er sich indessen bald gewöhnen dürfte. Das Futter nimmt er jedem aus der Hand und verzehrt es niemals mit Gier, selbst wenn er sehr hungrig ist, sondern mit der Bedächtigkeit eines Gourmand. Eigentümlich ist, daß er beim Zugreifen stets die Hand mit der Handfläche nach oben gewendet hält, ebenso, wenn er nach jemand schlägt. Wie Herr Schulze mittheilte, habe er die Unart besessen, mitunter seinen eigenen Kot zu verzehren, weshalb dieser sogleich entfernt wurde; ich habe dies indessen niemals bemerkt. Wasser trinkt er bedächtig schlürfend, die Zunge wird dabei nur zum Be lecken der Lippen gebraucht; aus einem Glase zu trinken gelingt ihm selten; in der Regel kehrt er es um, bevor es zum Munde geführt ist, so daß der Inhalt verschüttet wird. Sehr interessant waren mir die Stellungen, welche er beim Schlafen und beim Ruhen annimmt; er schläft nämlich, wie es scheint, fast nie in hockender Stellung, sondern entweder auf dem Rücken oder auf der Seite liegend, mit angezogenen Beinen, den Kopf meist auf einen der Arme gestützt. Dies scheint fast dafür zu sprechen, daß er bisher meist auf dem Erdboden geschlafen habe; auch sein Klettern erwies sich recht ungeschickt und nicht im mindesten behende. Bei Sonnenaufgang ist er meist noch sehr schläfrig, und nur vor- gehaltene Lieblingsfrüchte vermögen ihn hervorzulocken. Obwohl nun fast einen Monat in Gefangenschaft, befindet er sich sehr gut und scheint täglich zahmer zu werden; das einzige Übel, welches ihn sehr zu plagen scheint, sind zahlreiche Sandflöhe an den Pfoten, welche er vom Kamma, wo es von denselben wimmelt, mitgebracht hat.“ Und an anderer Stelle schreibt Buchholz über dasselbe Tier: Seine Haltung ist, wenn er munter ist, in der Regel sitzend, etwas zusammengekauert, den Kopf gegen die Wand des Kasses, in welchem er wie Diogenes lebt, oder auf einen Arm gestützt. So kann er fast stundenlang dastehen, wie träumerisch, ohne auffällige Bewegungen zu machen, außer daß er von Zeit zu Zeit seine Haltung etwas verändert, um es sich möglichst bequem zu machen. Dabei beobachtet er fast immer sorgfältig seine Umgebung und verfolgt jeden Vorübergehenden mit seinen eigentümlichen Augen. Auf dem Schiffe wurde er etwas lebhafter und gab sein kontemplatives Kasleben immer mehr auf. Er hockt mehr draußen, geht auch häufig an das Geländer und sieht durch das Gitter, wenn Stimmen seine Aufmerksamkeit erregen. Auf dem Tische kann man nichts liegen lassen, da er alles, sowie man sich entfernt, untersucht und mit sich nimmt. Am drolligsten ist die Erscheinung, welche er in der beim Gehen normal aufrechten Haltung von hinten gewährt. Die ungemein breitschulterige, kurzgedrungene Figur, die gravitatische Bedächtigkeit steigert das Komische. Der Gang geschieht natürlich rein auf den vier Händen; die starke Aufrichtung ist nur durch die beträchtlich größere Länge der vorderen Extremitäten bedingt, auch sind hierbei die zwei letzten Phalangen der vorderen vier Finger stets umgeschlagen und zum Aufstützen benutzt. Er hält die Hände nie anders beim Gehen. Will er sich aufrichten, so stützt er sich stets mit den Händen an einen Gegenstand, z. B. an den Tisch, um hinaufzusehen. Nie sah ich es ganz frei geschehen. Beim wirklichen Schlafen nimmt er eine Reihe sehr auffälliger Schlafstellungen ein, die ganz wie die menschlichen sind. Er liegt auf dem Rücken mit angezogenen Beinen, die Hände unter dem Nacken gekreuzt, oder auf der Seite, selbst auf dem Bauche auf Füßen und Händen.

Bekanntlich ist es bisher trotz der aufopferndsten Pflege, welche den nach Europa gebrachten Tieren zuteil wurde, nicht gelungen, einen jungen Gorilla in der Gefangenschaft heranzuziehen. Auch der von der deutschen Loango-Expedition nach Berlin gebrachte Mpungu starb bereits am 13. November 1877. Er hat aber Gelegenheit zu sehr interessanten Beobachtungen geboten, von denen wenigstens einige hier noch erwähnt

sein mögen. Seine Körperlänge betrug, als er am 2. Oktober 1873 in den Besitz der Mitglieder der Expedition gelangte, 73 Zentimeter; in aufrechter Lage beim Stehen war er 65 Zentimeter hoch; die Schulterbreite betrug 25 Zentimeter, sein Gewicht 14 Kilogramm. Bei der letzten an ihm vorgenommenen Messung fand man die Körperlänge bereits auf 86,5 Zentimeter, die Höhe beim Aufrechtstehen auf 76, und die Schulterbreite auf 29 Zentimeter angewachsen, während sein Gewicht auf 21 Kilogramm gestiegen war. Die nach dem Tode vorgenommene Obduktion ergab, daß er an galoppierender Schwindsucht gestorben war, aber in seinem Leben schon mehrere schwere Krankheiten, eine Herzbeutel- und eine Brustfellentzündung und eine sehr ausgedehnte Darmerkrankung glücklich überstanden hatte. Neben der Schwindsucht hatte er in seinen letzten Lebenstagen noch an einem heftigen Darmkatarrh gelitten.



Junge Mangroven.

Die eigentliche Heimat des Gorilla sind die dichten Urwälder im Innern des Landes, das romantische Bergland am Kuilu, wo dichte Lianenwände und zusammengebrochene riesige Baumriesen auf Schritt und Tritt dem Vordringen neue Hindernisse bereiten und das geheimnisvolle Dunkel des Urwaldes das liebliche Landschaftsbild verdrängt hat, welches man von den längs der Küste sich hinziehenden Höhen herab vor sich liegen sieht.

Wenn man vom Meere aus durch das üppige hohe Gras der Savane zu den bewaldeten Berghöhen vorgedrungen ist, eröffnen sich bald nach allen Seiten Fernsichten in reizende Thäler. Soaux entwirft ein entzückendes Bild der Aussicht von einem Berge in der Nähe der deutschen Station Tschinschoscho:

„Oben von der Höhe hat man eine entzückende Aussicht. Zur Rechten, nach Süden sehen wir den Meeresstrand bis zu der durch das Vorgebirge von Ländana (Ländana-Point) gebildeten Bucht, und an der-

selben die Häuser des Ortes, nördlich davon den weißen Gisch, den die ausströmenden Wasser des Tschiluango im Kampfe mit dem Ozean emporzuschleudern, und näher an unserem Standpunkt die weiß- und braunbedachten Häuser einer der Station benachbarten Handelsfaktorei, von dichten Mangrovenbeständen umschlossen, welche sich im Rücken des Gehöftes bis nahe zum Tschiluango hinunterziehen und zwischen denen einzelne Lagunen im Sonnenlicht erglänzen; es sind die Altwasser, welche der Strom bei dem mehrmaligen, wohl durch die Talema herbeigeführten Wechsel seines Mündungsortes zurückgelassen hat. Ganz in unserer Nähe gen Südwest erhebt sich ein Berg, der uns den Blick auf Tschinschöcho versperret; auf seinem Gipfel stehen einige Baobabs und Fächerpalmen am Rande eines niedrigen Buschwaldes, aus dessen nordöstlicher Ecke die kleinen Häuser des Dörfchens N-sanga hervorschauen. Jenseits der Mangrovensümpfe ein nach Nordosten streichender Hügelzug, und in dem Thale zwischen ihm, dem Berge, auf dem wir stehen, und dem N-sangahügel der herrliche Galeriewald von Makunga, noch bis zur Höhe der uns gegenüberliegenden Berglehne hinansteigend. Ein stets mit neuer Lust geschautes, uns unvergeßlich bleibendes Bild! . . . Begleiten wir mit unserem Auge den Pfad, der sich von uns aus zu dem Thalwalde hinabschlängelt, so schweift es anfangs gleichgültig über Gras und Ähren hin, dann aber, etwa halbwegs nach unten fesseln die glühendroten Blumen einiger Clerodendren, daneben blaßrosa blühende Vernonia (die N-duli n-duli, welche den Eingeborenen ein geschätztes Fiebermittel liefert), Vernonia mit weißen, dem Eupatorium ähnlichen Blumen, auch Waltheria-(indica) und Miletiaabüsche. Hier biegt der Pfad um einen Baum und läuft nun ziemlich abschüssig dem Grunde zu, in dessen Dickicht er unseren Blicken entschwindet. Rechts unten wird eine Lichtung im Walde sichtbar, ein Ackerfeld, an drei Seiten dicht begrenzt; Weiber arbeiten auf dem Felde; aufsteigende Rauchsäulen verraten, daß die Maisernte vorüber ist und nun das zu Haufen geschichtete Stroh angezündet wurde. Jenseits der Wiese, durch welche ein schmaler Bach fließt, wieder undurchdringliches Dickicht, nur zur Linken des Wasserlaufes klimmt ein enger Pfad an der Berglehne hinauf. Drüben in dem Randgebüsch des Waldes wiegen Ölpalmen ihr zartes Strahlhaupt, dazwischen leuchtet das satte Grün von Bananen- und Pisangstauden hervor, bis oben schöner Laubwald den Gipfel des Berges krönt.

„Wir steigen den Weg hinab, um das Geheimnis des Quellenwaldes von Makunga zu erforschen. Während wir uns dem Gebüsch nähern, dringt fröhliches Lachen und Sprechen an unser Ohr. Der Pfad windet sich, vom Regen tief ausgewaschen, zwischen hohen, mit Gesträuch bewachsenen Wällen hin. Jetzt biegen wir um eine Ecke . . . der Lärm der Stimmen wird lauter . . . nun um den Stamm einer hochwipfeligen Caesalpinie herum . . . dann fast senkrecht hinunter, und wir betreten den Boden einer engumrahmten Lichtung. An der steilen Wand uns gegenüber entspringt unter den Wurzeln hoher Bäume eine klare Quelle, deren Wasser durch ein paar Bretter zusammengestaut ist. Ein zur Seite stehender Baumstumpf von genügender Höhe dient zum Daraufrücken der Krüge, ein umgestürzter Stamm daneben zum Sitz für Plauderer. Die Quelle ist umdrängt von eingeborenen jungen Mädchen und Frauen. Bei unserem unvermuteten Erscheinen schwirrt die Schar mit dem Rufe „Uisa mundelle, uisa mundelle!“ (Der Weise ist gekommen!) erschreckt auseinander. Rasch wird das etwas herabgeglittene Busentuch wieder über die Brust gezogen, der gefüllte Krug ergriffen, und auf und davon geht es in komischer Eile. Nur einige, die vor lauter Plaudern und Scherzen den Zweck ihres Kommens vergaßen, bleiben zurück; über den Rand des von reizenden Commelynblüten, den Veilchen der Tropen, umsäumten kunstlosen Bassins gebeugt, schöpfen sie mit der halben Schale einer Kürbisfrucht die klare Flut in ihre Krüge, deren Form, an die altetruskische erinnernd, dem Geschmack und Schönheitsinn ihrer schwarzen Verfertiger kein ungünstiges Zeugnis ausstellt. „Liate! Liate!“ (Schnell! Schnell!) flüstern sich die Kinder zu. Doch wir halten sie an; wir sind durstig: „Moleka, tuála m-blänge!“ (Gebt mir Wasser!) Ein freundlich aus großen Augen blickendes Mädchen, mit in regelmäßigen Figuren um den Scheitel gruppiertem Haar, reicht uns in gebückter Stellung die volle Kürbisschale. Wir setzen sie an die Lippen, und während wir das uns kühl dünkende Naß, das immer noch die respectable Wärme von über 24° C. hat, hinunterschlürfen, schlägt unsere schwarze Hebe dreimal die höhlgewölbten Hand-

flächen zusammen — das übliche Zeichen des Grußes. Zum Dank geben wir ihr eine Hand voll Tabak: „Tambula n-sunga!“ (Hier, nimm Tabak!) und ein freundliches Lächeln entblößt ihre weißen Perlenzähne, von denen die zwei mittleren im Oberkiefer an den sich berührenden Stellen ausgebrochen sind. Dann heben auch diese Nachzügler ihren Krug auf den Kopf, und ihn im Gehen geschickt balanzierend, schreiten die schlanken, wohlgeformten Gestalten die Anhöhe hinauf, wo sie im Gebüsch unseren Blicken entschwinden. Wieder allein, schauen wir uns noch auf dem traulichen kleinen Platze um. Die Quelle ist von stattlichen Bäumen beschattet; in deren Laub verborgen flötet ein schwarzweißer Bias (*musicus*) sein Lied; auf einem trockenen Aste sitzt schnarrend ein verslogener Graupapagei und putzt sich mit seinem Schnabel das Gefieder; von fernher hört man das Geschwätz eines Glanzstaars (*Lamprocolius splendidus* Vieill.), der sich in einem fruchttragenden Baume sein Futter sucht. Den Boden bildet eine Wiesenfläche von saftigem Gras, mit blauen und gelben Commelynenblumen durchwirkt und von der hindurchfließenden Quelle bewässert.“⁵⁵⁾

Das ist ein Landschaftsbild aus Loango, doch das Land bietet noch gar viele andere schöne Bilder in buntestem Wechsel, von der Savanne zum Busch, vom Busch zum Buschwald, von diesem zum prächtigen Hochwald.

In den Savanen (Campinen) der Loangküste treffen wir zwar die meisten Steppengewächse des tropischen Afrika, aber sie sind deshalb doch keine trostlos einförmigen Steppen, denn Inseln gleich ragen überall aus dem wogenden Grasmeer Gebüsch und Baumgruppen hervor. Wie die Wogen eines Meeres schlagen aber auch die übermannshohen steifen Halmgräser über dem Wanderer zusammen, der sich einen Weg durch sie zu bahnen sucht. Die Halme biegen sich unter dem Fuß, der auf sie tritt, aber sobald er sich hebt schnellen sie wieder elastisch empor. Ein Abweichen vom gebahnten Wege wird häufig völlig unmöglich. Garbenähnlich sind die Halmgräser von den Wurzelsöcken aus in die Höhe geschossen, und wenn auch unten Lücken bleiben, durch welche kleine Tiere oder Kinder hindurchschlüpfen können, so stehen doch oben die Spitzen der Halme so dicht beisammen wie die Halme eines Getreidefeldes, und der Erwachsene giebt, bald im Gesicht und an den Händen mit schmerzhaften Schnittwunden bedeckt, schon nach wenigen Schritten den Versuch auf, zwischen den scharfen Schilfblättern sich einen Durchgang zu erzwingen. Blüten Schmuck ist der Savane fremd, und nur in den sogenannten offenen Campinen, den *Mändu* der Eingeborenen, in welchen die Halme nur so hoch sind, daß man noch über dieselben hinwegsehen kann und wo sie auch minder dicht beisammen stehen als in den geschlossenen Campinen (*Mititi*), gewahrt man hier und da einige rote oder gelbe Blüten.

An die Savane reiht sich der Busch, aus 3 bis 5 Meter hohen immergrünen Holzgewächsen bestehend, die auf dem ärmsten Boden, in dem sogar die Gräser nicht mehr fortkommen können, emporgewachsen sind, gruppenweise dicht zusammengedrängt. Der Busch, der völlig rein sehr selten vorkommt, ist die Übergangsstufe der Savane zum Buschwald, ihm fehlen die Gräser der Savane, die Bäume des Waldes, aber die Natur ist rastlos thätig, ihn weiter zu entwickeln, und früher oder später wächst der Busch zum Buschwald aus, in dessen dornenbewehrten Wall man ohne Anwendung des Messers nicht einzudringen vermag. Rastlos schreitet aber der Umwandlungsprozeß weiter. Rings um den Busch herum sprießen Pflanzen hervor, durch das dichte Gebüsch brechen sich junge Bäumchen eine Bahn zu Lust und Sonnenlicht, eine Bresche nach der andern in das verworrene Laubwerk legend, das sich immer mehr lichtet und in einzelne Gebüschgruppen auflöst, bis endlich überall die jungen Baumstämme siegreich ihre Häupter erheben und der Buschwald mit Macht zum Hochwald sich ausbildet.

„Der Hochwald findet sich bald in geringem Umfange, bald in ausgedehnten Massen statt des Buschwaldes auf beliebig gelegenen Strecken des Savanenlandes und ist dann entweder ein Rest aus früherer oder eine Neubildung aus späterer Zeit. In seiner mächtigen Entfaltung beherrscht er jedoch die wesentlichen Hänge und Thäler des Gebirges sowie die Niederungen vieler Wasserläufe; besonders die aus sehr frucht-

⁵⁵⁾ Hermann Soyau, *Nus West-Afrika*. I. Band, Seite 175.

barem Schwemmlande aufgebauten Uferleisten des Kuifu schmückt er in unvergleichlicher Schönheit. Er ist ebenbürtig den großartigsten Waldungen, die ich in anderen Tropenländern bewundert habe. Doch sind in ihm nicht, wie zum Beispiel in den Wäldern Brasiliens, Guyanas, Westindiens, große und kleine Pflanzengestalten



Gruppe von wilden Dattelpalmen (*Phoenix spinosa*).

in reicher Abwechslung und Fülle mit der denkbar äußersten Benutzung des Raumes zusammengedrängt; in ihm wiederholen sich vielmehr gewisse, zu riesigen Formen entwickelte Typen in Menge und verleihen ihm eine imponierende Gleichförmigkeit.

Wie eine weite, grün überwölbte Halle umfängt er den Eintretenden. Das Laubdach ist durch unzählige, oft wunderlich geformte Säulen an zwanzig Meter über den Boden emporgelüftet. Ungeheure Stämme, astlos, schnurgerade und walzenrund, dazwischen schwächere, knorrig, verbogen, vielgeteilt verlieren



Lagune nördlich Tschinchofcho.

sich nach oben in den lockeren Blättermassen, welche an vielen Stellen von üppig belaubten Eianen durchzogen sind. Eine gedämpfte geheimnisvolle Beleuchtung umbebt die hellrindigen, silbergrauen oder bräunlichen Schäfte, während vereinzelte, wie in eine Kirche einfallende Sonnenstrahlen in zitternden goldigen Lichtern

spielen. Feuchter Dunst und Modergeruch, oft vermischt mit dem betäubenden Dufte unsichtbarer Blüten, erzeugen eine für den Menschen beängstigende Schwüle, die fast niemals durch einen erfrischenden Lufthauch gemildert wird. Selten außer in den Morgen- und Abendstunden unterbrechen Laute von Tieren die Stille, die Thätigkeit der Insektenwelt verrät das nur dem Aufmerksamen vernehmbare Knistern. Leise dringt von oben das Rauschen der im Winde bebenden Blätter herab, bald nah bald fern anschwellend und ersterbend; sonst herrscht eine große drückende Ruhe und steigert den Eindruck des Erhabenen und Feierlichen.

Immergrüne Bäume, an Höhe denen unserer schönsten deutschen Forsten gleichend, bilden die Hauptmasse des Waldes und drängen ihre Wipfel eng ineinander. Über dieses dichte, von Schlinggewächsen übersponnene Laubdach ragen gewaltige, unseren Buchen gleichende Bäume mit periodischem Laubwurfe hinaus und entfalten erst in dreißig und fünfzig Meter Höhe ihre feinverzweigten Kronen. Die meisten Stämme, auch die in den Savanengehölzen verstreuten, zeigen an ihrem Wurzelsende in auffallender Weise die Neigung zur Pfeilerbildung, welche der stachelrindige Wollbaum (*Eriodendron anfractuosum* D. C.), namentlich an Flußufern durch wahrhaft gigantischen Wuchs hervorragend, am kräftigsten und urwüchsig grotesk zum Ausdruck bringt. Drei bis sechs Meter vom Boden treten an den größeren Bäumen allmählich tafelhähnliche Strebepfeiler wie Wände hervor, nach unten weiter und weiter, bis zu drei und vier Meter Entfernung ausstrahlend. Bald radiär verlaufend, bald wunderlich gewulstet und gebogen, bilden sie um den Stamm Nischen und Kammern, in welchen eine mäßig große Karawane genügenden Raum zum Lagern findet. Diese fest in der Erde wurzelnden Flügel geben den hochaufstrebenden Schäften erst den genügenden Halt am Boden, doch überraschen sie auch an Baumarten, die zu geringerer Größe aufwachsen und solcher Stützen nicht bedürfen. Seltsamer noch als in diesen Stammformen äußert sich die schöpferische Kraft der Tropennatur in den Gebilden der Lianen. Die oft zu erstaunlicher Länge entwickelten und, soweit sie sichtbar sind, in der Regel blattlosen Achsen derselben sind glatt und rund, gewulstet und geknotet, bandartig breitgedrückt, tief gerieft und öfters mit scharfen Dornen bewehrt. Von der Stärke des Bindfadens bis zu der eines Mannes sind sie frei ausgespannt — die jüngeren bisweilen so straff, daß sie gleich Saiten tönen und summen, wenn man gegen sie schlägt — oder verknotet, vielteilig zu mächtigen Kabeln zusammengedreht, gleich Korkziehern gewunden und sogar wie Wachsstöcke aufgewickelt. Sie kriechen in wunderlichen Krümmungen auf dem Boden entlang und liegen wie niedergeglittenes Tauwerk um die Stammenden mancher Bäume aufgehäuft; sie umklammern in mannigfaltiger Verschlingung Stämme und Geäst, schwingen sich in luftiger Höhe von Wipfel zu Wipfel oder hängen in wüstem Gewirre herab, wo sie mit dem tragenden Gezweig niedergebrochen sind. Im Innern des Waldes ist die Vielartigkeit ihres Laubwerkes, der Reichtum ihrer Blüten selten zu erkennen, denn diese Einzelheiten verbergen sich den spähenden Blicken hoch oben im lichtbestrahlten und unerreichbaren Blätterdach. An den nackten Reben einer *Aristolochia* brechen indessen die zarten, rötlich und graubraun gefärbten und übelriechenden Blüten manchmal auch dicht über dem Boden hervor. Sie sind zuweilen von bedeutender Größe, obwohl sie sich nicht messen können mit denen der *A. grandiflora* am Magdalenenstrome, welche sich die Kinder im Spiele über den Kopf stülpen, und noch weniger mit denen der *A. Goldiana* Hook. der Nigervaldungen, welche nächst der *Rafflesia Sumatras* und Javas als die größten bekannten Blüten der Erde gelten.⁵⁶⁾

„Überhaupt hat der Wald hier einen wesentlich andern Charakter als an der tiefer gelegenen Küste. Während dort das niedrige Buschwerk der Savane, in der trockenen Jahreszeit größtenteils blattlos und kahl, dem üppigen Bilde, das man sich von den Tropen macht, sehr wenig entspricht, die Waldungen in den feuchten Thälern aber zwar dicht und formenreich, doch mit ihrem sumpfigen Terrain, dem ineinander gewachsenen Unterholz und den alles umschlingenden Lianen meist unzugänglich sind, strebt hier ein säulenreicher Hochwald empor, dessen Riesenbäume von durchschnittlich 40 Meter Höhe und ebenso mächtigem Umfange

⁵⁶⁾ Dr. Pechuël-Eösfye, Die Loango-Expedition, Seite 142.

der Umgarnung von Schlingpflanzen sich entziehen, und der, wo nicht gerade ein Dickicht von Mansombe, einer Scitamineenart, den Eingang versperrt, leicht passierbar ist, ja oft weite Durchblicke gestattet. Zum Schutz gegen die in den Bergen viel gewaltiger stürmenden Orkane senden viele dieser hohen Bäume, namentlich die Masumeira, vom Hauptstamme ringsum stützende Pfeiler aus, die sich oft zu Wänden und zimmerähnlichen Räumen zusammenschließen; ihre mannigfach geformten Kronen aber wölben einen Blätterdom über den Niederwald, einen Wald über dem Walde, aus dessen unerreichbarer Höhe balsamische Düste von Orchideenblüten herabwehen oder schöne und seltene Früchte den verlangenden Blick des Forschers und Sammlers auf sich ziehen. Das Unterholz besteht außer verschiedenen Papilionaceen, Lorbeerarten und duftigen Ribiaceen zumeist aus ornamentalen Pflanzen, namentlich auch aus artenreichen Scitamineen und mit ihren zerstückelten Blättern emporklimmenden Aroideen. Alle diese groß- und schönblättrigen Gewächse, in unseren Treibhäusern unter dem allgemeinen Namen Blattpflanzen gepflegt, entwickeln hier ihre Formen zur höchsten Vollendung. Mitten im Walde stehen auf abgeholzten sonnigen Höhen kleine Dörfer der Eingeborenen. Ihre Hütten unterscheiden sich von denen der Küstenbewohner sowohl in der Bauart wie im Material. Das Dach ragt hier an einer Giebelseite über die Wand hinaus und bildet, auf Pfählen ruhend, eine schattige Vorhalle. Die Wände werden aus Maranteenblättern errichtet, indem man mehrere Lagen zwischen senkrechten Stäben platt übereinander legt und sie mit dünnen Ranken an diese befestigt. In der Regel lehnen sich die Hütten an den Rand des gelichteten Waldes und umgeben kreisförmig die in der Mitte stehende Muanja oder Versammlungshalle. Im Innern bilden einige Matten, Fetischfiguren, meist auch ein paar Baumstümpfe, die als Sitz oder als Kopflehne des Lagers dienen, das ganze Meublement. Durch eine Klappe im Dach findet der Rauch seinen Abzug. Die Innenseite der Thür ist mit einem Geflecht aus verschiedenfarbigen Fasern oder mit einer buntgemusterten Matte bekleidet; desgleichen auch bisweilen das über der Thür befindliche Giebelfeld.⁵⁷⁾

Viel mannigfaltiger als die Pflanzenwelt ist das Tierleben im Hochwald. Wohin wir blicken, auf dem Boden, zwischen den Riesenstämmen, auf den Zweigen über uns, überall regt es sich, und schon nach kurzem Vordringen gerät der Wanderer mit gar manchem Waldbewohner in unangenehme Berührung.

„An einer Stelle streckt sich ein belaubter Ast niedrig über unsern Weg, wir müssen uns bücken, um darunter durchzukommen; in dem Augenblick bleiben die Fäden eines Spinnennetzes uns am Auge hängen, und indem wir danach greifen, stoßen wir mit dem Lauf unseres Gewehres ziemlich derb an den überhängenden Ast. Ein leises Knistern wie von sanftem Regenschauer . . . bald darauf fühlen wir ein schmerzendes Jucken und Stechen an den Händen, im Gesicht, rings um den Hals, und ausblickend gewahren wir mit Entsetzen in den Zweigen jenes Astes ein birnenförmiges Erdnest der schwarzen Ameise. Gereizt durch die von dem Stoß bewirkte Erschütterung, ließen sich die erbosten Tierchen herabfallen, um an dem Störer ihres Hausfriedens Rache zu nehmen. Sie zerflechten und zwicken, zu jeder Kleiderfalte eindringend, unbarmherzig unsere Haut. Immer unerträglicher wird die Qual, während wir, fortwährend gehemmt durch die allzu üppige Vegetation, unter den tiefhängenden Ästen, von denen manche uns auch mit den zusammengerollten Blattnestern einer großen roten Ameise bedrohen, zwischen dem Rankenetz von dümmern oder stärkeren Lianen uns fortarbeiten müssen. Endlich kommen wir auf einen freien Platz, in dessen Mitte eine Elaispalme steht. Hier ist Licht und Luft. Sogleich wird Gewehr, Jagdtasche, Mütze, ein Kleidungsstück nach dem andern, zuletzt sogar der Stiefel auf die am Boden liegenden trockenen Palmenwedel geworfen, dann tüchtig ausgeschüttelt und aufs genaueste durchsucht, damit nicht etwa doch noch einer der erbitterten Plagegeister in einer Falte verborgen bleibe.“

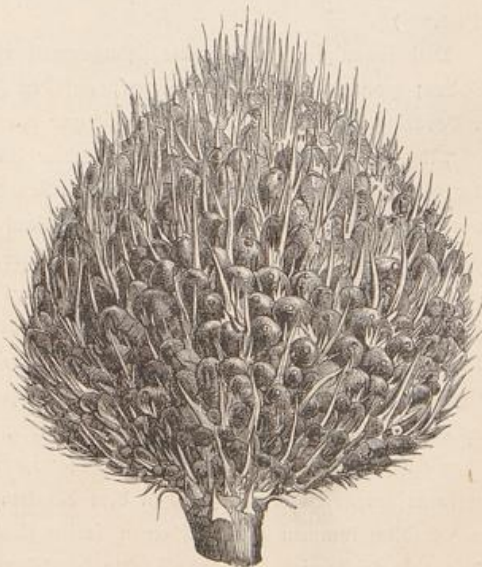
Die Ameisen, welche vom Boden an dem Störer ihrer Ruhe emporlaufen oder von gestreiften Zweigen auf ihn herabfallen, treten sowohl im Walde als in der Savane oft in ungeheuren Massen auf. Die gefürchtetste Art sind die sogenannten Treiberameisen, denen der Mensch, wenn sie in seine Behausung

⁵⁷⁾ Soyang, I. c., Seite 306.

eindringen, machtlos gegenübersteht und schleunigst vor ihnen das Feld räumen muß. Dr. Pechuel-Loesche beobachtete einst einen Zug dieser räuberischen Wanderer, welcher in ein bis zwei finger breiter Schlangenlinie zwei und einen halben Tag lang von einem Hügel herab sich nach einem im Thal gelegenen Buschwalde fortbewegte.



Maniok.

Fruchtstand der Ölpalme, $\frac{1}{5}$ n. Gr.

Ein Seitenstück zu diesen Wanderern auf der Erde finden wir in den Zweigen der Bäume. Die knackenden Baumäste veranlassen uns, emporzublicken, und wir sehen in langer Reihe, einer hinter dem andern, Affen sich von Baum zu Baum schwingen. Es sind graue Meerlaffen, die hier überall zahlreich vorhanden sind. Auf der Wanderschaft begriffen, folgt die ganze, 20 bis 30 Köpfe zählende Familie (oder richtiger gesagt: Verwandtschaft) dem Leitthier, einem alten erfahrenen Männchen, das sich um das Wohl der Seinen



Pandanus an der Loango-Bai.

sehr besorgt zeigt und sowohl auf dem Marsche als beim Ausruhen sorgfältig Umschau hält, ob nicht von einer Seite Gefahr drohe. Am Abend sucht die ganze Gesellschaft ein bequemes Nachtlager in den Zweigen irgend eines großen Baumes. „Dann sieht man öfters die lustigen Springer, ehe sie zum Schlafen zusammenrücken, auf den äußersten, womöglich dürrn Zweigen eines Waldriesen von den Strahlen der untergehenden

Europas Kolonien. II.

11

Sonne beleuchtet sich mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Reinigung des Felles beschäftigen, oder von ihrem erhabenen Sitze mit beneidenswerter Beschaulichkeit auf die schöne Welt unter sich herabblicken.“ Ist die Nacht vorüber und beginnt das Dunkel im Walde immer mehr der Morgendämmerung zu weichen, geht das Getümmel in den Zweigen alsbald wieder los. Der Appetit regt sich, und die ganze Bande begiebt sich auf die Suche nach einem Frühstück. Wehe den Ölpalmen, welche sie erspähen! Die Affen begnügen sich nicht damit, eine Frucht abzureißen und erst wenn diese verzehrt ist nach einer andern zu greifen, sondern werfen die kaum angebißene Frucht fort, um sich in kühnem Sprunge zum nächsten Baum zu schwingen und dort eine andere Frucht abzureißen, die im nächsten Augenblick ebenfalls angebißen zur Erde fliegt, so daß der Boden rings um die von der Bande heimgesuchten Bäume in wenigen Minuten mit teils unverehrten, teils angebißenen Früchten bedeckt ist. Zuweilen treffen auf einem Baum mehrere Familien zusammen, an hundert Köpfe und darüber, und die Eingeborenen behaupten dann, daß die Affen ein Palaver abhalten.

Die lustigen Gesellen, die dort oben herumspringen und lärmern, stützen plötzlich und stürmen dann in wilder Hast durch das Laubwerk davon. Sie haben den sich nahenden Menschen erblickt, und sie wissen, daß sie von diesem in der Regel nichts gutes zu erwarten haben, denn für die Eingeborenen ist Affenfleisch eine Lieblingspeise, und besonders das Fleisch junger Tiere und die Leber gelten als Leckerbissen. Der Europäer vermag sich dagegen auch in der höchsten Not nur in seltenen Ausnahmefällen zu entschließen, Affenfleisch zu essen.⁸⁸⁾

Doch nicht bloß der Mensch bedroht das behende Völkchen, ein noch viel gefährlicherer Feind desselben sind die Schlangen, die, in den Zweigen der Bäume verborgen, auf Beute lauern, namentlich die afrikanische Riesenschlange (*Python Sebae*), von den Eingeborenen *Mbóma* genannt, welche 5 Meter und darüber lang wird.⁸⁹⁾ Hat ein solches Raubtier, plötzlich aus seinem Versteck hervorschießend, einen der harmlos spielenden Affen erwischt und ihn umschlungen, so bringt der Schreckensschrei des Ergriffenen sofort die lärmenden Genossen zum Schweigen. Wie vor Schrecken erstarrt, blicken sie einen Moment lang auf das arme Opfer und wenden sich dann in wilder Verwirrung zur Flucht. Dieselbe Wirkung bringt ein Schuß hervor, der einen der Affen tot vom Baume wirft. „Pfeifend und zeternd springen die entsetzten Kletterer durcheinander, rennen auf den Ästen zum Stamm oder nach außen; finden sie nicht genug rettende Zweige, von denen sie mit einem verzweifelden Sprung zu benachbarten Bäumen gelangen, auch keine Liane, an welcher sie in langer Reihe — immer den Schwanz voran — niedergleiten können, so werfen sie sich in äußerster Not platt ausgestreckt auf gut Glück aus größter Höhe hinab in das Buschwerk. Ein Plumpen, Prasseln und Rauschen — und fort, im Nu zerstoßen ist die ganze Gesellschaft.“

Die Affen sind so ziemlich die einzigen Tiere, welche die Wipfel der Bäume beleben. Eichhörnchen kommen selten vor, und Vögel meiden das Innere der Wälder und halten sich lieber im Busch und der Savane auf. Dagegen treibt sich auf dem Boden zwischen den mächtigen Stämmen so mancher Vierfüßler herum, die buntschekigen Pinselohrschweine mit rostbraunem, schwarz oder weißgelb, auch ockerfarben gezeichnetem Fell, welche behaglich grunzend im Dickicht verborgen liegen und, wenn sie aufgeschreckt werden, blitzschnell durch das Buschwerk huschen — mehrere *Nephalophus*-Arten, die sich so geschickt im Gebüsch zu verbergen wissen, daß der Jäger die still zusammengekauerten Tiere trotz sorgfältigen Spähens nicht bemerkt, — und bei Nacht läßt der Palmenmarder seinen melancholischen, klagenden Ruf ertönen, der an das Miauen einer Katze erinnert.

⁸⁸⁾ Was von der Kinderähnlichkeit gebratener Affen erzählt wird, gehört wohl zum großen Teil ins Reich der Fabel. Höchstens könnte man vielleicht mit ein wenig Phantasie bei einem Chimpanse oder Gorilla, den menschenähnlichen Affen, glauben, man habe einen am Bratpfieß steckenden Menschen vor sich, aber gerade diese Affenarten dürften sehr selten am Bratpfieß zu sehen sein.

⁸⁹⁾ Bei Eschissambo ist ein *Python* erlegt worden, welcher 27 englische Fuß lang war.

Raubtiere wählen zu ihrem Aufenthaltsort lieber die Savane und den Busch als den Wald, und manche wagen sich auch in die Gehöfte und fallen Tiere und Menschen an. Das gefährlichste ist der Leopard, von dessen kühnen nächtlichen Einbrüchen man in den Faktoreien viel zu erzählen weiß. Er ist eines der wenigen großen Tiere der Loangoküste, denn Löwen kommen dort gar nicht vor, die Elefanten sind fast völlig ausgerottet, und nur in den Sümpfen der Kuiluniederung soll noch eine kleine Herde ihr Dasein fristen, und Nashörner, Giraffen u. s. w. sind ganz unbekannt. Von größeren Tieren kommen an der Küste nur noch Büffel und Hippopotame vor. Die ersteren (*Bos brachyceros*), von den Eingeborenen *simpakase* (Einzahl *mpakase*) genannt, schweifen in den Savanen umher, sind aber schon sehr selten geworden. Sie sind etwa so groß wie unsere Rinder, ihr Fell ist glänzend fahlbraun, die Hörner klein und nach aufwärts gekrümmt, und der in eine Haarquaste auslaufende Schwanz wird horizontal getragen. Dem Jäger gelingt es schwer, eines dieser Tiere zu erlegen, da sie keine bestimmten Wechsel einhalten und, im hohen Gras der Savane verborgen, den Jäger herankommen lassen ohne sich zu rühren, so daß er oft in nächster Nähe an ihnen vorübergeht, ohne sie zu erblicken.

Der Büffel soll, wenn er nicht sofort unter Feuer zusammenbricht, dem Jäger leicht gefährlich werden können, da er wütend auf ihn einstürmt und ihn mit seinen Hörnern zu durchbohren sucht. Weit weniger gefährlich ist, obwohl häufig das Gegenteil behauptet wird, die Jagd der Hippopotame. Es sind kluge und vorsichtige Tiere, welche, sobald sie einmal erkannt haben, daß ihnen durch irgend jemanden Gefahr droht, ihm sorgfältig aus dem Wege gehen und stets auf ihrer Hut sind, aber sie sind durchaus nicht bössartig, und was die Eingeborenen von Angriffen auf Boote berichten, beruht wohl zum großen Teil auf Übertreibung. Die Mitglieder der deutschen Loango-Expedition, welche sowohl des Fleisches wegen als um Häute und Skelette für ihre Sammlungen zu erlangen, viele Hippopotame geschossen haben, stießen nie auf einen Widerstand derselben, vielmehr ergriffen die Tiere stets nach dem ersten Schuß die Flucht. Die Eingeborenen haben aber eine heillose Angst vor dem Hippopotamus und sind sehr beunruhigt, wenn eines dieser Tiere, was häufig geschieht, hinter einem Boote herschwimmt. Sie wagen nicht einmal, am Ufer Feuer anzuzünden, weil dieses die Hippopotame reizen und veranlassen soll, ans Land zu kommen und das Feuer zu verlöschen, „wobei dann die lagernden Leute zertrampelt und niedgerannt würden“. Um keinen Preis würde aber ein Eingeborener während einer nächtlichen Bootsfahrt auf einem Boote Licht entzünden, denn dies würde seiner Überzeugung nach die Hippopotame sofort zum Angriff reizen, und das Boot wäre in wenigen Minuten umgeworfen oder zertrümmert. In Wirklichkeit sind die Tiere, sobald sie einmal vom Menschen gejagt worden sind, so scheu, daß sie bei der Annäherung des Jägers sofort die Flucht ergreifen und es demselben oft trotz der größten Vorsicht nicht möglich wird, an sie heranzukommen. Schon von Ferne hört man das Schnaufen der Tiere und das Brummen, das sie ausstoßen, wenn sie sich besonders behaglich fühlen, aber sie selbst vermag man nicht zu erblicken. Erst wenn man näher kommt sieht man hier und da dunkle Stellen im Wasser, die man für Steine halten möchte, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein kleiner Wasserstrahl von ihnen in die Höhe stiege. Dort ragen die Köpfe mehrerer Hippopotame aus dem Wasser hervor, oder richtiger gesagt: ihre Nasenlöcher, denn viel mehr kommt von ihnen nicht zum Vorschein. Die Tiere können 2 bis 5 Minuten unter dem Wasser bleiben, und nähern dann langsam nur ihre Nasenlöcher der Oberfläche, um Atem zu schöpfen. Bemerken sie eine Gefahr, so tauchen sie so schnell unter, daß man nicht Zeit zum Zielen findet. Trotz ihrer Größe sind sie im Wasser außerordentlich behend und vorzügliche Schwimmer, aber auch auf dem Lande entwickeln sie eine erstaunliche Behendigkeit und Gewandtheit im Erklettern steiler Uferböschungen. Man lernt ihre Gewandtheit am besten kennen, wenn man sie in seichtem Wasser überrascht, das nicht tief genug ist, um sie zu bedecken. Die Hippopotame wissen sich da so zu ducken und rasch in gebückter Haltung weiter zu schleichen, daß der Jäger sie nicht zu entdecken vermag. Während er das Wasser durchsucht, steht das verfolgte Tier vielleicht ganz ruhig unter überhängendem Buschwerk am Ufer und wartet dort verborgen, bis die Verfolger sich entfernt haben. Es hat diesen Zufluchtsort trotz des seichten Wassers unbemerkt erreichen können, denn auf dem

Grunde des Flusses hat es tiefe Furchen in den Boden gewühlt, die ihm ermöglichen, beim Nagen einer Gefahr unbemerkt durch das seichte Wasser sich zu einem Versteck zu schleichen.



Savane mit Wolfengehabe in Zordichsform.

Von den Eingeborenen haben die Hippopotame nicht viel zu fürchten, denn diese scheuen sich, die Tiere offen anzugreifen. Sie schleichen sich meist bei Nacht an sie heran, wenn sie aus dem Wasser zu ihren Weideplätzen ziehen, und schießen dann ihre Gewehre auf sie ab. Die Eisenstücke, mit denen die Eingeborenen

ihre Gewehre zu laden oder vielmehr zu überladen pflegen, dringen zwar durch die dicke Haut der Hippopotame, bleiben aber unterhalb derselben, die sehr elastisch ist, stecken, ohne dem Tiere einen Schaden zuzufügen.



Banyanähnlicher Feigenbaum (Ficus Lukau).

Nur ein Schuß ins Auge aus möglichster Nähe abgefeuert tötet das Tier sofort, während in den Leib eingedrungene Kugeln so wirkungslos bleiben, daß man unter der Haut erlegter Tiere oft Dutzende von Kugeln findet, welche ihm früher von anderen Jägern beigebracht worden. „Durchaus unwürdig eines Waidmanns

ist es," schreibt Pechuel-Ölsche, „von sicherem Standpunkte aus weithin nach den auf- und abtauchenden Köpfen zu schießen. Die unter spitzen Winkeln einschlagenden Kugeln bereiten den armen Tieren bloß Schmerzen, ohne sie zu töten.“ Das tödtlich verwundete Tier überschlägt sich nach hinten oder fährt aus dem Wasser in die Höhe und sinkt dann langsam und schwerfällig unter, während ein von der Kugel nur leicht verletztes schnaubend den Kopf schüttelt und rasch unter der Wasseroberfläche verschwindet. Wenn ein Hippopotamus bei Tage und in ruhigem Wasser erlegt worden, wartet man gewöhnlich ab, bis das tote Tier wieder an die Oberfläche kommt. Dies kann in einer halben Stunde der Fall sein, es können aber auch Stunden vergehen, bevor die sich entwickelnden Gase den Leib so aufgetrieben haben, daß die schwere Last sich hebt. Je nach der größern oder geringern Menge unverdauten Futters, die sich im Magen des erlegten Tieres befindet, ist auch die Wartezeit der Jäger mehr oder weniger lang. Ist daher der Abend nahe oder die Strömung so stark, daß man befürchten muß, sie werde das Tier weiterführen und dessen Spur verloren gehen, so können die Jäger nicht abwarten, bis es an die Oberfläche kommt: einer derselben taucht dann, nachdem man durch Taften mit Stangen festgestellt, wo der Hippopotamus liegt, unter und befestigt an dem Körper einen Strick, welcher am Ufer angebunden wird.

Viel gefährlicher als die Hippopotame sind die in allen Gewässern der Loangoküste vorkommenden Krokodile, da sie ihre Angriffe mit großer Frechheit ausführen und zuweilen sogar Menschen aus Booten herauszureißen suchen. Wenn man während der Fahrt im Vorder- oder Hinterteil des Bootes zu nahe an der Wand sitzt, ist man der Gefahr ausgesetzt, die Lusternheit eines Krokodils zu erregen. Plötzlich empor-tauchend, ergreift es den Unvorsichtigen oder schleudert ihn durch einen Schlag mit seiner Schnauze in das Wasser, wo er rettungslos verloren ist. Man achtet daher darauf, daß Krokodile, wenn sie einem Boote folgen, demselben nicht so nahe kommen, daß sie einen Überfall versuchen könnten. Auch beim Wasserholen werden zuweilen Neger die Beute eines Krokodils, aber obwohl im Kuilu, im Tschiloango, Lemme und den anderen Flüssen an Krokodilen kein Mangel ist, kommen doch Unglücksfälle nur selten vor, jedenfalls nicht so oft wie am Kongo.

Das Stillleben der Tiere in der Savane wird häufig durch die Brände gestört, welche auf weiten Strecken die Grasbüschel und Halme versengen. Die Eingeborenen pflegen selbst die Savane in Brand zu stecken, da das Heranbrausen des entfesselten Elementes für sie ein gern gesehenes Schauspiel ist und sie auch Vergnügen an der dadurch bewirkten Verwüstung finden. Solch ein Savanenbrand kann sich über unabsehbare Strecken ausdehnen, aber den lebenden Wesen, welche er überrascht, sowohl den Menschen als auch den Tieren, wird er selten gefährlich. Die Campinen brennen, wenn sie aus dicht geschlossenen Halmen bestehen, sehr langsam, und ein starker Wind vermag zwar das Vorschreiten der Flammen zu beschleunigen, bildet aber dann ein Flugfeuer, welches bei seiner Ausbreitung nur die schwachen Pflanzenteile verzehrt, die übrigen aber höchstens versengt. Das feinere Gras in den offenen Campinen bietet zwar bessern Brennstoff, da aber hier die Halme nicht so dicht stehen, rücken die Flammen nur in schmalen Streifen vor, die man gefahrlos durchschreiten kann. Auch die Tiere beeilen sich daher durchaus nicht, ein schützendes Gehölz zu erreichen, sondern ziehen sich langsam, ohne alle Anzeichen von Schrecken zurück, und nur sehr langsame Tiere, Schnecken und Schildkröten oder träge Schlangen werden vom Feuer eingeholt, umschlossen und finden in den Flammen den Tod. Das Feuer rückt langsam vorwärts bis ein Gehölz ihm eine Schranke setzt. In das dichtgeschlossene Buschwerk vermag das zerstörende Element nicht einzudringen, und nach fruchtlosen Versuchen, dasselbe zu bezwingen, wobei höchstens die äußeren Zweige versengt werden, sinkt es erschöpft zusammen und erlischt. Den Menschenwohnungen in der Savane droht durch die Brände keine Gefahr. Die Neger pflegen rings um ihre Dörfer Buschwerk zu pflanzen, an welchem wie an einem Walle die Flammen machtlos abprallen. Mit den Präriebränden Amerikas kann man daher einen Savanenbrand an der Loangoküste nicht vergleichen. Es fehlt ihm die unaufhaltsame Gewalt, mit welcher jene sich, alles was sie auf ihrem Wege finden vernichtend, ausbreiten. Auch nach dem Brande ähnelt die Savane der Prärie nicht. Sie ist durch das Niedersengen

der Halme nicht zugänglicher geworden. Das Feuer hat sich nur auf die leichten Halme beschränkt, die Stümpfe sind ebenso stehen geblieben wie die stärkeren Halme, welche nur leicht versengt oder vielleicht geknickt wurden und auch jetzt noch ein die freie Bewegung hinderndes Gewirr bilden, aus welchem jeder Schritt eine Wolke feinen Kohlenstaubs aufwirbelt. Ja nicht einmal das Tierleben hat der Brand vollständig vernichtet, denn zwischen den verkohlten Stengeln auf dem Boden regt es sich schon wieder geschäftig, und die Ameisen und Termiten, welche in ihren feuersicheren Wohnungen das Verderben ruhig über sich hinbrausen ließen, sind in voller Thätigkeit.

An der Loangküste fehlen die kegelförmigen Hochbauten der Termiten, welche wir an der Küste Ober-Guineas kennen gelernt haben, aber statt derselben findet man hier viel originellere Bauten, die pilzförmig und zu Hunderten über den Boden zerstreut sind. Diese Bauten sind so fest, daß sie dem Savanenbrand widerstehen, ja sie werden sogar im Feuer so hart wie unsere Ziegel und erhalten auch die rote Farbe derselben. Die Eingeborenen benutzen daher diese 30 bis 50 Zentimeter hohen Termitenbauten häufig zur Anlage von Herden oder als Stützen für Kochgeschirre. Ameisenhügel von der Art der bei uns vorkommenden, lockere Erdaufwürfe giebt es in Loango nicht, denn die meisten Ameisen legen ihre Baue unter der Erde an und nur zwei Arten errichten Baue, welche jenen der Termiten ähnlich sind. Man findet solche schirmförmig in mehreren Stockwerken übereinander an Baumstämmen angeheftet, oder Körben ähnlich an den Ästen der Bäume hängend (vergl. die Abbildung in „West-Afrika vom Senegal zum Kamerun“, Seite 189). Wenn die Schwärmezeit gekommen ist, erheben sich dichte Wolken geflügelter Hochzeiter aus diesen Bauten, und dann beginnt eine Festzeit für die kleinen Vögel, welche aus den Myriaden der schwärmenden Tiere sich reiche Beute holen. Um diese Zeit werden die Ameisen und Termiten auch den Menschen lästig, da sie am Abend durch das Kerzenlicht angelockt in die Zimmer dringen und sich scharenweise auf alles niederlassen. Den Menschen selbst greifen sie zwar nicht an, aber alles hölzerne Hausgerät und die Kleidungsstücke haben unter ihrer Vernichtungslust zu leiden, und nur durch Bestreichen der Wände mit Petroleum, dessen Geruch sie nicht vertragen können, vermag man die ungebeten Gäste sich fern zu halten. Schwerer sind die Mosquitos zu vertreiben, die größte Landplage der Tropen. Die unersättlichen Blutsauger, simbiu von den Eingeborenen genannt, werden besonders während der Regenzeit lästig, und nur ein sorgfältig geschlossenes Mosquitoneß von dichtem Baumwollstoff gewährt absoluten Schutz gegen eine Störung der Nachtruhe, während durch Gazeneße die winzig kleinen Gnizen doch noch durchdringen. Man hat die verschiedensten Mittel zu ihrer Vertreibung versucht, doch nur der Rauch, der durch Verbrennen des Marks der Affenbrotbaumfrucht entsteht, vertreibt sie, ein Mittel, zu dem man nicht gern greift, da der Rauch den Aufenthalt im Zimmer dem Menschen ebenfalls unerträglich macht.

Zu Ameisen und Mosquitos gesellt sich als Dritter im Bunde ein nicht minder schlimmer Bruder, der Sandfloh, der durch ein englisches, aus Brasilien kommendes Schiff nach Ambriz eingeschleppt worden sein soll, von wo er sich mit überraschender Schnelligkeit weiter südwärts und nordwärts verbreitet hat. Ehe ein Jahr verging, waren die Sandflöhe schon bis zum Kongo vorgedrungen, und alle Reisenden, welche die Küste besuchten, konnten von weiterem Vordringen derselben berichten, da sie durch die Mannschaften der Küstenfahrer nach immer neuen Orten verschleppt wurden.

Auch Skorpione kommen in Menge vor, nicht bloß in den Wäldern und Savanen, sondern auch in den Wohngebäuden, oft an Stellen, wo man sie am wenigsten erwartet. Ihr Biß verursacht heftige Schmerzen, die jedoch nie lang andauern. Lebensgefährlich ist ein Skorpionenbiß nicht, hat auch keine lange Krankheit oder Unwohlsein zur Folge, was in Anbetracht der sehr häufigen Verwundungen von Menschen durch diese Tiere noch als Glück gelten kann.

Trotz dieser vielen kleinen und großen Unannehmlichkeiten, welche mit dem Aufenthalt an der Loangküste verknüpft sind, ist dieselbe doch für die Niederlassungen von Europäern geeigneter als die meisten nördlicher gelegenen Gebiete, welche wir bisher kennen gelernt haben, und das Leben des Weißen ist hier bei weitem

nicht so bedroht wie dort, weshalb sich Europäer an der Loangküste schon frühzeitig niedergelassen haben. Die Portugiesen, welche bereits im 15. Jahrhundert die ganze atlantische Küste des dunkeln Erdteils kennen lernten und diesen dann bald auch umschifften, haben uns eine Fülle von Nachrichten über die Königreiche überliefert, welche damals an der Loangküste bestanden. Portugal trug sich einst mit dem Plan, seine Herrschaft über die ganze Küste auszudehnen, und hatte deshalb mit dem Herrscher von Kabinda Unterhand-



Papyrusstauden.



Schilfgras der Savane.

lungen angeknüpft, aber damals waren die großen Reiche Loango und Kongo bereits zerfallen, und die Macht des Herrschers von Kabinda war nicht so groß, als sie der portugiesischen Regierung in übertriebenen Berichten dargestellt wurde. Der günstige Augenblick war versäumt, und als in jüngster Zeit die Besitzfrage auf der Afrikanischen Konferenz in Berlin zur Regelung gelangte, hat Portugal einen großen Teil der Küste teils Frankreich, teils dem neuen Kongostaat überlassen müssen. Von dem Material, welches die portugiesischen



Das Ideal der Banane.

Seefahrer und Kaufleute angesammelt, zehrten aber alle Geographen des 17. und 18. Jahrhunderts. So spärlich und so unsicher die Nachrichten sind, welche sie uns über die meisten anderen Länder der Westküste und über das Innere mitzuteilen vermögen, so ausführlich schildern sie Land und Leute mit allen politischen, 12

Europas Kolonien. II.

religiösen und sozialen Einrichtungen der Loangküste: im Norden des Tschiloango das Königreich Loango, südlich von demselben das Königreich Kafongo.

Die fürnehmsten Flecken, Dörfer und Länder von Lovango, schreibt Dapper,⁶¹⁾ seynd Kaje, Buke, Salonsa, Makonde, da des Königs Mutter wohnet, Seckte, Katte, die Dörfer des Königs Schwester, Lovango seyn eigenes Erbland, Kango, Piri, davon die Einwohner Muvirer genennet werden, zwee Chilongo, oder Kilongo, Jamba, Kotie, Senie, Gemmo, Lanzi. Die fürnehmsten Dörfer liegen eine oder anderthalbe Tagesreisen von Lovango: und mehr andere was tieffer ins Land hinein. Jamba, Kango, Kaje, Buke, Piri, Kotje, Kilongo, seynd Länder, welche mit Büschen, Flüssen und Dörfern versehen. Die Hauptstadt dieses Königreichs, da der König seinen Hof hält, liegt unter dem vierten Grade, und einem halben Suderbreite, ohngefähr eine Meile von der See, und heisset auch Lovango, oder Banza Lovangiri, in der Schwarzen Sprache aber gemeiniglich Boarie oder Buri. Sie ist ohngefähr so groß, als die Stadt Amsterdam, vor der letzten Auslegung, war; aber nicht dichte bebauet. Sie hat große und gerade breite Gassen, und Zwerchgassen; welche die Einwohner sehr reinlich halten, und mit keinem Graze bewachsen lassen. In denselben, als auch zuweilen um die Häuser herum, stehen viel Palmenbäume, Bananassen, und Bactofens, in zierlicher Ordnung und schnur gerade gepflanzt. Mitten in der Stadt steht ein großer Markt; bei welchem des Königs Hof lieget, mit einem Stakenwerke oder Zaune von Palmenzacken umringet. Er ist wohl eine vierteil Meile lang, und zimlich breit, ja so groß als eine kleine Stadt, mit vielen Wohnungen der Königlichen Frauen bebauet: derer zuweilen viere, zuweilen achte bey einander wohnen. Keine von diesen Frauen vermag aus dem Hofe zu gehen, wan es der König oder der Aufseher nicht erlaubet. Die Häuser seynd in die Länge gebauet, mit zwee Gäßeln, und einem schiefen Dache, nach der Gestalt der Europäischen: welches auf drey langen dicken Mastbäumen ruhet, davon der oberste oder mittlere ohngefähr einen oder zwei Klaftern höher ist, als die zur seiten. Alle drey liegen auf Stützen in gleicher Höhe von ohngefähr drey oder vier Klaftern. Die Breite der Häuser richtet sich nach der Länge und Höhe: die seiten seynd niedrig, nach der Höhe, zu rechnen: und ein jedes Haus hat zuweilen zwei, zuweilen drei absonderliche Kammern. Die Kammern, darinnen sie ihren Reichtum bewahren, haben am hintersten Ende Thüren; und werden gemeiniglich mit einem Hangelgeschlosse zugeschlossen. Jedes Haus ist rund herum mit Palmenzacken, welche man zusammengeflochten, oder mit zusammengefügtten Biesen, oder aber Rohrstäben, verwahret. Auch liegen zuweilen wohl sechs, acht, oder mehr Häuser mit einem solchen Zaune umgeben, also daß sie eine Nachbarschaft ausmachen. Und diese Nachbarschaften seynd einander sehr getreu, und helfen einander in allerlei Vorfällen, es sey dan, daß sie einen oder den andern der Zauberey wegen verdächtig halten.

Man darf die „Kings“ der Küste, wie man sie mit einem englischen Worte nennt, nicht mit den Königen verwechseln, welche einst an der Loangküste geherrscht haben. Loango war ein wirkliches Königreich, wie wir ein solches heute noch z. B. in Dahome finden, während die Kings nichts anderes sind als Emporkömmlinge oder unabhängig gewordene Dorfhäuptlinge. Die Nachkommen der ehemaligen Loango-Könige, sowohl in männlicher als in weiblicher Linie, nehmen unter der Bevölkerung heute noch eine bevorzugte Stellung ein und bilden als Fürsten einen Stand für sich. Der Königstuhl von Loango ist seit dem Tode seines letzten Inhabers unbesezt, und er wird es wohl bleiben, da die durch das Ritual der Krönung geschaffenen Schwierigkeiten so groß sind, daß niemand Lust hat, mit großen Mühen und Opfern eine Würde zu erwerben, welche heute, unter völlig veränderten Verhältnissen, doch nur eine Last wäre. Dem letzten König von Loango bleibt infolgedessen ein Grab versagt, denn er darf nicht früher beerdigt werden als bis sein Nachfolger den Thron bestiegen hat. Die Leiche bleibt indessen unbeerdigt über der Erde, und die Regierung wird im Namen des Verstorbenen fortgeführt. In der ehemaligen Residenzstadt Khayo steht

⁶¹⁾ Umständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa, und denen dazu gehörigen Königreichen und Landschaften, als Egypten, Barbarien, Libyen &c. Aus unterschiedlichen neuen Land- und Reise-Beschreibungen mit Fleiß zusammen gebracht durch O. Dapper, Dr. In Amsterdam, bei Jacob von Meurs, 1670, Seite 507.

der Sarkophag des letzten Königs von Kafongo, der sorgfältig von den Vornehmen gehütet wird, und als Vertreter des Verstorbenen fungiert ein Knabe aus königlichem Geschlecht, der nach Eintritt der Pubertät durch einen andern ersetzt wird, und in Angoy sah Bastian den Sarkophag des Anfang der sechziger Jahre verstorbenen Königs, bei welchem immer noch täglich von den Angehörigen der Königsfamilie die Totenklage angestimmt wurde. Das mit Elefantenzähnen geschmückte Grab des vorletzten Königs aus der Loango-Dynastie kann man noch ganz von Gestrüpp überwuchert auf dem königlichen Begräbnisplatz von Loangiri sehen.

Die Königswürde ist nach dem Glauben der Neger von dem im Himmel thronenden höchsten Wesen, dem Zambiapungu eingesetzt worden, welcher die Erde und die ersten Menschen geschaffen hatte, welche letzteren er jedoch, da sie sich gegen ihn empörten, später in Affen verwandelte. Das neue Menschengeschlecht, welches er dann schuf, erwies sich als sehr unfriedfertig, weshalb Zambiapungu, um einen allgemeinen Krieg zu verhindern, beschloß, den Menschen einen König zu geben. Ein Greis, dem der Gott im Traume erschien, bezeichnete den Mann, welcher nach göttlichem Willen König werden sollte, und derselbe erhielt als Abzeichen seiner Würde den Stab Chimpava und die Doppelglocke Tschingongo. Beide Zeichen der königlichen Würde vererbten sich unter seinen Nachkommen bis auf die neueste Zeit fort. Der von der Gottheit eingesetzte König sollte nicht nur für Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung auf Erden sorgen, sondern auch den Verkehr der Menschen mit der Gottheit regeln, weshalb ihm alle jene Stellen auf dem Erdboden bekannt gegeben wurden, „an denen sich die Naturkraft am unmittelbarsten manifestiere, um an solchen gewissen Plätzen für Regelung ihrer Produktionen die Erdenpriester oder Ganghinie einzusetzen, deren Tempelstätten noch jetzt überall in der Weite und Breite des Landes angetroffen werden.“ Infolge seiner göttlichen Einsetzung galt der König denn auch als eine geheiligte Person, und ein streng beobachtetes Zeremoniell sorgte dafür, daß sein Ansehen gewahrt blieb. So erzählt z. B. Dapper: „Der König hat auch sonderliche Gesetze in essen und trinken. Und hierzu hält er zwey sonderliche Häuser: eines, darinnen er isset, aber nicht trincken darf; und ein anderes, darinnen er trincket, aber nicht zu essen vermag. Ja ob er schon eine große menge Häuser hat, so darf er doch hierzu keine andere gebrauchen. Auf jeden Tisch hält er zwey mahl Tafel: das erste mahl des Morgens ohngefähr um zehn Uhr. Alsdan wird ihm in verdeckten Körben seine Speise zugebracht. Darbey gehet ein Man her, mit einer großen Schälle; damit er gemeiniglich schället, einen ieden zu warnen, daß des Königes Speise in das verordnete Tafelhaus getragen werde. Und hierauf verlesset der König zur stunde alle dieselben, die bey ihm seynd, und begiebet sich in das gemelte Haus. Sobald der König ankomt, gehen die Speiseträger weg, als auch sein Hofmeister, und Koch; weil niemand, es sei Mensch oder Vieh, ihn darf essen sehen, es sey dan daß er sein Leben verlieren wolle. Und darüm isset er allezeit mit geschlossenen Türen. Die strenge diese Gewohnheit in acht genommen werde, erhellt aus folgender begäbnis. Die Portugallier von Lovando Sinte Paulo, in Angola gelegen, welche in Lovango pfligten Kaufhandel zu treiben, hatten dem Könige einen sehr köstlichen Hund verehret, den er, seiner Treue wegen, sehr lieb hatte. Dieser Hund, den sein Bewahrer, weil der König Tafel hielt, nicht genug bewahret, lief schnüffeln, und suchte seinen Herrn, den er vermissete, und kam endlich unversehens an die Türe des Tafelsaals, welche er mit der Schnauze öffnete, und nach dem Könige, den er essen sahe, ihm seine gewöhnliche Freundschaft zu erweisen, zusprang. Aber der König rief von stunden an seinen Leuten, und befahl den Hund todt zu schlagen: welches auch stracks geschah. Es hat sich auch begeben, daß ein sieben-, oder acht-jähriges Kind eines Edelmannes, das mit seinem Vater in des Königes Weinhause war, an seiner seite eingeschlafen, und, unter dem trinken des Königes, wieder erwachte. Hierauf ward das Kind also bald zum Tode verurtheilt: wiewohl man ihm, auf des Vaters bitte, sechs oder sieben Tage frist gab. Nach verlauf dieser Zeit schlug man dem Kinde mit einem Schmiedehammer auf die Nase, und lies das Blut auf des Königs Teufelsbilder tröpfen. Hierauf ward es mit Strücker um den Hals längst der Erde hin auf einen breiten Weg geschleppt, dahin man die Mistächter, welche den Trand von der Bondeswurzel nicht vertragen können, gemeiniglich zu schleppen pflaget, sie zu tödten.“ Das Zere-

monieell erstreckte sich auch noch auf die Speisen, welche von der Tafel des Königs kamen. Niemand durfte sich an den von ihm übrig gelassenen Speisen und Getränken vergreifen, welche sofort vergraben wurden. Wollte der König in Gegenwart anderer Personen trinken, so zog er sein Gewand über das Gesicht. Bei alledem litt er selbst am meisten unter dem strengen Zeremonieell. Er durfte seine Residenzstadt, ja sogar seine Wohnung nicht verlassen, und ganz besonders streng war für ihn der Anblick des Meeres oder eines Flusses verpönt. Auch in der Wahl der legitimen Gattin war er beschränkt: dieselbe mußte eine Prinzessin aus Kabinda sein, und nur wenn eine solche nicht vorhanden war, konnte der König eine Sklavin aus Mayumba wählen. Nachdem er unter allerlei Fetischzeremonien geweiht worden und mit Tierfellen bekleidet eine aus Körben errichtete Pyramide bestiegen hatte, wo ihm die Königsmütze (Umsita, Umpu) aus Ananasfasern auf-



Wurzelgerüste der Ficus Nsanda.

gesetzt und des Chimpava, das ehrwürdige Szepter von Loango übergeben wurde, war er ein Sklave des Zeremonieells, der, wie Battel vom König Gembo erzählt, sogar nur bei Nacht reden durfte, bei Tage aber sich in tiefes Schweigen hüllen mußte. Erst der Tod erlöste ihn aus den goldenen Fesseln, in die er geschmiedet war, wenn nicht etwa, wie eben jetzt der Fall, die Wiederbesetzung des Thrones sich verzögerte und deshalb die in Matto (oder Mate) zur Schau gestellte Leiche des Königs die letzte Ruhestätte in Loangiri nicht sofort finden konnte.

Die Prinzen werden in Eubu begraben, aber es ist ihnen nicht gestattet, diesen Ort zu betreten. Nur ihrer Leiche öffnet sich die letzte Ruhestätte ihres Hauses. Monatlang dauert dann die Totenfeier, welche schon bei gemeinen Leuten mehrere Wochen in Anspruch zu nehmen pflegt. „Wenn jemand gestorben ist, stellen sie sich überaus traurig und jämmerlich; indem sie auf öffentlichen Gassen heulen und weinen, und hin und wieder laufen, gleich als unsinnige Menschen. Zuvor laßen sie nicht die geringste Traurigkeit blicken, so lange noch leben im Kranken ist. Und darum hat man sich um so viel mehr zu verwundern, daß sie, so

bald er verschieden, sich so gar ungebärdig anstellen. Ja sie schleppen den Todten stracks auf die Gasse, ihn zu waschen und zu reinigen; und tanzen, mit singen und heulen, rund um ihn her. Auch fragen sie ihn, warum er gestorben sey, und ob ihm etwas am essen und trinken gefehlet? Dieses getrummele und gerause wehret ohngefehr zwey oder drey Stunden. Mittleweile beginnen die bekanten und Freunde algemach etliche sachen zu bringen, welche sie der Leiche mit in das Grab geben wollen. Auch suchen sie zu eben demselben ende sein eigenes Gerächte zusammen: und nehmen dan den Todten, und lauffen mit ihm fort, gleichsam als hetten sie ihn gestohlen. Etliche der Freunde, die nicht wohl lauffen können, folgen; und andere bleiben zu Hause. Wan der verstorbene viel Gutes hat, so wird ein Teil mit ihm begraben, das andere über seinem Grabe auf Staken gehänget, aber erst mit Messern zerschnitten, damit es nicht möchte gestohlen werden.



Die Heimat des Gorilla.

Gegen den Abend versamlen sich die Freunde wieder, und beweinen den Todten. Und dieses weinen thun sie alle Morgen und Abende ohngefehr sechs Wochen lang. Wan jemand von ansehen stirbet, dan versamlen sich die Freunde, nachdem sie in wehrender Krankheit allerhand Gaukelpossen getrieben. Eben dasselbe thun auch die in andern Nachbarschaften, ja selbst an weit gelegenen Örtern wohnen, insal sie ihn nur gekent haben. Diese verfügen sich, so bald sie seinen Tod verstanden, gleichesfals dahin, und gehen längs dem Wege und weinen. Ja sie singen Klagelieder, und vergiessen so viel Trähnen, sonderlich die Weiber, daß beyde Wangen davon ströhmten, indem sie die Hände auf das Häupt legen. Sobald sie sich nun alle miteinander bey dem Todten versamlet, so fangen sie sämtlich an überlaut zu heulen, ein ieder immer mehr, als der andere. Zu weilen singen sie alle zugleich sehr traurig: zu weilen beginnen sie wieder zu weinen. Der Todte liegt in

der mitte, oder sitzt zuweilen auf einer Matte, oder auf einem Klotze, darauf sie ihn festhalten, oder mit einem Holze, damit er nicht umfalle, unterstützen. Sie verschneiden ihm die Nägel, und schähen das Haar ab. Sie waschen und schmieren seinen Leib mit Takulholze; darbey die nächsten Freunde sitzen, nehmlich das Mansvolk. Dan die Weiber lauffen reihen weise, mit singen und tanzen, rund herüm, und untersuchen sein Leben und reden wechselsweise, indem sie den Ursprung seines Geschlechtes erzehlen, wie er sich verhalten, welche seine meiste Freunde seynd, und welche er vor seine Feinde gehalten. Endlich kommt man auch dahin, daß die Ursache seines Todes mus untersucht, und mit den Götzen zu rathte gegangen werden. Ein jeder der nächsten Freunde bringet auch und giebet einige Tücher oder Kleider nach belieben, oder vermögen, zu den Unkosten, die angewendet werden müssen, wan man die Ursache des Todes, nähmlich, ob der Verstorbene durch jemand bezaubert, oder umgebracht worden, untersuchen wil. Wan alles dieses zwee, drey und mehr Tage und Nächte gewähret, also daß man in aller dieser Zeit mit tanzen, singen, weinen und heulen niemahls aufgehöret; dan lauffen sie endlich mit der Leiche weg, und begraben sie hier oder dar auf dem Felde, oder bei Kienga, da der Wahrsager Kofokoo wohnet; und stopfen einen Teil seines guktes zum Todten in das Grab. Ja sie setzen dis oder das oben auf; als eines von seinen Moquisen, nehmlich einen Topf, eine hölzerne Schüssel, einen Pfeil, eine Kalbasse, einen Trinkbecher, eine Tabackspfeife, einen Stock, etliche Wurfspieße, und dergleichen dinge. Unterdessen halten die nächsten Freunde mit weinen und heulen Morgens und Abends noch eine lange Zeit an: welches zu weilen zwee oder drey Mohnen, ja länger währet."

Neben dem Königreich Loango bestanden früher an der Küste noch die Königreiche Kafongo und Angoy, doch galt der König von Loango dem Range nach als der höher Gestellte. „Das Königreich Kafongo," sagt Dapper, „läuft sehr weit landeinwärts und um das Königreich Goi herum." Es erstreckte sich südwärts vom Tschiloango, Angoy umfassend, bis zum Zaire. Auch hier herrscht noch der längst gestorbene und vermoderte König, in dessen Namen Vizekönige, unter welche das Reich geteilt ist, die Regierung führen. Kafongo war eine Zeitlang von Kongo abhängig, und vom Kongo-König erhielt der Herrscher Kafongos, der Ma-Kongo, die Tschingonga-Glocke, welche heute noch aufbewahrt wird. Wie schon erwähnt, konnte der König von Loango sich nur mit einer Prinzessin aus Kafongo vermählen, weshalb die Könige von Kafongo behaupteten, ein Anrecht auf die Krone von Loango zu besitzen. Sie selbst durften ihre Gattinnen nicht in Loango wählen, sondern mußten in Angoy freien. Beim Begräbnis eines Königs waren Menschenopfer üblich, und es sollen noch im Jahre 1870, als ein Angehöriger der Königsfamilie starb, mehrere Sklaven getötet und ihre abgeschlagenen Köpfe rings um die Leiche auf Stäben aufgesteckt und zur Schau gestellt worden sein.

Angoy ist das Hinterland des Küstenstrichs Kabinda und zerfällt in die Gebiete Tali und Umsinda, zu welchen als Bestandteile des Reiches noch Tschami, Nombe und einige andere Gebiete zu rechnen sind, die jedoch nur einem gekrönten König gehorchen. Die Leiche des letzten Königs harret noch der Beerdigung, und so lange diese nicht stattgefunden hat und kein neuer König gewählt ist, bleibt der in Tschimsinda sorgfältig gehütete Fetisch stumm und erteilt keine Orakelsprüche mehr. Angoy war von Kafongo abhängig, schüttelte aber mit Hilfe eines reichen Portugiesen, dessen Tochter, eine Mulattin, die Gemahlin des Königs von Angoy war, das Joch ab. Das Hofzeremoniell war hier ebenso streng wie in Loango. Der König durfte keinen Weißen sehen und durfte sich nicht mit europäischen Stoffen kleiden. Eine Zeitlang soll Angoy von Königinnen regiert worden sein, was aber abgeschafft wurde, weil die Frauen sich als unfähig erwiesen, die religiösen Zeremonien jederzeit regelrecht zu vollziehen. Die späteren Könige hatten mehrere Frauen und mußten vor ihrer Krönung in bestimmten Dörfern sich einige Zeit aufhalten und in jedem einen Sohn zeugen, der dann einen durch das Herkommen bestimmten Namen erhielt. Der Aufenthalt in jedem Dorfe mußte überdies so lange dauern, bis die von dem Thronbewerber gepflanzten Bananen die ersten eßbaren Früchte trugen. War diese lange Zeit der Vorbereitung endlich vorbei, so begab sich der Thronbewerber nach Umschisu, von wo der Krönungszug aufzubrechen pfliegte. Ließ sich aber dort eine Fliege auf seinen Körper nieder, so waren

alle bereits vollzogenen Zeremonien ungültig und mußten von vorn begonnen werden, falls der Bewerber noch nach der Krone verlangte und nicht die Lust verloren hatte oder kein Geld mehr besaß, um die mit den Zeremonien verknüpften Unkosten zu bestreiten. Da ein König von Angoy überdies nicht den geringsten körperlichen Defekt haben darf — keinen gebrochenen Zahn, keine noch so unbedeutende Narbe —, so ist es erklärlich, warum sich so schwer jemand findet, der den leerstehenden Thron besteigen will. Es hat niemand Lust, Zeit und Geld zu opfern, um, wenn er nicht schon früher durch einen Verstoß gegen eines der vielen, schwer zu befolgenden Verbote die Fähigkeit zur Besteigung des Thrones eingebüßt hat, noch im letzten Augenblick seine Hoffnungen durch einen Zufall vernichtet zu sehen.

Die Könige von Angoy führen ihren Stammbaum bis zum ersten Menschen hinauf. Nachdem Jambiapungu die Welt geschaffen hatte, schuf er zunächst den Ma-Goy oder König von Angoy und dann den Fetisch Bunsu, welcher jenen beschützen sollte. Dieser Fetisch spielt noch heute in Angoy eine wichtige Rolle. Wenn das Land einen gekrönten König besitzt, redet der Fetisch Bunsu aus der Erde, er verstummt aber, wenn der Königsstuhl unbesezt ist. Der Bunsu, dessen Sitz in Kalla-Mioba ist, hat einen Bruder, den Fetisch Niambi, der in Chi-Niambi als Holzfigur unter einem Palmbaum steht. Dieser ist der eigentliche Beschützer des Landes, der sorgsam über das Wohl des Volkes wacht, und im geheiligten Umkreis seines Tempels herrscht ewiger Friede. Alle Feindschaft ruht dort, und ohne Gefahr kann dort der Mensch neben dem Leoparden schlafen. In Niambi wendet man sich, wenn man die Erfüllung eines Wunsches, z. B. die baldige Ankunft eines Schiffes mit europäischen Waren ersehen will. Der Fetisch Niambi begiebt sich dann zu seinem Bruder, um von diesem zu erlangen, was das Volk braucht, und während seiner Abwesenheit ist der heilige Palmbaum geschlossen. Folgende Sage hat sich darüber erhalten:

„Als die Weißen von der Küste fortblieben, begann der heilige Palmbaum (bei Chikungela) seine Äste zu schließen, und dichter Nebel der Cazimbe hüllte Himmel und Erde ein. Am Fuße der Palme stand das Bild des Dämons Nyambi, und dieser durch die Landesstrauer bekümmert, brach auf, um sich nach Emputo zu begeben. Langsam zogen die Tage vorüber, schwerer und trüber hing der Schleier grauer Wolken herab, bis, als längere Zeit vergangen, kleine Vögel, Bende-Bende genannt, in der Luft hin- und herschossen, da sie aus dem Verschuß des Palmbaums entkommen waren, der sich allmählich wieder zu öffnen anfang, denn Niambis Rückkehr nahte heran. Dann plötzlich, als dieser aufs Neue die Küste betrat, dann mit einem Schlage war der Nebel der Cazimbe verflogen. Die Sonne lachte im vollsten Glanze herab, die Luft war mit lustigen Vögeln gefüllt, der Palmbaum weit geöffnet, und auf dem blauen Meerespiegel tauchten aus der Ferne die weißen Segel der reich beladenen Schiffe hervor.“

Der Fetischismus wurzelt tief an der Loangküste und in seinem Gefolge haben dort von jeher Hegeprozesse einen günstigen Boden gefunden. Man glaubt, daß der Fetigero, die Here, an allem Unglück schuld sei, das irgend jemandem zustoßt, und unterläßt es daher namentlich bei plötzlichen Todesfällen nie, nachzuforschen, wer dieselben veranlaßt habe. Der Fetigero oder Endore schleicht sich auch nachts unsichtbar in das Haus, um als Vampyr das Blut des Kranken auszusaugen, und man wendet allerlei Mittel an, teils um ihn zu verschrecken, teils um seine Persönlichkeit festzustellen und ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Ein solches Mittel ist das Madungo, welches bewirkt, daß der schlafende Kranke den Vampyr im Traume sieht und ihn daher am nächsten Morgen als Here verklagen kann. Der Ganga liefert Zaubermittel, Amulette, welche gegen den Fetigero Schutz gewähren und in Säcken am Leibe getragen werden. Man kann sich gegen den Besuch eines Vampyrs auch dadurch schützen, daß man Nägel in das Idol Mofisso einschlägt, wodurch der Vampyr getötet wird. Nicht immer ist aber an Krankheit oder Tod ein Fetigero schuld. Der Ganga, der Seher, der Wissende, giebt darüber Aufklärung, wenn er befragt wird. Er erklärt dann vielleicht, daß der Kranke gegen eine Tschina verstoßen, irgend eine Speise genossen, die ihm verboten ist, und ermahnt ihn, künftighin den Genuß derselben zu meiden. Damit er stets des Verbotes eingedenk sei, legt er ihm einen Armring an. Die Ganga können aber auch durch Beschwörungen den Fetigero ermitteln. „Sie begeben sich zur nächtlichen

Beschwörung der Fetische, die durch Kauen von Zaubermedizinen und Verblasen der Glieder herbeigerufen werden. Haben die Fetische ihren Kreis gebildet, so wird für Zambi-impi (der böse Geist, im Gegensatz zu Zambiapungu) gepiffen und das Feuer (wie bei den schamanischen Ceremonien) mit den Füßen ein wenig auseinander gestoßen, damit er eintreten kann. Sobald dies geschehen ist, ergreifen ihn die Fetische und zwingen ihn Antwort zu geben, worauf der Ganga im vorgehaltenen Spiegel den Schuldigen erblickt, nämlich den Kranken, den Fetigero, der ihn martert, und Zambi-impi, der den letztern am Genick packt." Der dann als Fetigero Angeklagte hat sich dem U'cassa-Trinken zu unterziehen. Wenn er die Probe besteht und seine Unschuld nachweist, kann der Ganga, der ihn beschuldigt hat, in eine schlimme Lage kommen. So groß sein Ansehen ist, so kann er es doch durch ein falsches Orakel rasch verlieren. Es kann auch der Fall eintreten, daß die Aussagen mehrerer Gangas sich widersprechen. Dann pflegt man den ältesten aufzufordern, die Sache genau zu untersuchen, und wenn sich dabei ergibt, daß ein Ganga sich beim Einholen des Orakels Fehler zu schulden kommen ließ, wird ihm die Fähigkeit zur Ausübung seines Berufes aberkannt und er muß zu fernerer Ausbildung nochmals eine Lehrzeit überstehen.

Ein beliebtes Mittel, um in irgend einem Falle den Schuldigen zu entdecken, ist das Einschlagen von Nägeln in den Fetisch, die man zuweilen vorher glühend macht, um ihm größere Schmerzen zu bereiten. Man nimmt an, der Fetisch werde von Wut gegen jenen erfüllt werden, der durch sein Verbrechen das Einschlagen des Nagels veranlaßt hat, und die Furcht vor der Rache des Fetisches veranlaßt denn auch häufig den Schuldigen zu einem Geständnis, noch bevor der Nagel eingeschlagen ist. Der Glaube an die Macht des eingetriebenen Nagels kommt Kaufleuten sehr zu statten, welche ihre Diener mit Waren nach einem fernen Orte senden. Sie können sich gegen alle Veruntreuungen sichern, indem sie die Diener versammeln und in eines Jeden Namen Nägel in den Fetisch eintreiben lassen, wobei Verwünschungen gegen denjenigen ausgestoßen werden, der sich unterwegs eine Veruntreuung zu schulden kommen läßt. Das Mittel wirkt immer und ist ein besseres Pfand der Treue als die heiligsten Schwüre.

Die Gangas, deren Hilfe man in Anspruch nimmt, um durch ihre Sehergabe den Schuldigen zu entdecken, heißen Ganga Ngombe und stehen in hohem Ansehen. Neben ihnen giebt es noch eine Menge Arten Gangas, deren jeder seinen genau abgegrenzten Wirkungskreis hat. Der Ganga umwula ist der Regenmacher, der Ganga miamassa ist ein gesuchter Arzt für Magenkrankheiten, und der Ganga Milongo ist im Besitze verschiedener Wunderarzneien.

„Wenn ein Feldzug bevorsteht, muß der Ganga Bumba mitwirken, zu einer von den Ganga Milongo verschiedenen Priesterkaste gehörig, und ehe der als Soldat einberufene Mann in den Krieg auszieht, muß er sich der Erlaubnis seiner Frau versichern. Will eine nicht die Erlaubnis zum Abmarsche geben, so gilt das als Zeichen der Abneigung, und sie läuft Gefahr, als Hege zu brennen, da es ihr später zur Last gelegt wird, wenn der Ehemann in der Schlacht fällt oder verwundet wird. Zum Schutz bestreicht man sich die Zunge mit einem aus Pulver und Rum bereiteten Milongo. Für die Gemeinen werden die Chiciti genannten Kriegsfetische gefertigt, während der Umbumbe dem Anführer zukommt, der (bei Palaver-Ceremonien) die Pflanze Sanga-walla auf die Erde spuckt, um die Kugeln abzuwenden, und sich gleichzeitig einen Schlag auf den Rücken versetzt, damit die Feinde auf dem Wege betäubt werden. Der Kampf beginnt mit dem Ton der Trommel, muß aber, sobald der König die Tschingonga schlagen läßt, abgebrochen werden. Der Inkissie-i-Bumbe oder Kriegsfetisch (des Ganga-n-Bumba) wird von einem Manne bedient, darf aber nur von einer Frau (wie im Reiche Cazembe) getragen werden, und jeder Fürst hat eine seiner Frauen diesem Fetisch vermählt, die ihn dem Heereszuge voranträgt. Die Bumba genannten Fetische, die hieb- und stichfest machen, werden mit Einschlagen des kleinen Fingers in der Hand gehalten und bedeckt. Der Mancacca oder Oberfeldherr ist ganz mit Fetischen beladen, und sollte er trotzdem getötet werden, so wird auf den Fetigero, der sich falsch erwiesen, gefahndet. Seit kein gekrönter König mehr den Thron Loangos bestiegen, führen die dortigen Herrscher den Titel Ganga Bumba. Außer dem Fetisch Bumba, der mit seinen Zaubermitteln in die

Erde gegraben wird, dient für den Krieg der Fetisch Bonfa, als ein Wedel, mit dem die Kugeln abgewendet werden. Im Innern wird der Kolimalela für den Krieg gebraucht, sowie ein als Schmiere verwandter aus Chimsuka für glücklichen Handel."

Die Kriegsfetische (Bumba) trifft man in den Dörfern in der verschiedenartigsten Gestalt. Zuweilen ist ein mit einem Zaun umgebener Strauch fetisch, ein andermal „eine hölzerne Figur zwischen zwei eingepflanzten Bäumchen, mit einem leeren Wassergefäß zur Seite, das in Kriegszeiten gefüllt wird“, oder eine Holzfigur, neben welcher zwei Lanzen in den Boden gebohrt oder zwei Feuerstingewehre eingegraben sind u. s. w. Der Lembe-Fetisch ist eine Abart der vielen Verbindungen oder Orden, welche unter den Negeren bestehen, und seine Angehörigen tragen am rechten Handgelenk einen ziselierten Ring, während ihre Frauen einen glatten Ring tragen. Die Lembehütte gilt als geheiligte Stätte, weshalb man dorthin gern seine kost-



Königsgrab in Kabinda.

barste Habe zur Aufbewahrung bringt. Niemand darf die Hütte betreten außer dem vom Lembe-Fetisch vereinigten Ehepaar, welches für unverleßlich gilt.

Die Mehrzahl der staatlichen und sozialen Einrichtungen der Loango-Reiche hat diese selbst überdauert. Obwohl durch die lange Dauer der königslosen Zeit der Anarchie preisgegeben und in eine Anzahl von Dorfherrschaften zerfallen, hat das Land sich doch bis in die jüngste Zeit seine Unabhängigkeit von irgend einer europäischen Macht zu wahren gewußt, so sehr es auch die Portugiesen mit lüsternden Blicken betrachteten.

Die Expedition, der wir die ersten ausführlichen Nachrichten über dieses ganze Gebiet verdanken, war von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, deren Vorsitzender Professor Adolf Bastian war, ausgesandt worden. Für die Zwecke der Expedition standen 60000 Mark zur Verfügung, welche durch Sammlungen aufgebracht worden, und ein an den Bundesrat gerichtetes Unterstützungs-gesuch hatte zur Folge, daß der

Europas Kolonien. II.

Chef der Admiralität von Stosch die Absendung eines deutschen Kriegsschiffes versprach und der Kriegsminister eine Partie Gewehre überließ, teils alte Steinschloßgewehre als Tauschartikel, teils Zündnadelgewehre für die Ausrüstung der Expedition. Die Führung übernahm Dr. Paul Güßfeldt aus Bonn, der selbst 18000 Mark zu den Kosten beigetragen hatte. Am 30. April 1873 verließ die Expedition auf dem Schraubendampfer „Nigritia“ Liverpool. Gleich zu Anfang waltete ein eigentümlicher Anstern über ihr. Unweit Freetown lief der Dampfer auf einen Felsen auf und mußte von den Passagieren verlassen werden, welche sich in Booten an die nahe Küste retteten. Bastian hatte mit Hörschen am 5. Juli Liverpool verlassen, litt unterwegs ebenfalls Schiffbruch, doch gelang es durch angestrengte Arbeit an den Pumpen das Schiff flott zu erhalten, und die Reisenden kamen ohne fernern Unfall nach Kabinda. Nachdem Dr. Güßfeldt sich in Freetown wieder eingeschifft, fuhren sie noch zweimal auf den Grund, bevor sie am 25. Juli Banana erreichten. Die Afrikanische Gesellschaft hatte zwar die sofortige Auszahlung der Versicherungssumme von 1000 Pfund veranlaßt und neue Instrumente und andere Ausrüstungsgegenstände nachgeschickt, aber trotzdem ging viel Zeit verloren, bevor die Expedition wieder vollständig ausgerüstet war. Ein Teil der nachgeschickten Ausrüstungsgegenstände, Gewehre und Pulver, sowie Proviant, war jedoch nochmals verloren gegangen, da der Dampfer „Eberia“, der sie an Bord hatte, Schiffbruch litt.

Nachdem Güßfeldt mit Bastian in Landana zusammengetroffen war, wurde beschlossen, für die an der Küste zu errichtende Station kein neues Haus zu bauen, da die Jahreszeit schon zu sehr vorgerückt war, sondern sich in einer der leer stehenden Faktoreien niederzulassen. Das Gebäude in Tschintschotcho, welches für die Niederlassung erworben wurde, war zwar sehr verfallen, aber es gelang doch, dasselbe vor Eintritt der Regenzeit in wohnlichen Zustand zu bringen. Im Oktober konnte es bezogen werden. Außer den Mitgliedern der Expedition fanden dort Aufnahme: ein Verwalter (Portugiese), ein Oberaufseher (Eingeborener), ein Koch, zwei Hausdiener und zehn Schwarze, welche hauptsächlich als Träger der Tipoja benutzt wurden.⁶¹⁾

Von der Station aus wurden nun kleine Ausflüge in das Innere unternommen. Hattorf gelangte bis Kondo, der Hauptstadt von Dingo, wo er freundlich aufgenommen wurde. Eine größere Reise unternahm Mitte Oktober Dr. Güßfeldt. Er begab sich nach der Mündung des Kuilu und fuhr diesen aufwärts bis zum Chimbel (Hütte) des Makossu, oberhalb der Mayombe-Faktorei, dem äußersten Punkt, der bisher von Europäern erreicht worden war. Bei Mayombe ist der Kuilu bereits ein Gebirgsfluß, der sich brausend seinen Weg durch die Felsen bahnt. In seinem untern Lauf ist er abwechselnd 200 bis 400 Schritte breit und fließt zwischen einem bis 4 Meter hohen Erddamm dahin, der mit dichter Vegetation bedeckt ist, und hinter welchem sich Wald landeinwärts zieht.

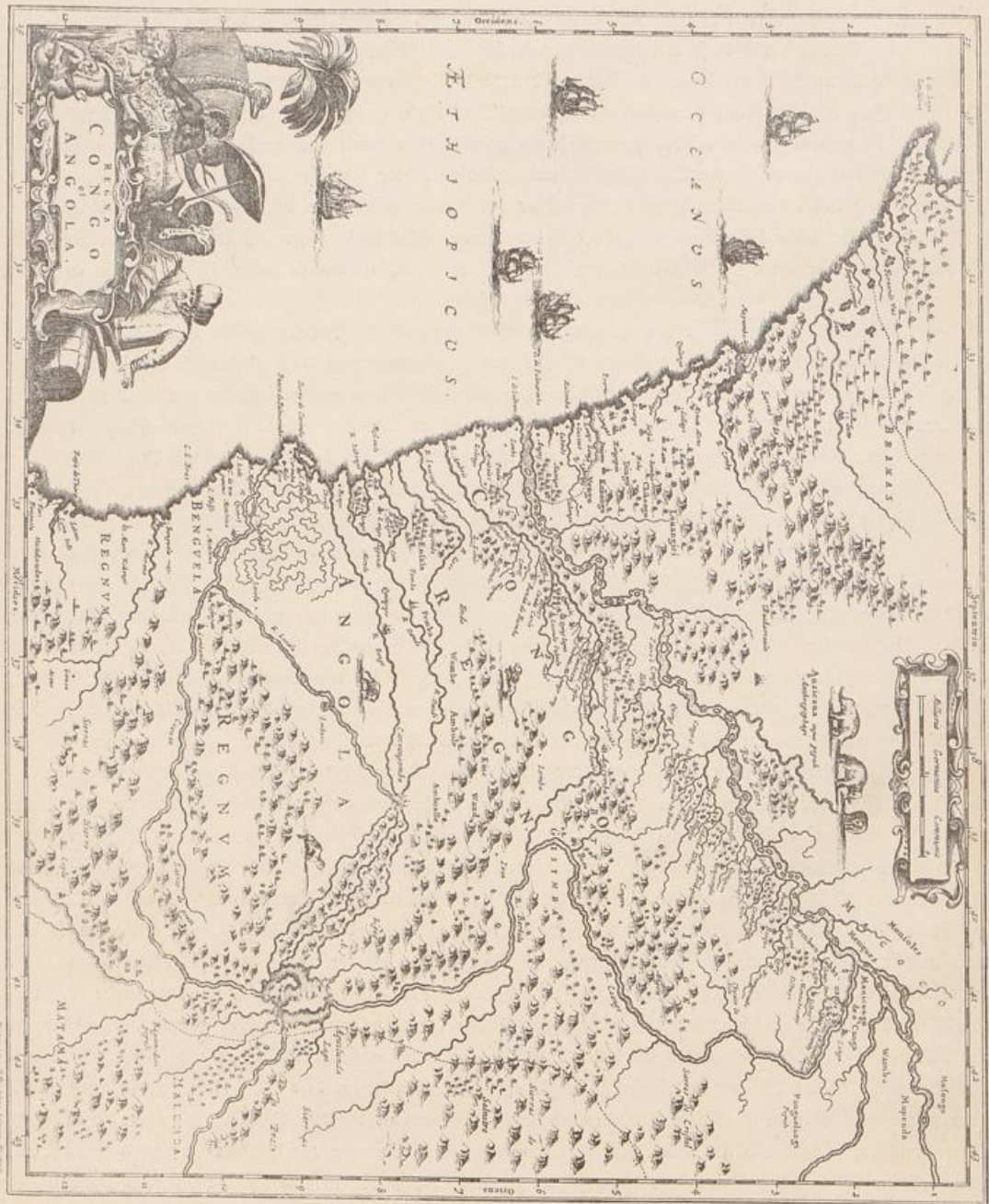
Als Dr. Güßfeldt in Makossu seinen Entschluß kund gab, weiter in das Innere vorzudringen, wurde ihm mit verächtlichem Lächeln geantwortet: „Branco não pode“ (Das kann ein Weißer nicht), da die Eingeborenen, welche bisher die Weißen stets nur in der Tipoja reisen sahen, nicht für möglich hielten, daß ein solcher nach Negerart eine Reise ins Innere unternehmen würde. Güßfeldts Ziel war das von den Bakunya bewohnte Jangela, über welches man ihm in Makossu nur sehr unklare Mitteilungen machen konnte. Über die auf dem linken Ufer des Kuilu wohnenden Bakunya, Bayaka, Basundi, Balamba und Badonde, und die auf dem rechten Ufer ansässigen Bayaka, Bantetsche, Bakuta, Bavumba, Basinika, Balali und die unter ihnen zerstreut lebenden Babongo waren die abenteuerlichsten Angaben im Umlauf. Da erzählte man von winzig kleinen Leuten, die in Kürbisschalen schliefen, von geschwänzten Menschen, die ein Loch in die Erde zu bohren pflegten, bevor sie sich niederlegten, und von solchen, die nur einen Arm und ein Bein hätten und

⁶¹⁾ Pferde, Kamele oder Lasttiere irgend welcher Art giebt es an der Loangoküste ebensowenig wie Wagen, und der Reisende, der nicht zu Fuß gehen will, ist ausschließlich auf die „Tipoja“ (Hängematte) angewiesen. Ein viereckiges Stück starker Leinwand wird derart mit Stricken an eine dicke Stange befestigt, daß je zwei Enden zusammengebunden werden. In die dadurch entstandene Höhlung legt sich der Reisende und wird so getragen. Zwei Neger tragen die Tipoja, und die Ablösungsmannschaft läuft schreiend nebenher.

nicht imstande wären, allein aufzustehen. Wenn der König von Tschintetsche sich von seinem Sitze erheben wolle, stütze er sich auf zwei Lanzen, welche auf die Brust zweier dem Tode geweihten Menschen gesetzt seien u. s. w. Da überdies alle diese Völker Menschenfresser sein sollten, ist es erklärlich, daß Gießfeldts Reise ins Innere die größten Schwierigkeiten bereitet wurden und niemand ihn auf derselben begleiten wollte. Der Weg nach Jangela führt auf dem linken Ufer des Kuilu durch großartigen, aber monotonen Wald landeinwärts und in weitem Bogen wieder zum Flusse. Gießfeldt kam durch das große Dorf Muboma zu dem der Prinzessin Makoboala gehörigen Dorfe Konde, und gelangte hinter letzterem in eine großartige Berglandschaft. In dem Dorfe des Mani Mbandschi, welches über 100 Hütten zählt, kam es zu einem langwierigen Palaver, da der Häuptling seine Erlaubnis zum Weitervordringen Gießfeldts so teuer als möglich zu verkaufen suchte. Er habe das Thor von Jangela in seinen Händen, sagte er, und ohne seinen Willen könne es niemand passieren.

„Meine Beziehungen zu den Donos (dono = gleich Herr, Herrscher) der verschiedenen Dörfer, in denen ich übernachtete,“ schreibt Dr. Gießfeldt, „spielten sich immer nach demselben Schema ab. Nach meiner Ankunft erscheint der Dorfbesitzer, mich zu begrüßen und mir fast ausnahmslos ein Geschenk zu überreichen, nachdem ich selbst zum so und so vielen Male den Zweck meiner Reise habe herjagen lassen. Dies ist die leichte Zeremonie, bei der alles Friede und Freundschaft bleibt. Nach dem Verzehren der Abendmahlzeit, etwa um 7 Uhr, wo also gerade die beste Zeit zum Beobachten verloren wird, kommt die zweite, um vieles heftigere Zeremonie. Wiederum große Versammlung des Dorfherrn mit den Großen des Dorfes am Eingange der Sombra, in deren Grund ich ausgestreckt liege. Fackellicht erleuchtet die Szene, der Ringster und wenige meiner Leute sitzen vor mir. Jetzt habe ich meinerseits dem schwarzen Dorfbeherrscher ein Geschenk zu machen; er ist nicht damit zufrieden, er will mehr haben oder stellt eine ganz unerwartete Forderung, zu der er ein Recht zu haben glaubt; darüber ein großes Palaver, das endlich beendet ist, nachdem die besten Sterne durch den Meridian gegangen sind; ich kann dann auf neue warten, die mir dann die halbe Nachtruhe nehmen.

So konnte mir denn auch das allabendliche Palaver nicht erspart bleiben. Als ich mein Geschenk von 3 Cortados, 1 Baretta und 2 Garaffas Rum angeboten und übergeben hatte, erhob der Prinz ein langes Palaver, dessen Sinn der war, daß, wenn der Weiße von Mayombe nach Jangela passieren wolle, er eine dem Mani Mbandschi gehörige Pforte zu passieren habe; als Zoll dafür verlange er von mir 10 Cortados, 1 Gewehr (= 5 Cortados), 1 Faß Pulver (= 1½ Cortado), 1 Garaffa Rum; zugleich fügte er böswillig hinzu, daß es vielleicht besser sei, wenn ich hier wieder umkehre. Darauf erwiderte ich, wie der Mani Mbandschi so etwas von Weißen verlangen könne; der Weiße treibe keinen Handel, meine es gut mit den Schwarzen und habe noch nie jemand etwas zu Leide gethan; er wolle blos das Land und die Schwarzen sehen und alles aufschreiben und nach dem Puto (Europa) schicken; dafür solle er nun so viel bezahlen, das ginge nicht an; der Weiße habe einen König, der sei viel mächtiger als der Mani Mbandschi, an den werde er schreiben, daß Mani Mbandschi ein schlechter Prinz sei und den Weißen, der ihm nie etwas böses gethan, schlecht behandelt und alle seine Sachen fortnehmen wolle; ob Mani Mbandschi dieses lieber wolle, oder daß der Weiße an den König schreibe, Mani Mbandschi sei ein guter Prinz und verstehe es, den Weißen gut zu behandeln. Diese Alternative brachte einen Erfolg hervor, den ich selbst nicht erwartet hatte. Ohne irgend noch ein überflüssiges Wort zu sagen, setzte der Mani Mbandschi seine unverschämte Forderung auf 3 Cortados und 4 Garaffas Rum herunter, die ich bewilligte und sofort auszahlen mußte. Nach diesem ziemlich aufregenden Palaver — ich fürchtete immer eine unerwartete Wendung des Gespräches, die mir das weitere Vordringen unmöglich machte — erklärten die fünf Bayombe unter meinen Trägern, daß sie morgen nach Hause zurückkehren würden, weil ich ihnen keinen Rum gäbe, worauf ich ihnen ziemlich kühl erwiderte, daß ich alsdann hier neue Leute mieten und mit ihrer eigenen Zahlung bezahlen würde. Darauf zogen sie sich murrend, aber überzeugt, zurück. Gleich darauf erhob sich neben meiner Sombra ein Streit und Lärm, als ob Alles bis auf den letzten Mann getötet werden sollte; es war der nun betrunkene Mani Mbandschi, der mit seinen eigenen Dorfleuten zankte.“



Facsimile von Simões Königsarte aus dem Jahre 1599.

„Ein halbstündiger Marsch bergab,“ schreibt Güßfeldt, „brachte uns an die im Grunde des Thales gelegene „Pforte“. Dieses berühmte Thor führt durch einen das Thal versperrenden Pallissadenzaun und wurde von dem verschmitzten Mani Mbandschi zur Erpressung eines Zolles von den aus Jangela kommenden Kaufschut-Karawanen errichtet. Ein Bevollmächtigter öffnete das Thor und wir überschritten den klaren, festgebeteten Lukumba, einen Nebenfluß des Kuilu.“ Der Weg führte über die Berge hin, von welchen man



Facsimile von Dappers Kongofarte aus dem Jahre 1670.

in das romantische Kuiluthal hinabsehen konnte, und wandte sich dann wieder landeinwärts. Im Dorfe des Tschikoffu stieß Güßfeldt auf neue Schwierigkeiten. Der Häuptling war mit den angebotenen Geschenken nicht zufrieden und drohte mit Gewalt, ließ sich aber durch Güßfeldts energisches Auftreten einschüchtern, und dieser konnte am nächsten Morgen die Reise fortsetzen. Gegen 3 Uhr Nachmittags war die Höhe des Mongo Nusi erstiegen, zu deren Füßen man Jangela liegen sah, und am Abend erreichte Güßfeldt das von Bakunya bewohnte Dorf Tschikenyese. Die Bewohner hielten sich schon in ihren Häusern verborgen, und nur die Dorfscheher erschienen, um einige Hühner als Geschenk anzubieten.

Nach kurzer Nachtruhe ging es weiter hinein ins Land der Bakunya, hinab in das bewaldete Thal des Luboma, eines etwa 40 Schritte breiten Flüsschens, welches durchwatet werden mußte. In dem Dorfe Sukumiako hatte man noch nie einen Weißen gesehen. Der alte Dorfherr war erst nach langem Zureden zu bewegen, Güßfeldt die Hand zu reichen, und nachdem er dies endlich gethan, „freute ihn das Gelingen seines Wagnisses so, daß er niederkniete und in die Hände klatschte.“ Über das Dorf Lubinda, wo Nachtruhe gehalten wurde, kam man in das große Dorf Nguela, das sich wesentlich von den anderen Bakunya-Dörfern unterscheidet. Die Hütten liegen in den letzteren stets in einer einzigen geraden Straße, in deren Mitte sich ein Tierschädelsetisch befindet. In Nguela ist diese Straße sehr breit und in der Mitte mit Bäumen bepflanzt, und zum Bau der Häuser sind vielfach pfahlartige Planken verwendet, die man sonst nirgends findet. Güßfeldt stieß hier auch auf Spuren von gewerblicher Thätigkeit: Eisen, dessen Bezugsquelle das Land Tschintetsche sein sollte, wurde zu Messern, Ringen u. s. w. verarbeitet, ein Holzschnitzer hatte soeben eine kunstvoll gearbeitete Trommel vollendet, und aus Baumwolle wurden Gewebe gestrickt.

Eine kleine Strecke hinter Nguela fließt der Kuilu, der dort 350 bis 400 Schritte breit ist. Die Eingeborenen nennen ihn nicht mehr Kuilu, welcher Name ihnen gar nicht bekannt ist, sondern Nyadi oder Nyali (Fluß). „Das Hochwasser begann eben den Fluß zu schwellen. Seine braune Farbe deutete es genugsam an, daß die Regen im Innern begonnen hatten; das Rauschen des Stromes ließ sich mit dem eigentümlichen Geräusch einer zur Abfahrt bereiten Lokomotive vergleichen.“ Güßfeldt folgte dem Laufe des Flusses auf dem andern Ufer noch bis zur Mündung des Timaluis und dem gleichnamigen Dorfe (3° 51' südl. Br.), von wo er den Rückweg antrat.

Das nördlich vom Kuilu gelegene Gebiet wurde auf einer spätern Reise durchforscht. In dem Numba genannten Küstenstrich wird ein lebhafter Handel mit aus dem Hinterland kommendem Kautschuk getrieben, doch ist dort in den Faktoreien das portugiesische Element bereits stark mit dem englisch-schottischen vermischt. Der Landkomplex der Numba-Faktoreien wird durch den Banya, einen mächtigen Lagunenfluß in zwei Teile, Kuango und Numba geteilt. „Das südliche Kuango liegt auf der schmalen Düne, welche die in ihrem Unterlaufe parallel mit der Küste fließende Banyalagune vom Meere scheidet. Der Damm ist etwa 250 Schritte breit und so flach gewölbt, daß einige Häuser bei schwacher Ebbe unter Wasser gesetzt werden. Die Düne zeigt zwischen Kuango und der Mündung eine nur kümmerliche Strandvegetation, südlich aber, wo die Lagune sich ein wenig mehr landeinwärts zieht und der Damm breiter wird, findet sich zusammenhängender, meist mit Strauchwerk gesäumter Wald. In der Nähe ihrer Mündung ist die Lagune 240 bis 300 Meter breit; weiter oberhalb treten ihre Ufer um die doppelte und dreifache Entfernung auseinander. Der Blick über die weite, ruhige, nur durch kleine Mangroveninseln unterbrochene Fläche und auf die dahinter ansteigenden bewaldeten Hügel ist durchaus nicht ohne jeden Reiz; Einfachheit und große Verhältnisse kommen in dem Bilde zu schöner Geltung.“

Noch weiter nördlich mündet der Fluß Nyanga. Güßfeldt hatte schon in Numba erfahren, daß derselbe anderthalb Tagereisen weit befahrbar sei, dann aber Katarakte die Weiterfahrt hinderten. Oberhalb der Katarakte sollte der Fluß wieder schiffbar werden. Von einer portugiesischen Faktorei aus, welche sich unweit der Nyanga-Mündung befindet, besuchte Güßfeldt die Katarakte. „Eine mächtige Felsbank durchsetzt wie ein Wehr das Flußbett in der ganzen Breite. Der Fluß hat daselbst einen Kanal gegraben, von dem er während der trockenen Zeit völlig aufgenommen wird, das Hochwasser aber bedeckt die ganze Bank, wie sich

aus den vielfachen Auswaschungen abnehmen läßt.“ Oberhalb dieser Bank, welche sich 150 Schritte weit im Flußbett hinzieht, liegt eine zweite, und durch diese beiden Bänke und die weiter flussaufwärts gelegenen Katarakte wird der Fluß auf einer Strecke von anderthalb Tagereisen unbefahrbar.

Bei den Wasserfällen wohnen an beiden Ufern des Nyanga die Balumbu, welche auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen als die Bafote. Güßfeldt unternahm von ihrem Dorfe Mongo Nyanga, in dem er sich längere Zeit aufhielt, eine Landreise über das Gebirge nach Kassotsche, erreichte beim Dorfe Lipina den Fluß wieder, überschritt denselben und drang nach Intinde vor. Mit dem Dorfe Punga erreichte er das Gebiet der Bayaka, in welchem der Bananenbau sehr entwickelt ist. Die Bayaka unterscheiden sich in vielem von den angrenzenden Stämmen. Sie tragen das Haar am Hinterkopf in zwei Zöpfen zusammen gebunden, die nach hinten weit vom Kopfe abstehen, feilen die oberen Vorderzähne spitz, färben den ganzen Körper mit einem aus dem Tukulä-Farbholz verfertigten Pulver, wodurch die Haut eine rothbraune Färbung erhält, und tätowieren sich häufig. Als Kleidung findet man bei Männern und Frauen den Lendenschurz, dem sie jedoch keinen so malerischen Faltenwurf zu geben verstehen wie z. B. die Bafote. Die Frauen schmücken sich mit Glasperlen, Messingspangen und Ringen aus Kupfer und Messing. Verheiratete Frauen sieht man ihre Kinder meist auf dem Rücken tragen. Das Kind sitzt auf einem breiten Riemen, der um beide Schultern der Mutter geschlungen ist. Überhaupt pflegt man hier Lasten nicht, wie es bei anderen Negerstämmen geschieht, auf dem Kopfe, sondern stets auf dem Rücken zu tragen und verwendet sowohl um die Schultern geschlungene Riemen als auch einen über die Stirn gelegten, so daß die Last abwechselnd auf den Schultern und auf dem Kopfe ruht.⁶²⁾

Beim weitem Vordringen hatte Güßfeldt mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Als er über die Berge nach Kassotsche kam, herrschte dort große Dürre. Es hatte seit anderthalb Jahren nicht geregnet, und die Bevölkerung litt Mangel an Lebensmitteln. In Kassotsche befindet sich zwar ein vorgeschobener portugiesischer Handelsposten, aber von seiten der drei Weißen, die sich dort befanden, wurde Güßfeldt so gut wie gar keine Unterstützung zuteil und der Mulatte Mauricio, der in dem Dorfe Rande lebte, war auch mehr bemüht, im Verein mit dem Bayakahäuptling den Reisenden auszuplündern, als ihn zu unterstützen. Wer noch Lebensmittel besaß, war nur schwer zu bewegen, sie herzugeben, und die Mitglieder der Expedition litten daher häufig Hunger. In Intinde, der äußersten portugiesischen Handelsfaktorei, verweigerte der Häuptling Mambungo die Erlaubnis zur Weiterreise und Güßfeldt mußte sich mit einigen verworrenen Nachrichten über die weiter landeinwärts wohnenden Stämme begnügen. Er erfuhr, daß man in zwei Tagereisen den Sklaven- und Kautschukmarkt Npuku erreiche, und daß man dann in das Land Tschiyaka gelange, hinter welchem die Wohnsitze der Banjabi, Bassango und Bavumbu liegen, welchen letzteren Feuerwaffen noch gänzlich unbekannt seien.

Die eigentliche große Expedition in das Innere sollte nun folgen, aber wider Erwarten scheiterte nun das Unternehmen, das bisher so schöne Erfolge erzielt hatte, an der Unzuverlässigkeit der Eingeborenen. Mit Mühe und Not hatte man bis zum Februar 1875 die nötigen Träger in der Station Tschintschotscho zusammengebracht, 80 Männer und 20 Frauen, welche Dr. Falkenstein aus Benguela geholt hatte. Durch Schauer- geschichten, welche die Eingeborenen, die ein Eindringen der Weißen in das Binnenland nicht gern sahen, erzählten, wurden die Träger so eingeschüchtert, daß Desertionen immer häufiger wurden und die Schar der Träger schließlich so zusammenschmolz, daß an einen Marsch ins Innere nicht zu denken war. Güßfeldt kehrte

⁶²⁾ „Höchst befremdend erscheint in dem von mir besuchten Teile des Bayakalandes die Sitte des Begrabens. Die Leichen der Armen nämlich werden eingewickelt, in den Wald getragen und daselbst am Ast irgend eines Baumes festgebunden; die Leichen der Vornehmen dagegen werden, nachdem ihnen die Kniee an die Brust gedrückt sind, ebenfalls in den Wald gebracht und in eine flache Vertiefung des Bodens gesetzt, während der darüber hervorragende Teil mit trockenem Holze bedeckt wird. Jede Leiche wird vor dem Einwickeln feziert, damit der Nyanga aus den Eingeweiden erschen kann, ob der Tod auf natürliche Weise oder durch einen Zauberer erfolgt ist.“ Güßfeldt, Die Loango-Expedition, Seite 200.

nach Berlin zurück, um dort über die Lage der Expedition Bericht zu erstatten, und die Folge seiner Reise war der Beschluß, die Station Tschintschotscho aufzugeben.

So endete die erste große deutsche Expedition an die Westküste Afrikas. Das Ziel, welches ihr gesetzt worden, hat sie zwar nicht erreicht, aber sie hat doch unsere Kenntnis der Westküste so gefördert, daß ihre Mitglieder mit Stolz und Befriedigung auf das von ihnen Geleistete zurückblicken können. Es gelten von ihr die Worte, mit denen Dr. Güßfeldt seinen interessanten Bericht über die Expedition schließt: Seit Jahrtausenden wird uns die Wahrheit als die schönste Frucht unserer Lebensmühe gepriesen. Wen diese Weltanschauung erfüllt, dem adelt das Ziel auch den Weg, der darf auch auf den bloßen Versuch, die Wahrheit zu erreichen, renlos und ungefränkt zurückblicken. Die Loango-Expedition war ein solcher Versuch, und in diesem Lichte betrachtet, erscheint dieselbe würdig der Nation, welche sie aussandte.



Hof einer Faktorei in Banana.

Das Kongogebiet.

Der Name des Kongo, dieses „edeln Stromes“, wie ihn Stanley in seinem neuesten Buche nennt,⁶³⁾ ist in den letzten Jahren einer der populärsten geographischen Namen geworden. Und doch ist es noch nicht lange her, daß der heute Vielberühmte nicht einmal einen allgemein anerkannten, feststehenden Namen besaß. Fast einhalbdutzendmal ist er umgetauft worden. Die Eingeborenen nennen ihn kurzweg „Fluß“, also je nach den einzelnen Dialekten Nsari, Niadi, Njadi, Niari u. s. w. Daraus ist wahrscheinlich der Name Zaire entstanden, den die Portugiesen später dem Strom gaben, nachdem er längere Zeit den von seinem Entdecker Diego Cão ihm gegebenen Namen Rio de Padrão oder Pfeiler-Fluß (wegen eines an der Mündung errichteten Gedenk-Pfeilers) geführt hatte. Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts taucht auf Karten neben dem Namen Zaire der Name Kongo auf, der allmählich den erstern verdrängt. Obwohl die Portugiesen bis heute an dem Namen Zaire festgehalten haben, wurde die Bezeichnung des Unterlaufes des Stromes mit dem Namen Kongo doch immer allgemeiner, und nur für den Oberlauf blieb auch bei der nicht portugiesischen Welt der Name Zaire in Gebrauch. Infolge der Entdeckungen Livingstones schien dann später noch eine Zeitlang der

⁶³⁾ Henry M. Stanley, Der Kongo und die Gründung des Kongostaates. Leipzig, J. A. Brockhaus, 1885, Seite 9.
Europas Kolonien. II. 14

Name dieses berühmten Afrikaforschers die ältere Benennung verdrängen zu wollen, und erst seit Stanleys Durchquerung des dunkeln Erdteils kann die Bezeichnung Kongo als für den ganzen Fluß feststehend betrachtet werden.

Schon 1484/85 war der Portugiese Diego Cão (Kano) welchen König Johann II. von Portugal zur Auffuchung eines Seeweges nach Ostindien ausgesandt hatte, an die Mündung des Kongo gelangt,⁶¹⁾ aber Jahrhundert auf Jahrhundert verging, ohne daß die Portugiesen trotz der mit den Eingeborenen unterhaltenen Handelsverbindungen tiefer in das Innere eindrangen. Ihre Kenntnis desselben blieb auf die unverlässlichen Erzählungen der Eingeborenen beschränkt, welche der Elfenbein- und Sklavenhandel mit den weiter stromaufwärts wohnenden Völkern in Berührung brachte. So kehren denn auf allen alten Karten mit zäher Hartnäckigkeit dieselben Fehler wieder. Noch auf Karten vom Ende des 17. Jahrhunderts sehen wir den Rio Zaire und den Nil, den einen westwärts, den andern nordwärts demselben See entströmen, welcher in seinem nördlichen Teil Zaire-See, im südlichen Zembre-See heißt (siehe Seite 101) und von Tritonen und Syrenen bewohnt sein soll. Nicht nur an der Mündung, im alten Königreich Angoy und weiter stromaufwärts im Königreich Kongo, sondern noch bis zum 2.° südl. Br. hinauf finden wir am linken Ufer eine Menge Ortschaften verzeichnet, die leicht den Glauben erwecken könnten, daß Portugiesen schon lange vor Stanley den Stanley-Pool erreicht haben — wenn man eben nicht wüßte, wie leichtgläubig und ohne nähere Prüfung die alten Kartographen alles, was ihnen erzählt wurde, und wenn es noch so unwahrscheinlich klang, in ihre Karten einzutragen pflegten. Am Oberlauf des Stromes spielte ferner auf den alten Karten das Land Anzicana eine wichtige Rolle, dessen Bewohner Menschenfresser sein sollten, und doch ist der Name Anziki, wie Stanley nachweist, kaum etwas anderes als eine Bezeichnung für alle Bewohner des Binnenlandes, welches gemeinhin „Nise“ genannt wird. Wie konnte man aber genaue und verlässliche Nachrichten vom Binnenlande erwarten, wenn solche sogar vom Mündungsgebiet des Kongo fehlten! Die Einen lassen den Strom an der Mündung 28 Meilen breit sein, und andere behaupten, daß man sein gelbes Wasser noch 60 bis 100 Meilen über die Mündung hinaus im Meere unterscheiden könne. Das Geräusch der Katarakte bei Vivi soll 2 bis 3 Meilen, nach anderen Angaben aber 80 Meilen weit vernehmbar sein.

Sehr viel wissen die Geographen des 15. und 16. Jahrhunderts vom Königreich Kongo zu erzählen, kennen genau alle staatlichen Einrichtungen, sowie die Geschichte des Landes seit dem Tage, an welchem im Jahre 1491 der König und die Königin von Kongo sich taufen ließen und in der Taufe die Namen Johann und Eleonore erhielten. Der Entdecker des Kongo, Diego Cão, hatte vier seiner Leute als Gesandte zum König gesandt, und als dieselben nicht wiederkamen, nahm er vier Kongoleute mit nach Portugal, wo dieselben sehr gut aufgenommen wurden. König Johann beauftragte den glücklichen Entdecker, nochmals an den Kongo zu fahren und den Versuch zu machen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Einer der mitgenommenen Kongoleute überbrachte seinem König die Aufforderung, die gefangenen Portugiesen freizugeben, was sofort geschah, worauf auch die Kongoleute entlassen wurden. Während ihrer Gefangenschaft am Kongo hatten aber die Portugiesen dort mit Erfolg Propaganda für den christlichen Glauben gemacht und die Gunst eines der angesehensten Männer am Hofe, des „Grafen“ von Songo sich erworben. Auf dessen Veranlassung erbat sich der König christliche Priester zum Unterricht in dem neuen Glauben, ein Wunsch, der rasch erfüllt wurde. Am Neujahrstage 1491 ließ der Graf von Songo sich taufen und erhielt den Namen Emanuel, und bald darauf folgte der König seinem Beispiel. Die Lehre der römisch-katholischen Kirche verbreitete sich nun rasch, aber ohne den heidnischen Glauben völlig verdrängen zu können. Während sie äußerlich alle Gebote der römisch-katholischen Kirche gewissenhaft befolgten, beteten die Kongo-Neger auch noch heimlich zu ihren alten Götzen. „Bei vielen, ob sie sich schon rühmen Christen zu seyn, wird kein Christentum gefunden, ausge-

⁶¹⁾ Zu Diego Cãos Begleitern zählte auch Martin Behaim, der vom König als Kosmograph der Expedition beigegeben worden.

nommen in gegenwart der Weissen, und an denen örtern, da ihnen solches Vortail bringen kann. Sonsten seynd sie Heyden und Götzendiener." Und das blieben sie, trotzdem wiederholt auf Ansuchen der Könige von den Päpsten Kapuziner in ihr Land gesandt und überall Kirchen erbaut wurden.

Die Hauptstadt des Königreichs erhielt nun den Namen Salvador, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat, und schon im Jahre 1534 wurde ein Bischof für Kongo ernannt. Das Reich erstreckte sich im Norden bis zum Strome, westwärts bis zum Meer und ostwärts etwa 300 km. weit.⁶⁹⁾ Trotz seiner Volkszahl und höhern Kultur vermochte es aber am Ende des 16. Jahrhunderts dem Anprall der Njakkas nicht Stand zu halten. Das Heer des Königs Alvares I. wurde vor den Mauern der Hauptstadt geschlagen, San Salvador von den wilden Horden erstürmt und niedergebrannt, das Land weithin verwüstet. Der König, der sich auf eine Insel im Kongo geflüchtet hatte, bat die Portugiesen um Schutz und Beistand, und mit Hilfe von 600 Mann, welche der König von Portugal ihm sandte, gelang es ihm, sein Land zurückzuerobern. San Salvador entstand wieder aus den Trümmern, und die geflüchteten Missionäre kehrten zu den Stätten ihrer früheren Thätigkeit zurück. Um seine Dankbarkeit zu bezeigen, versprach Alvares I. dem König von Portugal, ihm „jährlich eine gewisse Anzahl Leibeignen zur Schatzung zu geben, und ihm dazu unterthänig zu sein“, aber der König von Portugal lehnte die angebotene Unterwerfung ab, mit dem Bemerkten, „daß er den König von Kongo vor seinen Bruder in den Waffen erkannte, und daß ihm seine neue Beständigkeit im Gottesdienste genug sey.“

Die Beziehungen des Kongostaates zu den Portugiesen blieben noch lange freundschaftliche, und später wurden auch mit den Holländern Verbindungen angeknüpft. Fürst Moriz von Nassau sandte dem König von Kongo einen roten Samtmantel mit Gold- und Silberbesatz, ein seidenes Gewand und einen mit Gold und Silber verzierten Hut. Der König von Kongo sandte dann noch eine Gesandtschaft nach Holland, welche dort großes Aufsehen erregte.

Diese Gesandtschaftsendungen nach Holland waren aber bereits eine Folge der getrübbten Beziehungen zu Portugal. Die von dem letztern geleistete Hilfe war vergessen worden und man suchte sich immer mehr von den Portugiesen zu emanzipieren. Die Missionäre verließen Kongo, der Bischofssitz wurde von San Salvador nach San Paolo de Loanda verlegt, und langjährige Kriege zwischen den Herren der am Kongo gelegenen „Grafschaft“ Songo oder Sonho und dem König von Kongo verwüsteten das Land. Die streitbaren Songoleute schlugen die Heere des Kongokönigs wiederholt, nahmen auch dessen Sohn gefangen, und erzwangen im Friedensschlusse die Abtretung mehrerer an ihr Land grenzenden Gebiete.

Die kurze Periode, während welcher der Kongostaat mit Europäern in Verbindung gestanden und von europäischer Kultur beeinflusst worden, ging rasch vorüber, und das Dunkel, das ihn früher umgab, lagerte

⁶⁹⁾ Im sehen der Grenzen des Königreichs Kongo seynd die Landbeschreiber sehr streitig. Etliche lassen es gegen Morgen an die Landschaften Korofo und Kilongo, welche längst der See hin, auf der Süd- und Nordseite des Flusses Danda, der auf der Suderbreite von sechs Graden und einem halben lieget, sich erstrecken, und wohl 50 Meilen landwärtsein bis an die Grafschaft Sonho springen, seinen Anfang nehmen; und gegen Abend an die Ostgrenzen gemelter Grafschaft Sonho stoßen, gegen Mitternacht aber und Mittag an die Südseite des Flusses Zaire: wiewohl es nicht längst diesem Flusse hinleuft; dan er erstreckt sich von seinem Munde nach Nordosten zu, und Kongo Südostlich. Und also bleiben noch andere Länder und Königreiche zwischen dem Flusse Zaire und Kongo liegen. Aber nach Pigafets und Einschohtens meinung grenzet dies Königreich gegen Mitternacht an Kowango, und Ansiso, gegen Mittag an Angola, und Malemba, gegen Morgen an die Kristall-Salpete- und Silber-berge, an den flus Verbele, und das Königreich Kafongo, wie Jarrick wil, als auch an die Völker Gialer oder Galer, der Konger Todfeinde; und endlich gegen Abend an die Weltsee. Marmol hingegen giebet ihm zu Grenzen gegen Mitternacht das Königreich Benin; gegen Morgen die Insel der Uzinguer oder Uziger, und die Mondekester, welche das gesümpfe des Meers Sambere bewohnen; daraus der flus Zaire seinen Ursprung nehmen sol, als auch die Länder der Pangelinger, Quiler, Bamber, Kondonger, Sonner, Eibrer, Bankarer, Jakuler, Maria-Maria; und dan endlich gegen Mittag die Mohnberge, welche Kongo von Abissine, und Kafrarie oder Kafferland scheiden. Es erstreckt sich längst der See hin, vom flusse Zaire oder Kongo, welcher dies Königreich von Goi, und Kafongo absondert, bis an das Königreich Angola. Seine größte Breite rechnen etliche auf 120 Meilen, und seine größte länge, längst der See hin, auf 72. Ins gemein wird es in sechs Landschaften eingetheilt, als da seynd, Bamba, Songo oder Sonho, Sundo, Pango, Batta, und Bembo. Dapper, Umständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa 2c. Amsterdam, 1670, Seite 542.

sich wieder über den Riesenstrom. Noch einmal versuchten zwar am Ende des 18. Jahrhunderts portugiesische Missionäre, in das Land einzudringen, aber die dort herrschenden Unruhen zwangen sie zur Umkehr, und der Versuch wurde nicht mehr erneuert.

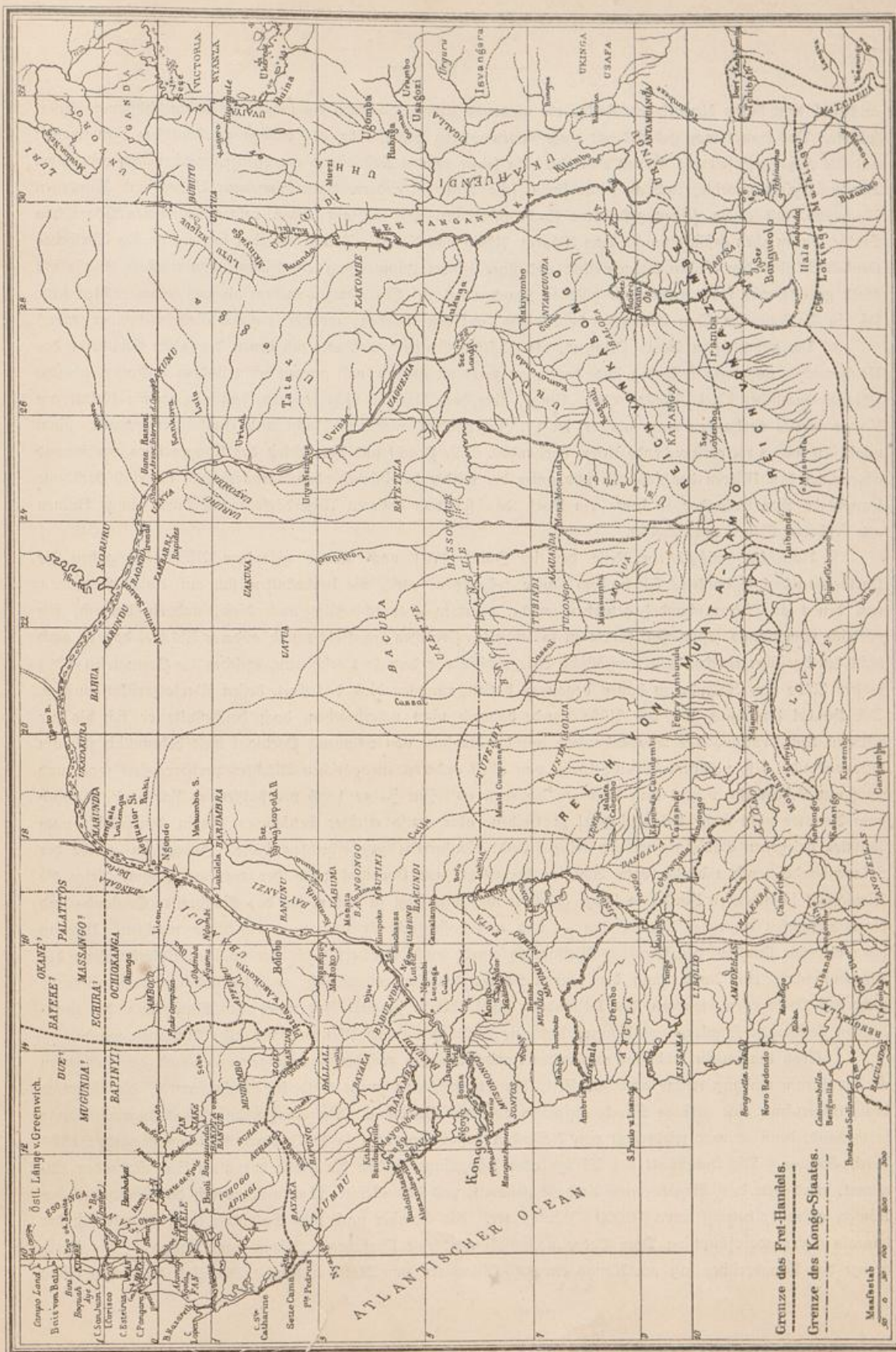
Noch Dapper⁶⁶⁾ berichtet, daß es in San Salvador zehn oder elf Kirchen gebe, darunter eine große oder Hauptkirche, und daß „darinnen alle Tage gemeiniglich drey oder vier Jesuiten die Schwarzen im Römischen Glauben und gukten Sitten unterweisen.“ Die Wohnhäuser der Eingeborenen waren von Lehm und mit Stroh gedeckt, die Strassen aber regelmäßig angelegt. Das Schloß des Königs war mit einer Mauer umgeben, und auf dem Berge, den es einnahm, befanden sich die Wohnungen der Hofleute. „Neben dem Schlosse seynd auch etliche Gärten mit allerhand Nußkreutern und Bäumen, mit Backofen und anderen, bepflanzt. In demselben siehet man etliche Lusthäuser und Lustgänge, wiewohl alle sehr schlecht, jedoch nach ihrer landesweise prächtig und köstlich.“ Auch zwei Springbrunnen sollten sich in der Stadt befinden, welche „von sich selbst



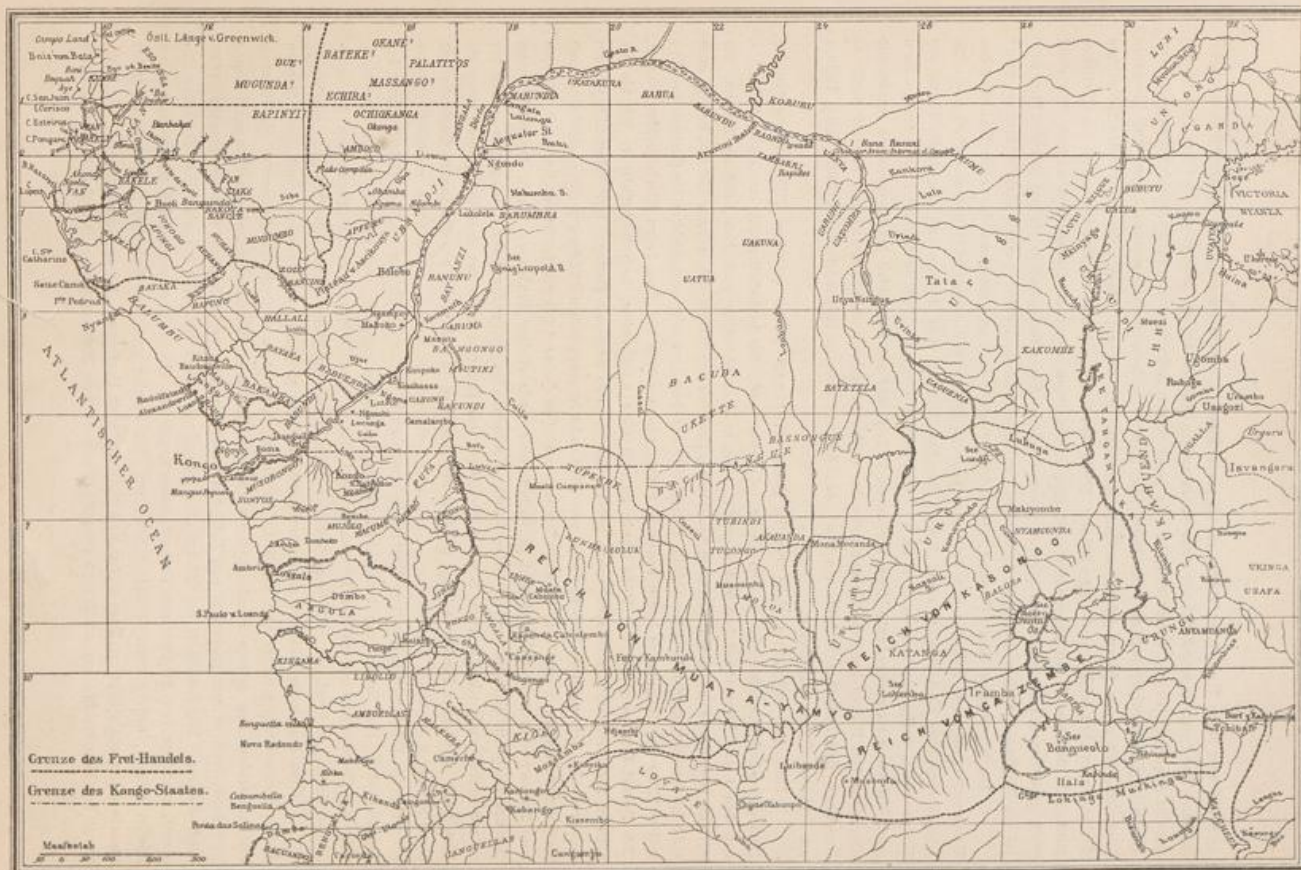
Ponta da Lenha am untern Kongo.

aus der Erde springen.“ Die Hofhaltung des Königs war eine pomphafte. Ein großes Gefolge kam hinter ihm her, wenn er seinen Palast verließ, und „in seinem Schlosse,“ schreibt Dapper, „wird er von ohngefähr 100 Edelknaben, die alle ihre Wohnungen innerhalb des Schlosses haben, bedienet.“ Als im Jahre 1642 eine holländische Gesandtschaft nach San Salvador kam, wurde sie vom König bei Nacht empfangen. „Sie ward durch einen Weg von 200 Schritten, welcher zu beyden seiten mit Menschen besetzt war, die alle brennende Wachlichter in der Hand hielten, zu ihm geführt. Der König saß in einem kleinen Kapellchen, von Leimerde aufgeführt, und mit Sträuchern gedeckt. Mitten darinnen hing ein Krohnenleuchter mit Wächsernen Lichtern. Er trug einen großen Nachtrock von güldenem Laken, und um den Hals dreierlei starke güldene Ketten; am rechten Daumen einen ganz großen Granahtring, und an der linken Hand zwee große Schmaragden,

⁶⁶⁾ Umständliche und Eigentliche Beschreibung von Africa und denen dazu gehörigen Königreichen und Ländern etc. Durch W. Dapper. Amsterdam, 1670, Seite 561.



Karte des Kongogebietes.



auch auf dem linken Ärmel des Rockes ein goldenes Kreuz, darinnen ein ungemein wohlgeschliffener Kristall spielte. Das Haupt war gedeckt mit einer zarten weißen Schlafmütze, des Königs gewöhnlicher Haupttracht; und die Füße gestieft mit grauen Stiefeln. An seiner rechten Seite stand ein Diener, welcher ihm mit einem Handtuche Luft zuwehte, und an seiner linken Seite hielt ein anderer einen Zimnern Bogen und Zimnern Reichsstab, mit einem feinen gestrückten Tuche überdeckt. Er saß auf einem roten Sammeten Spanischen Stuhle, daran oben gestückt stand: Don Alvarez, König von Kongo. Rechts vor ihm lag ein großes Türkisches Prunktuch über den Boden ausgebreitet; und über seinem Haupte hing ein Himmel von weißem Atlas mit Gold gestückt, und rund herum mit goldnen Franzen belegt. Ein wenig von ihm ab, auf seiner rechten Seite, saß ein Tahlmetscher, Don Bernardo de Menzoz, auf den Knieen, welcher zugleich Geheimschreiber war."

Die pomphaften Titel „Prinzen“, „Herzöge“, „Grafen“ u. s. w., mit denen die alten Schilderer des Kongoreiches ungemein freigebig sind, darf man zwar im großen und ganzen nicht anders auffassen als die jetzt gebräuchlichen Titel „König“ oder „King“, aber doch läßt sich nicht leugnen, daß eine gewisse Kultur am Kongo bereits vorhanden war, als er im 17. Jahrhundert wieder in Nacht und Dunkel verschwand. Zum mindesten waren vielversprechende Keime vorhanden. Alle Pracht und Herrlichkeit des Kongoreiches verschwand aber unter den Wirren der Folgezeit und unter der wieder hereinbrechenden Barbarei, und die einst berühmte Hauptstadt San Salvador ist heute ein Dorf, das sich von anderen Negerdörfern nur durch einige Ruinen aus früheren Tagen unterscheidet.

Nach der mißglückten Reise der im Jahre 1781 nach Kongo gesandten Missionäre gaben die Portugiesen den Gedanken, sich in dem Lande festzusetzen, auf. Sie beschränkten sich auf einige Faktoreien, von denen aus Sklavenhandel getrieben wurde, räumten aber schließlich auch diese, und ein Versuch, sich nördlich vom Kongo festzusetzen, führte zu so lebhaften Protesten Frankreichs und anderer Mächte, daß er auch nicht durchgeführt wurde. Als französische Kriegsschiffe vor dem Fort erschienen, welches die Portugiesen 1784 in der Nähe von Kabinda zu bauen begonnen hatten, räumten diese das Fort, dessen Werke zerstört wurden. Der Handel Portugals mit der Küste wurde dadurch nicht unterbrochen, doch beschränkte er sich bis zur völligen Unterdrückung des Sklavenhandels auf die Ausfuhr von Sklaven. Portugal hielt bekannlich zäh am Sklavenhandel fest, nachdem derselbe längst von allen anderen europäischen Mächten perhorresziert war, und wich nur Schritt für Schritt dem Drängen der letzteren. Im Jahre 1815 verpflichtete es sich zwar, nördlich vom Äquator nicht mehr Sklavenhandel zu treiben, aber umso eifriger betrieb es ihn in den südlich vom Äquator gelegenen Gebieten, wo es keine fremde Konkurrenz zu befürchten hatte. Ingeheim wurde der Sklavenhandel auch nördlich vom Äquator fortgesetzt, und Portugal blieb der traurige Ruhm, diesen die Menschheit schändenden Handel so lange geduldet und unterstützt zu haben, bis das Einschreiten Englands und die Wachsamkeit englischer Kreuzer ihm — und nun hoffentlich für immer — ein Ende machten. Wie an allen anderen Punkten der Westküste Afrikas, so wurde auch hier erst nach der völligen Unterdrückung des Sklavenhandels eine Ausbeutung der reichen Schätze des Landes möglich, wobei allerdings die Hauptrolle nicht den Portugiesen, sondern den Holländern zufiel, bis in jüngster Zeit unter der Einwirkung der großartigen Leistungen Stanleys das Kongogebiet eine Stätte des freien Wettbewerbes aller Nationen wurde.

Trotz des immer lebhafter werdenden Handelsverkehrs zwischen den Eingeborenen und den Faktoreien an der Strommündung reichte aber zur Zeit, als Stanley seine große Entdeckungsfahrt antrat, die Kenntnis des Stromes nur eine geringe Strecke aufwärts von der Mündung. Man wußte, daß das Königreich Kongo fortbestand, denn es war wiederholt von Reisenden besucht worden, so 1873 durch Leutnant Grandy, 1878 durch Comber. Die Hauptstadt des Königs oder Häuptlings, welche die Stelle des alten San Salvador einnimmt, wird von den Eingeborenen Ambassi genannt, und das Gebiet, über welches sich die Oberhoheit des Königs erstreckt, beträgt etwa 10000 □ Kilometer. Als Comber nach San Salvador kam, nannte sich der damals regierende Häuptling Dom Pedro noch stolz wie seine Vorfahren „König vom Kongo“. Die Westgrenze des Kongoreiches lag am Kongo etwa 45 Kilometer von Nokfi entfernt. Der Rest des linken Ufers

bis zur Mündung gehörte nicht mehr zum Kongoreich, sondern stand unter der Herrschaft vieler kleiner Könige und Häuptlinge, und nur einige wenige geboten über große Landstrecken. Genau bekannt war streng genommen nur das eigentliche Mündungsgebiet. Der Kongo entsendet dort nach allen Seiten eine Menge kleiner Flußarme, Creeks genannt, als suche er in seiner Hast, das Meer zu erreichen, unablässig nach einem nähern Wege zu demselben, aber alle diese Creeks bilden nur Sackgassen, und ungeteilt wälzt sich die gewaltige Wassermasse in den Ozean.

Gleich in der Mündung des Kongo liegt die alte holländische Niederlassung Banana, ein Platz, der berufen sein dürfte, in der fernern Entwicklung des Handels auf dem Kongo eine der wichtigsten Rollen zu spielen. An der Südseite des Stromes ragt dort die Landzunge Padrão ins Meer hinaus, auf welcher sich hinter einem Wall von Mangroven prächtiger Wald ausbreitet, und die Nordseite bildet eine kleine sandige Halbinsel, auf welcher die holländische Niederlassung liegt. Streng genommen ist Banana eine Insel, da es nur durch einen dichten Gürtel von Mangroven mit dem Festlande zusammenhängt und dieses nur zu Wasser erreicht werden kann. Der Platz war, als die Holländer sich dort festsetzten, zu einer Niederlassung wenig einladend, aber andererseits gerade wie geschaffen für ein Volk wie das holländische, welches den Boden seiner Heimat durch gewaltige Dammbauten dem Meere abgerungen hat und den Kampf mit demselben gewöhnt ist. Auf der einen Seite benagt der Kongo die schmale Halbinsel, und von der andern stürmt die Brandung des Atlantic gegen dieselbe heran. Mit derselben unermüdlichen Ausdauer, die sie daheim bethätigt, haben die Holländer starke Pfähle in den Meeresboden getrieben, den so gebildeten Damm durch Aufschütten von Erde und großen Steinen befestigt und erhöht, und dem lockern Boden der Halbinsel durch Anpflanzung zahlreicher Palmen mehr Halt und Zusammenhang zu geben versucht. So haben sie sich einen Posten an der vortrefflichen Fahrstraße gesichert, welche an der Halbinsel vorbeiführt. Der Kongo ist bei Banana so tief, daß ihn die größten Schiffe befahren können, und eine ganze Kriegsflotte findet dort noch einen hinreichend großen, bequemen Ankerplatz.

Das etwa 70 Kilometer weiter stromaufwärts gelegene Ponta da Lenha, der nächste bedeutende Handelsplatz am Kongo, bietet ein ähnliches Bild wie Banana.⁶⁷⁾ Auch dort hat der Mensch den zu seiner Niederlassung nötigen Boden dem Strome mühsam abringen müssen, und ohne die sorgsam unterhaltenen Dammbauten würde schon längst der Kongo seine Wellen über die Stelle wälzen, auf welcher die Station liegt, die von den Portugiesen den Namen Ponta da Lenha (Holzplatz) erhielt, weil dort die stromaufwärts gehenden Dampfer ihre Holzvorräte zu erneuern pflegen. Der Boden bei Ponta da Lenha liegt nur unmerklich höher als der Wasserspiegel, und so ist es dem Strom nicht schwer geworden, vor kurzem eine französische Sägezahnfabrik, die gegen seine Minierarbeit nicht genügend geschützt war, völlig wegzuspülen. Wo sie einst stand, ist jetzt 6 Meter tiefes Wasser.

Ponta da Lenha liegt bereits außerhalb der Mangrovenregion, aber noch 70 Kilometer stromaufwärts, wo bei Boma vor Stanleys Reise die Kenntnis des Kongo ihr Ende erreichte, ist das Klima ein höchst ungesundes. Große Sümpfe, welche unmittelbar hinter den Wohnungen der Europäer beginnen, machen Boma zu einem der gefährlichsten Plätze im Kongogebiet. Bössartige Fieber herrschen dort, Scharen großer Moskitos, welche die Sümpfe ausbrüten, bilden eine der fürchterlichsten Landplagen, und zu alledem gesellt sich noch eine erdrückende Hitze, so daß noch kein Reisender länger als gerade unumgänglich nötig war, in Boma verweilt hat. Das Landschaftsbild, welches man hier vor sich hat, ist dagegen viel großartiger als in Banana und Ponta da Lenha. Der mit vielen Inseln, welche Myriaden von Wasservögeln beleben, bedeckte Strom hat eine majestätische Breite, und eine üppige Vegetation bedeckt die Ufer, aber im Wasser hausen auch Unmengen gefährlicher Krokodile, denen schon manches Menschenleben zum Opfer gefallen ist, und die, wie Johnston sagt, geradezu die Pest des Landes bilden. So fehlt denn auch hier, wie in allen Tropenländern, neben dem grellen

⁶⁷⁾ J. Monteiro, Angola and the river Congo. London, Macmillan & Co., 1857, I. Band, Seite 82.

Licht der tief dunkle Schatten nicht, und doch vernimmt man die dunkleren Farbentöne in all den blendenden Bildern, welche uns bisher vom untern Kongo entworfen wurden.

„Die Zahl unserer Adjektive,“ sagt Johnston, „ist zu dürftig, um den Pflanzenwuchs solcher Plätze wie Kiffange annähernd zu schildern. Wir müßten in der Sprache Mittelasrikas reden, welche mitunter sieben



Mangroven am untern Kongo.

verschiedene Ausdrücke für einzelne Gattungen der Waldgewächse hat. Über die gegenwärtigen Umzäunungen der hiesigen Faktoreien hinaus herrscht eine Üppigkeit vegetabilischen Wachstums, welche einer entsprechenden Darstellung, sei es mit der Feder oder dem Pinsel, spottet. Die heiße Sonne und der weiche Schlamm rufen eine Vegetation ins Leben, deren schlanke Großartigkeit und monströses Wachstum an die Wälder der Stein-

Kohlenperiode erinnert und vor unseren Augen in unseren entarteten Tagen die Majestät des Pflanzenreichs vergangener Epochen wieder hervorzaubert. An den sumpfigen Stellen in der Nähe des Stromufers finden sich Massen von glänzenden Orchideen, *Eissochilus giganteus*, einer Festlandsart, welche oft bis zu sechs Fuß Höhe vom Boden aufsteigt und oben eine solche Menge rötlich lilafarbener Blüten mit goldigem Kelche trägt, daß kaum eine Blume der Welt ihr an Schönheit und Zartheit der Formen gleichkommt. Diese Orchideen mit ihren hellgrünen lanzettförmigen Blättern und ihren langen herabhängenden Blütenstengeln wachsen in Gruppen von 40–50 Exemplaren zusammen, oft sich widerspiegelnd in dem seichten Pfuhl der um ihre Wurzeln stagnierenden Gewässer und den Vordergrund des tief dunkelgrünen Waldes mit zartem pfirsichfarbenem Licht erfüllend, so daß nach meiner Meinung kein Europäer es ohne Bewegung anstaunen könnte. Die portugiesischen Kaufleute freilich, welche inmitten dieser lieblichen Natur wohnen, beachten sie kaum und lachten über den Eifer, mit welchem ich dieses „Capim“ — dies gemeine Gras oder Rohr, wie sie es nennen, sam-



Der Kongo bei Boma.

melte und zeichnete. Gruppen einer Art Zwergpalme, *Phoenix spinosa*, welche eine halbwegs eßbare trockene Dattel trägt, schützen diese herrlichen Orchideen vor der Wegführung durch den Strom und erscheinen als eine Art Wassermarke, welche die Flut selten übersteigt; aber das Wasser dringt doch oft durch diese schlammige und vegetabilische Schranke und bildet innerhalb des Zauns von Zwergpalmen viele kleine stille Lagunen, die nicht gerade ungesund zu nennen sind, weil ihr Wasserinhalt von jeder Meeresflut ergänzt und bewegt wird. In diesen von hohen Orchideengebüschen mit ihren langen spatelförmigen Blättern und den weißglänzenden Deckblättern ihrer Blütenkelche, von Schraubenbäumen, wedelnden Olpalmen und auf ihren vielen Wurzeln sich wiegenden, ihre Blätter gegen den glänzenden Himmel wie gotische Bogenfenster ausbreitenden Mangrovebäumen umstandenen Lagunen und ihren Flächen stillen Wassers haufen und leben Myriaden tierischer Wesen.“⁶⁸⁾

⁶⁸⁾ H. H. Johnston, Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebietes. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884, Seite 28. Europas Kolonien, II.

„Mit welchen Augen,“ sagt Stanley „würde man den Kongo betrachten, wenn man auf einem Dampfer stände, wie sie den Mississippi befahren, der mit einer Geschwindigkeit von 12 Knoten den Strom durchschneidet und ein von einem bewährten Sonnensegel geschütztes Promenadendeck besitzt, auf welchem man auf- und niederschreiten kann, während in üppigster Weise auch für Kost und Logis gesorgt ist. Ich glaube, man würde dem Kongo den Vorzug vor allen anderen Flüssen geben. Unwillkürlich stellt man Vergleiche an. Der Rhein? Nun, der Rhein ist selbst an seinen malerischsten Stellen nur ein mikroskopisches Miniaturbild des untern Kongo, aber um diesen gehörig zu sehen und zu würdigen, muß man auch den Rheindampfer mit seinem Wein, seiner Tafel und bequemen Einrichtung haben. Der Mississippi? Der Kongo ist anderthalbmal länger und gewiß acht- und zehnmal so breit als der Mississippi; man kann wohl ein Dutzend Kanäle auswählen, an denen man eine hübschere Vegetation findet, als an dem amerikanischen Strom. Es fehlt diesem die Palme und der Calamus, während jener ein Dutzend Palmenarten, Herden von Flußpferden, unzählige Krokodile, am Ufer des Festlandes und der Inseln lustig umherpringende Affen, wie Schildwachen im Zwielicht des dunkeln Waldes stehende Elefanten, auf der reichen Grasebene weidende braune und schwarze Büffel, große Scharen von Ibissen, schwarze, grüne und weiße Papageien und Perlhühner aufzuweisen hat. Der Mississippi ist ein ziemlich breiter Fluß von grauer Farbe, der zwischen niedrigen Ufern eingengt wird und an dem hier und da Städte mit Holz- und Steinhäusern liegen; aber der Kongo ist auf seiner linken Hälfte theefarbig und auf seiner rechten fast freideweiß. Man hat die Wahl, Thee oder Milch, Bordeaux oder Rheinwein. Und was Städte anbetrifft, so hoffe ich, daß die auch noch entstehen werden, wenn die allgütige Vorsehung unser Werk segnet; vorläufig ist an seinen geräumigen Ufern Raum genug für sie und das halbe Europa und noch Platz übrig. Der Nil? Man frage die braven englischen Soldaten, welche sich über die Katarakte hinaufgearbeitet haben, wie sie über einen Festtagsausflug auf dem Nil denken. Die Donau? Sie kann hinsichtlich der Szenerie im Vergleich mit dem Kongo gar nicht genannt werden. Die Wolga? Noch weniger. Der Amazonasstrom? Auch nicht. Man muß den Amazonasstrom sehr weit hinauffahren, ehe man eine Landschaft findet, welche auch nur annähernd der Kongoszenerie gleichkommt.“

In so begeisterter Weise hat Stanley und mit ihm noch manch anderer Besucher des Kongo die Vegetation an den Ufern des Riesenstromes geschildert. Umso mehr mußte es überraschen, daß fast zur selben Zeit, als der Entdecker des obern Kongo überall, wohin er in Europa kam, gefeiert und mit Ehrenbezeugungen überhäuft ward, eine Stimme laut wurde, welche die Schilderungen der Landschaft am untern Kongo für viel zu rosig gefärbt erklärte. Es war Hugo Zöller, der uns schon durch seine Forschungsreisen im Togo- und Kamerun-Gebiet bekannte Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, der mit dieser überraschenden Enthüllung hervortrat. Noch voll der Eindrücke, welche er in Kamerun in sich aufgenommen hatte, betrat er das Kongogebiet in der durch die vorangegangenen Schilderungen gewiß gerechtfertigten Erwartung, dort eine noch großartigere Landschaft zu erblicken als am Kamerun. Was er sah, enttäuschte ihn. Nicht im entferntesten, berichtet er, könne die Flora am untern Kongo an Üppigkeit und Großartigkeit sich mit jener am Kamerun messen.

Das sind zwei scheinbar völlig verschiedene und unvereinbare Urteile, deren Erklärung jedoch nicht schwer zu finden ist. Stanley, der Optimist, sieht den Kongo mit den Augen des Verliebten, dem der Gegenstand seiner Zuneigung als das Ideal der Schönheit erscheint; Zöller dagegen trat an den Kongo mit der ruhigen Objektivität des Kritikers heran, der genau jedes für und Wider abwägt, um zu erforschen, was Wahres an den aufgestellten Behauptungen sei. Die Vegetation am obern Kongo mag immerhin an Üppigkeit einen überwältigenden Eindruck ausüben, und auch jene am untern Kongo mag Stanley als eine der großartigsten erscheinen, welche in den von ihm durchreisten Teilen Afrikas anzutreffen sind — aber alle bisher vorliegenden Abbildungen von Gegenden am untern Kongo sprechen doch dafür, daß Zöllers Behauptung keine unbegründete ist, und eine genaue Prüfung der Berichte anderer Reisenden bestätigt dies. Der mächtige Strom, die reizenden Uferlandschaften, das großartige Gebirge — das alles sind Vorzüge

unseres Kamerungebietes, die in gleicher Vereinigung am untern Kongogebiet zweifellos nicht anzutreffen sind. Durch eine solche Abschwächung der grellen Farben, mit denen Stanley uns das Bild seines Lieblings malt, wird aber keineswegs auch die Bedeutung des Kongo abgeschwächt, die ja durchaus nicht auf der Beschaffenheit der Ufergegenden seines Unterlaufes, sondern auf der Wichtigkeit für den Handel beruht, welche die zentralen Gegenden des Erdteils, den er durchströmt, besitzen. Noch viel weniger kann dadurch Stanleys großes Verdienst geschmälert werden, dem wir mit Ausnahme eines geringen Bruchteils die heutige Kenntnis des Niesenstromes verdanken.⁶⁹⁾

Stanley war, als er seine große Reise antrat, kein Neuling auf dem Boden des dunkeln Erdteils mehr. Seine Teilnahme am englischen Feldzug in Aschanti, seine Reise zur Auffindung des verschollenen Livingstones hatten ihn mit den Verhältnissen vertraut gemacht, und er war gewiß in erster Reihe berufen, das durch Livingstones Tod unterbrochene Werk des unerforschenden Missionars fortzusetzen. Von einem Mann seiner Art war aber auch zu erwarten, daß er das Forschungswerk in anderer Weise in Angriff nehmen werde als die meisten seiner Vorgänger. Schon die Vorbereitungen zur Reise bestätigten dies. Schon diese tragen den Stempel echt amerikanischen Wesens. Die während eines Gespräches über die Verhältnisse Afrikas unerwartet an ihn gerichtete Frage des Herausgebers des „Daily Telegraph“, ob er imstande wäre, das Werk Livingstones fortzusetzen, und was nach seiner Meinung in Afrika zu thun sei, beantwortet Stanley mit einem in großen Strichen entworfenen Plan, der so recht den rasch entschlossenen Mann der That kennzeichnet. Da ihn ältere Verpflichtungen noch an den New-Yorker „Herald“ fesseln, will der Herausgeber des „Daily-Telegraph“ ihm die Freiheit des Handelns dadurch verschaffen, daß er sich mit dem amerikanischen Blatte zur Ausrüstung einer Expedition verbündet. Auch dies wird nicht durch lange Verhandlungen erzielt. Das unterseeische Kabel übermittelt Herrn Gordon Bennett, dem Eigentümer des „Herald“ die kurze Frage, ob er bereit sei, sich mit dem „Daily-Telegraph“ zur Ausrüstung einer Afrika-Expedition unter Stanleys Führung zu verbinden, und rasch blüht unter dem Meere die noch kürzere Antwort zurück: „Ja — Bennett.“ Die Expedition ist beschlossen, die nötigen Geldmittel gesichert, und Stanley trifft die Vorbereitungen zum Aufbruch.

Binnen 2 Wochen sollte er schon aufbrechen. Die Vorbereitungen zur Reise mußten also mit der größten Eile getroffen werden. Nach Stanleys eigenen Angaben wurde von dem Schiffbauer Messinger in Teddington bei London ein Boot gebaut, welches in 5 Sektionen von je 8 Fuß Länge zerlegbar war, also leicht über Land transportiert werden konnte. Dieses Boot, welches den Namen „Lady Alice“ erhielt, wurde aus $\frac{3}{8}$ Zoll dickem spanischem Eichenholz hergestellt, war 6 Fuß breit bei einer Länge von 40 Fuß und hatte 30 Zoll Tiefgang. Außer diesem Boot wurden noch 2 kleinere und Pontons bestellt. Ferner mußten all die zahllosen Ausrüstungsgegenstände, welche die Expedition brauchte, angeschafft werden: Waffen und Munition, Sättel, Seile, Lebensmittel, Arzneien, wissenschaftliche Instrumente, und zu Geschenken für die eingeborenen Häuptlinge wurden viele Ballen Waren verpackt. Zu allen diesen Gegenständen, deren Mitnahme Stanley selbst für notwendig hielt, kam in den letzten Tagen vor seiner Abreise eine wahre Hochflut von Geschenken, mit denen ihn bekannte und unbekannte Freunde überschwenkten: ein ganzes Warenlager von Pistolen, Messern, Uhren, Pfeifen, Zigarren, Feldflaschen, Arzneien. Fromme Seelen sandten zur Verteilung an die Heiden ganze Ballen religiöser Traktate, Gebetbücher und Bibeln. Das brauchbarste Geschenk waren 2 große Hunde, welche Stanley nebst 3 dazu gekauften mitzunehmen beschloß.

Wenn Stanley die Absicht gehabt hätte, mit einem Heere am Kongo zu erscheinen, so wäre es ihm leicht geworden, einige tausend Mann für die Expedition anzuwerben. Über 1200 Briefe liefen ein, in welchen Personen aus allen Gesellschaftsklassen sich erbieten, ihn zu begleiten. Der Augenblick zu einer Masseneinwanderung in das Kongogebiet war aber noch nicht gekommen, und Stanley begnügte sich mit 3 Reise-

⁶⁹⁾ Die höchste vor Stanleys Reise bekannte Stelle am Kongo wurde im Jahre 1816 von der Expedition Cuckeys erreicht, welche von der Mündung des Stromes 400 Seemeilen aufwärts vordrang.

geführten, sämtlich jungen Engländern: dem Kommissar Frederick Barker und den Söhnen eines Fischers in Kent, Frank und Edward Pocock, welche sich freiwillig als Begleiter angeboten hatten. Nachdem Stanley noch während eines fünftägigen Aufenthaltes in Amerika von seinen dortigen Freunden Abschied genommen, schiffte er sich nach Sansibar ein.

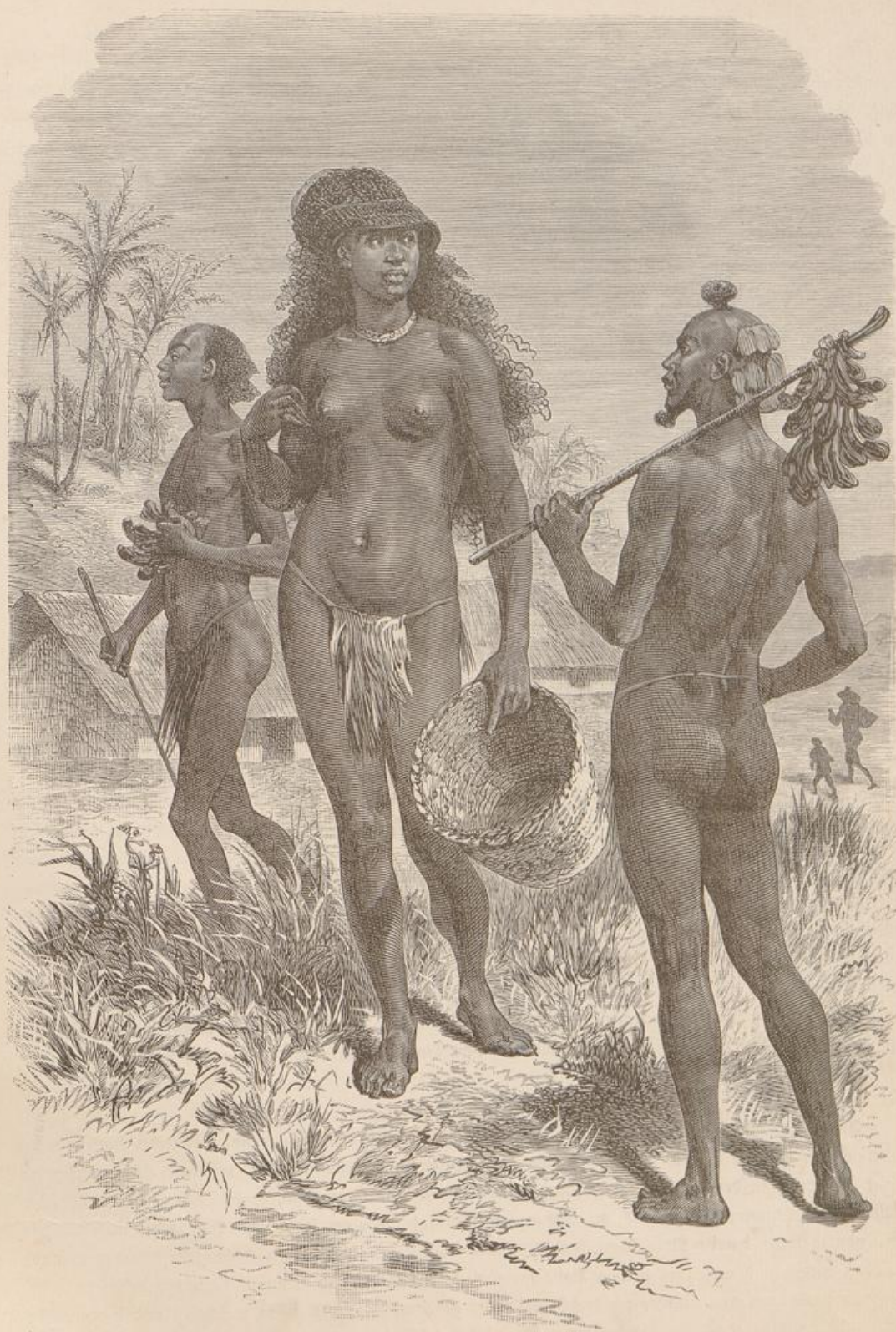
Seine Erlebnisse in diesem Reiche, in welchem er kein Fremder mehr war, und sein Zug von Sansibar zum Kualaba gehören streng genommen nicht in den Rahmen dieses Werkes und werden an anderer Stelle



Stanley vor seiner Reise.

geschildert werden (siehe „Europas Kolonien“, Band III, „Ost-Afrika“). Uns beschäftigen hier nur Stanleys Erlebnisse von dem Augenblick an, in dem er den von Livingstone entdeckten Kualaba erreichte. Der erste Teil des Zuges, von Sansibar bis zu diesem Flusse, muß aber doch in Kürze erwähnt werden.

Am 12. November fuhr Stanley von der Insel Sansibar nach dem gegenüberliegenden Kontinent, und 5 Tage später wurde der Marsch in das Innere angetreten. Da Stanley von seinem ersten Aufenthalte her in Sansibar noch wegen seiner Freigebigkeit in gutem Andenken stand, war es ihm nicht schwer geworden, eine genügende Anzahl Eingeborener zur Begleitung anzuwerben. Die Vorräte und sonstigen Ausrüstungs-



Eingeborene von Manyema.

gegenstände der Expedition waren über 18000 Pfund schwer, also allein zum Transport derselben 500 Mann nötig, doch Stanley nahm noch 40 Mann als Reserve mit, um Ersatz für Kranke oder Ermattete zu haben. Die Leute verpflichteten sich durch schriftlichen Kontrakt vor dem amerikanischen Konsul, 2 Jahre lang Stanley treu zu dienen und ihm überallhin zu folgen, wohin er sie auch führen möge. Bei der Kontraktunterzeichnung erhielten sie 26000 Mark als Vorschuß; den Rest des Lohnes — je nach der Leistungsfähigkeit 2 bis 10 Dollars pro Monat — sollten sie nach beendigter Expedition erhalten und während der Reise von Stanley beköstigt werden.

Stanley zog nördlich von der gewöhnlichen Reisestrasse nach Rosako, überschritt den Wamifluß, durchzog das Land Uguru und kam am 12. Dezember in Mpwapwa an. Als er von dort aufbrach, war seine Kolonne schon empfindlich geschwächt, denn 50 Mann waren unter Mitnahme ihrer Gewehre desertiert. Die Marenga-Mkali-Wüste wurde trotzdem ohne Verlust durchzogen, aber dann zwang die am 23. Dezember eingetretene Regenzeit, die mit einem heftigen Sturm begann, zu einem Aufenthalt in Singeh. Das Klima begann allmählich seine Macht fühlbar zu machen. Am 29. Dezember hatte die Expedition bereits 20 Kranke, und von den mitgenommenen 5 Hunden waren 3 gestorben. Stanley wandte sich nun nordwestwärts, um das Südufer des Ukerewe zu erreichen. Durch ein bis zu 3800 Fuß über dem Meere emporsteigendes Hochland gelangte die Expedition in eine mit dicht verschlungenem Gestrüpp bestandene Wildnis, in welcher die Führer sich verirrt, 5 Mann den Tod fanden und die ganze Expedition, nachdem alle Lebensmittel aufgezehrt waren, mit Mühe und Not dem Hungertode entging. Einige Rasttage im Lande der Warimi stellten die Erschöpften wieder her, aber für viele waren die Strapazen des Marsches doch zu groß. Der Typhus wütete unter Stanleys Mannschaft, und am 18. Januar erlag demselben einer seiner europäischen Begleiter, Edward Pocco. Als Stanley nach einem 720 englische Meilen langen Marsch am 27. Februar (103 Tage nach dem Aufbruch) den Ukerewe erreichte, war die Expedition, trotzdem 89 Mann desertiert, 20 an Krankheiten gestorben und 24 im Kampfe gegen die Eingeborenen gefallen waren, noch 280 Mann stark, da es Stanley gelungen war, die Lücken durch Anwerbung neuer Mannschaft auszufüllen. Am Ukerewe gedachte Stanley längere Zeit zu verweilen, weshalb die „Lady Alice“ zusammengekehrt und ins Wasser gebracht wurde.

Wir können hier Stanley auf seiner Umschiffung des Sees, auf seinen Reisen durch die Reiche Ukerewe, Uganda, dessen König Mtesa er auf einem Kriegszug begleitete, Udschidschi, Ubudschwe u. s. w. nicht folgen, und nehmen die Schilderung der Expedition erst von dem Tage wieder auf, an dem er das große Land Manyema erreichte, dessen Westgrenze der Eualaba bildet. Die Manyema, welche den echten äthiopischen Negertypus zeigen, tragen als Kleidung einen Schurz aus Antilopenfell oder Grastuch, und formen mit Zuhilfenahme von Lehm ihr Haar und ihren Bart zu Kegeln, Knöpfen, Knoten (siehe Seite 117), Halbmonden und Hörnern, während die Frauen ihr Haar über hutartige Einlagen von leichtem Rohr flechten, und es in Locken auf den Rücken herabhängen lassen. Ihre Hütten sind nicht kegelförmig, wie jene ihrer östlichen Nachbarn, sondern viereckig und tragen ein schräges Giebedach. Die Vegetation in Manyema ist ungemein üppig, Bäume erreichen bis 100 Fuß Höhe und sind von Lianen umschlungen, die so dick sind wie Ankertaue, das Rohr wird so hart wie Bambus, und spitze und scharfe Gräser hemmen das Fortkommen, da sie wie Messer verwunden.

Am 11. Oktober erreichte die Expedition den Luama. Auch Livingstone und Cameron hatten diesen Fluß erreicht, aber beide waren, nachdem sie ihn überschritten, westwärts gezogen, während Stanley ihm bis zu seiner Mündung in den Eualaba zu folgen beschloß. Durch das Luamathal, in dem die Eingeborenen ihm freundlich entgegenkamen, dahinziehend, erblickte er am 17. Oktober von der Höhe eines Hügels den majestätischen Strom, von welchem bereits Livingstone berichtet hatte. In vielen Windungen schlängelte sich der Eualaba von Südost heran, und in seinem breiten Bette lagen viele mit Schilf und Bäumen bewachsene Inseln.

So stand denn nun Stanley an der Pforte jener geheimnisvollen Welt, in welche er eindringen wollte, und das große Rätsel, das seit Jahrhunderten der Lösung harnte, sollte vielleicht binnen kurzem gelöst sein.

Mit Jubelrufen hatten seine Gefährten den Strom begrüßt, und auch ihn erfüllte Begeisterung beim Anblick des Riesenstromes, der ihn an den heimatischen Mississippi oberhalb seiner Vereinigung mit dem Missouri erinnerte. Der Weg, dem er zu folgen hatte, um seine Aufgabe zu lösen, war ihm genau vorgezeichnet. Wohin wälzten sich die Wassermassen, die er zu seinen Füßen sah? Ergossen sie sich in einen See im noch unbekannten Innern, oder flossen sie einem Strome zu, der in das Meer mündete? Die Antwort auf diese Frage mußte man erhalten, wenn man dem Lauf des Eualaba folgte, und Stanley beschloß, ihm zu folgen.

Unter heiteren Gesängen zogen seine Scharen am Flusse dahin und gelangten am 18. Oktober 1876 nach Mwana Mamba, einer arabischen Handelsstation, wo Stanley mit dem Araber Tipputib zusammentraf, durch welchen er über Camerons Zug unterrichtet wurde. Er erfuhr, daß dieser nicht den Strom hinabgefahren war, sondern sich, von Tipputib begleitet, nach Süden gewandt hatte. Sein Plan, auf dem Eualaba abwärts vorzudringen, war an denselben Hindernissen gescheitert, welche bereits Ewingstone nicht zu überwinden vermocht: an der Feigheit seiner Begleiter, an dem Widerstand der feindseligen Bevölkerung und am Mangel von Kanoes. Stanley schreckten aber solche Schwierigkeiten nicht ab. Er hoffte sie zu überwinden, wenn es ihm gelang, seine Schar durch einige hundert gut bewaffnete Leute zu verstärken, und es glückte ihm, mit Tipputib einen Vertrag zu schließen, in welchem dieser sich verpflichtete, gegen 5000 Dollars ihn mit einer Eskorte von 140 mit Gewehren Bewaffneten und 70 Speerträgern 60 Tagemärsche (von je 4 Stunden) flussabwärts zu begleiten. In Njangwe am Eualaba, welches Stanley am 45. Tage nach seinem Ausbruch vom Tanganjika erreichte, sollte Tipputib mit seinen Leuten zu ihm stoßen. Dann sollte sofort der Marsch durch Uregga angetreten werden, durch das Land der gefürchteten Menschenfresser, in welchem schon mehrere arabische Expeditionen ihren Untergang gefunden hatten.

Am 2. November kam Tipputib mit seinen Leuten an, und drei Tage später erfolgte der Ausbruch. Die Eskorte Stanleys bestand aus 400 Mann, welche Tipputib stellte (250 mit Gewehren bewaffnete Araber, Wangwana und Mischlinge, 100 mit Bogen, Speer und Schild ausgerüstete Eingeborne aus verschiedenen Ländern, der Rest Sklaven, dazu Weiber und Kinder), und aus Stanleys eigenen Leuten, zusammen 154 Männer, Frauen und Kinder mit 65 Gewehren.

Nun begann jener bewundernswerte Zug, welcher in der Geschichte der Entdeckungsreisen nicht seinesgleichen hat, und auf welchem Stanley in 10 Monaten die 12 Längengrade breite Äquatorialzone des dunkeln Erdteils durchkreuzte, nach Überwindung unzähliger Hindernisse wohlbehalten an der Westküste des Erdteils ankommend, in welchen er von der Ostküste eingedrungen war. An die See des Märchens erinnert dieser Zug, unter deren Schritten überall aus dem sandigen Boden Blumen in üppigster Fülle hervorsproßten. In gleicher Weise bedeckten sich plötzlich wie mit einem Zauberschlag die weißen Flächen, welche auf den Karten Äquatorial-Afrikas die unerforschten Gegenden bezeichneten, mit einer Menge von Namen, und Gebirge, Flußläufe und menschliche Niederlassungen tauchten aus dem Dunkel hervor, das zu beiden Seiten des Äquators über dem Erdteil lagerte. Eine zweite Kolumbusfahrt hatte dem 19. Jahrhundert eine neue Welt erschlossen.

Die Expedition drang in den Mitamba genannten Urwald von Uregga ein, in welchem ein Chaos von Vegetation das Vordringen hinderte und das Laubdach so dicht war, daß kein Sonnenstrahl durchzudringen vermochte, und man im Walde nie wußte, ob außerhalb desselben die Witterung trüb war oder die Sonne hell schien. Aus dem schlammigen Boden des Weges spritzte bei jedem Schritte Wasser hervor, und von den Zweigen der Bäume träufelte ununterbrochen ein feiner Regen herab. Zu unserer Rechten und Linken, schreibt Stanley, türmte sich ungefähr zwanzig Fuß hoch das Unterholz auf, die niedere Welt der Vegetation. Der Boden, auf dem dasselbe gedeiht, ist ein dunkelbrauner vegetabilischer Humus, die seit Jahren angehäuften Überreste faulender Blätter und niedergefallener Zweige, ein wahres Treibhaus für das Pflanzenleben, ein Mistbeet, das, beständig mit Feuchtigkeit getränkt, in erstaunlichem Grade die Zeugungskraft der Natur in den feuchtwarmen Schatten der Tropen veranschaulicht. Da der unter dieser Dammerde liegende steife Lehm die Feuchtigkeit nicht durchläßt, so bietet sie beständig den Millionen von kleinen Wurzeln der Kräuter, Blumen

und Gebüsche reichliche Bewässerung. Die unzählbaren Arten von Gewächsen, welche mit so wunderbarer Schnelligkeit aufschließen, würden, wenn sie einem Sturme ausgesetzt würden, bald zum großen Teil auf dem Boden hingestreckt liegen. Aber wie vermöchten rauhe Windstöße in das tiefe Gefängnis dieses Waldschattens einzudringen? Der Sturm mag außerhalb dieser Welt von Blättern brausen, aber in ihrem tiefen Schoße würde doch die ungestörteste Stille herrschen. Man braucht nur an einem Bäumchen zu zerren und man bemerkt sogleich, daß die lockere Dammerde nicht die Kraft besitzt, dasselbe festzuhalten und daß seine Wurzeln nicht in den Lehm eingedrungen sind. Selbst die Riesen des Waldes sind nicht tief eingedrungen, wie man an ihren zur Hälfte offen daliegenden Wurzeln sieht; sie scheinen sich in ihrer aufrechten Stellung mehr durch die Breite ihrer Basis, als durch einen festen, tiefen Griff in die Erde hinein zu erhalten.

In dieser Wildnis, in welcher Riesenschlangen im Laub verborgen auf Beute lauern, Scharen von Affen, Schimpansen und Lemuren brüllend sich von Ast zu Ast schwingen und es von unzählbaren Massen von Termiten auf dem Boden wimmelt, liegen die Dörfer der Kannibalen vom Stamme der Waregga zerstreut, 50 bis 175 Meter lange Reihen von Hütten, die dicht an einander gebaut sind. Bei diesem wilden Stamm fand Stanley ein in Afrika sehr seltenes Hausgerät, aus Wasserrohr zierlich gearbeitete Bänke mit Rückenlehnen, auf welchen 3 Personen bequem sitzen konnten. Die erwachsenen Männer trugen Mützen von Ziegen- oder Affenfell, die Häuptlinge aber solche aus Leopardenfell, wobei der Schwanz wie die Quaste am Fez hinten herabhängt. Die Weiber trugen an den Armen und Beinen schwere eiserne Ringe, eine derselben wenigstens 12 Pfund eiserne und 5 Pfund kupferne neben einem Duzend aus Muscheln (*Achatina monetaria*) zusammengefügt. Armbänder.

Täglich 8 bis 14 Meilen zurücklegend, kam Stanley am 15. November durch Wane-Kirumbu, ein auf einer Anhöhe liegendes Dorf, von dem aus sich eine weite Fernsicht eröffnete. Was man sah, war aber nichts weniger als ermutigend. Soweit das Auge nach Norden und Nordosten zu dringen vermochte, gewährte es nur waldige Hügel, zwischen denen sich enge und tiefe Thäler hinzogen. Die Wangwana Tippetib murrten schon seit einigen Tagen über die Strapazen, welche in diesem „Heidenwald“ zu überwinden waren, und nun steigerten sich noch die Schwierigkeiten. „Das schreckliche Unterholz, welches hier den ganzen Raum unter dem Schatten der säulenförmigen Baumwoll- und der mastähnlichen Mbulu-Bäume vollstopfte, war ein Wunder der Vegetation. Es bestand aus Farnkräutern, Stachgras, Wasserrohr und orchideenartigen Pflanzen, untermischt mit wildem Wein, kabeldicken langen Zweigen der *Ficus elastica* und einzelnen Mimosen, Azazien und Tamarinden; ferner aus Lianen, Palmen verschiedener Arten, wilden Dattelpalmen, *Raphia vinifera*, Öl- und Fächerpalmen, Palmried und hundert anderen Varietäten, die sich jeden Zoll Raumes streitig machten und mit einer Üppigkeit und in solcher Dichtigkeit sich empordrängten, wie sie nur eine so außerordentliche Treibhaus-Atmosphäre hervorbringen und erhalten konnte.“ Die Dunkelheit, die im Walde herrscht, die ungesunde, Krankheiten erzeugende Atmosphäre, der feuchte Dunst, der aus dem Boden aufstieg und am Morgen so dicht war, daß man die Zweige in dem Laubdach droben nicht zu unterscheiden vermochte, der weiche Lehm Boden, in welchem das Schuhwerk so abgenutzt wurde, daß Stanley bereits das letzte Paar Schuhe aus dem Vorratskoffer hervorholen mußte, und das dicht verschlungene Gewirr von Zweigen und Laubwerk, zwischen welchem man oft wilden Tieren gleich auf Händen und Füßen sich hindurchwinden mußte — alles das erschöpfte die Geduld der schwarzen Begleiter Stanleys, und Tippetib erklärte schließlich, daß seine Leute nicht mehr imstande seien, weiter vorzudringen. Er bat um Auflösung des Kontraktes, und nur mit großer Mühe gelang es Stanley, ihn zum Weitermarsch zu bewegen. Tippetib verpflichtete sich aufs neue, „Stanley“ noch 20 Tagemärsche weit zu begleiten.

In Wane-Kirumbu fand Stanley bei dem Häuptling gastliche Aufnahme, und derselbe willigte auch, was von den Häuptlingen bisher am liebsten umgangen worden, in den Austausch von Geschenken. In Wane-Kirumbu sah Stanley auch eine große Schmiede, in welcher Messer und Speerspitzen aus einem reinen Eisenerz gefertigt wurden. Der Ofen war ein 4 Fuß hoher Hügel aus festgestampftem Lehm, und das Erz wurde

in ein in seiner Mitte befindliches, zwei Fuß breites und ebenso tiefes Loch geschüttet. Vier Männer waren beschäftigt, vier Blasebälge mit doppelten Handgriffen in Bewegung zu setzen. Vier zum Boden des Schmelzofens geleitete Kanäle, in welche trichterförmige Thonröhren eingefügt waren, vermittelten den direkten Zutritt der Windströme, und am Fuße des Lehmhügels befand sich die Herdöffnung. Geheizt wurde der Ofen mit Holzkohlen. Dicht neben dem Herd befand sich die Schmiede, in welcher das Eisen verarbeitet wurde.



Kitete, Häuptling von Mpungu.

Stanley sah außer Waffen und Messern Bein- und Armbänder, kleine eiserne Knöpfe, Perlen u. s. w., und rühmt die Kunstfertigkeit, welche die Schmiede von Wane-Kirumbu in ihrer Abgeschlossenheit von der Welt erlangt haben.

Von Wane-Kirumbu ging es in nordwestlicher Richtung weiter, über hohe Bergrücken und durch schauerliche Schluchten, stets durch denselben düstern, feuchten Wald, in welchem große Tropfen von den

Bäumen niederträufelten. Nach 11 Meilen langem Marsch wurde das Dorf Kampunzu im Gebiet Uvinza erreicht, in dessen Nähe noch mehrere kleine Dörfer liegen. Zu beiden Seiten der etwa 500 Meter langen Dorfstraße waren an 200 gebleichte Schädel halb in die Erde eingegraben. Es schienen Menschenschädel zu sein, Stanley erfuhr aber von seinen Führern, daß es Schädel der „Sokos“ (Schimpansen) seien, welche in den Wäldern häufig vorkommen und von den Eingeborenen gejagt werden, weil sie oft Raubzüge in die Bananenpflanzungen unternehmen. Das Fleisch wird verzehrt und soll wohlschmeckend sein. Aus dem dunkelgrauen Fell der Tiere werden Mützen verfertigt, die Zähne zur Verzierung von Sesseln benutzt, welche die Eingeborenen kunstvoll zu schnitzen verstehen. Der Häuptling ließ sich bewegen, mit seinen Leuten zur Affenjagd auszuziehen, da Stanley ein Sokofell mitnehmen wollte, aber der Jagdzug blieb erfolglos. Da Stanley nicht länger in Kampunzu verweilen konnte, begnügte er sich mit dem Ankauf einer aus Sokofell verfertigten Mütze und zweier Schädel, welche letzteren man ihm für einige Kauris überließ.

In Kampunzu schien Kupfer in Menge vorhanden zu sein. Es wurde sowohl zu Schmuckgegenständen, Arm- und Beinringen, Halsbändern aus Perlen und Kugeln, als auch zur Verzierung der Speersäfte und zu Messergriffen verwendet. Bewaffnet sind die Wawinzu mit kurzen Speeren und mit Bogen und Pfeilen, welche letzteren etwa einen Fuß lang aus Schilfrohr geschnitten, aber mit keiner Eisenspitze versehen, sondern einfach zugespitzt und in Pflanzengift getaucht werden, welches den größten Elefanten töten soll, wenn ihm auch nur eine leichte Wunde beigebracht wurde.

Nach eintägiger Rast in Kampunzu wurde am 19. November der Marsch fortgesetzt und die Karawane erreichte unter 3° 55' südl. Br. und 25° 49' östl. L. den nur noch 5 Meilen entfernten Eualaba, der an jener Stelle fast 1100 Meter breit war. Mit der Ankunft an diesem Flusse, den Stanley fortan den Evingstone nennt, hatte der erste Teil der großen Entdeckungsreise seinen Abschluß gefunden. Der breite schiffbare Fluß erleichterte nun das Vordringen. „Hier liegt,“ sagte sich Stanley, „eine breite Wasserstraße vor mir, welche sich, wie ein Pfad voll Licht, ihre Bahn durch das unbekannte Land nach irgend einem See hindurchgespalten hat! Hier sind Wälder ringsum, mit denen sich tausend Flotten von Canoes bauen lassen. Warum sollten wir sie nicht bauen?“

Nachdem in geringer Entfernung vom Ufer ein Lager aufgeschlagen worden, versammelte Stanley seine Leute und hielt an sie eine feurige Ansprache, in welcher er ihnen mitteilte, daß er nun den gesuchten Pfad, der ihn zum Meere führen solle, gefunden habe. Dieser mächtige Strom fließe unbedingt ins Meer, und auf ihm wolle er hinabfahren. Er frage sie, ob sie bereit seien, ihm zu folgen.

Der Bootführer Uledi war der Erste, der sich bereit erklärte, Stanley zu folgen. „Und ich auch! Ich auch!“ schallte es aus dem Haufen. Ein großer Teil stand aber still da und verhielt sich zurückhaltend, und als Stanley jene zählte, die fest entschlossen waren, ihm zu folgen, da waren es nur 38 — eine kleine Zahl, aber immerhin genug, um das Wagnis nicht für undurchführbar halten zu müssen, namentlich da man noch auf einer großen Strecke der Begleitung Tippitibis und seiner Leute sicher war.

Nachdem die Bootteile zusammengesetzt worden, bestieg Stanley mit seinen Leuten die „Lady Alice“ und fuhr eine Strecke stromaufwärts zu einem Inseldchen. Von dort konnte man durch das Fernrohr am linken Ufer zwischen den Bäumen halb verborgen mehrere Hütten unterscheiden, deren Bewohner am Wasser bei ihren Canoes versammelt waren und aufmerksam das Boot mit den fremden Männern zu betrachten schienen. Stanley fuhr zu dem Dorfe hinüber, und es gelang, sich mit den Bewohnern zu verständigen. Sie versprachen ihren Beistand bei der Überfahrt der Expedition, welche am nächsten Tage stattfinden sollte. Trotzdem wäre, wenn Stanley nicht mit großer Umsicht alle nötigen Anordnungen traf, um sich gegen Verrat zu schützen, am nächsten Tage wenigstens ein Teil der Expedition vernichtet worden, da die Eingeborenen plötzlich die Maske abwarfen und Mene machten, die Fremden anzugreifen. Als sie aber sahen, daß diese auf einen Widerstand vorbereitet seien, zogen sie sich schnell zurück, und Stanley benutzte den günstigen Augenblick, um einen Teil seiner Leute über den Fluß setzen zu lassen, die sich sofort oberhalb des Dorfes verschanzten.

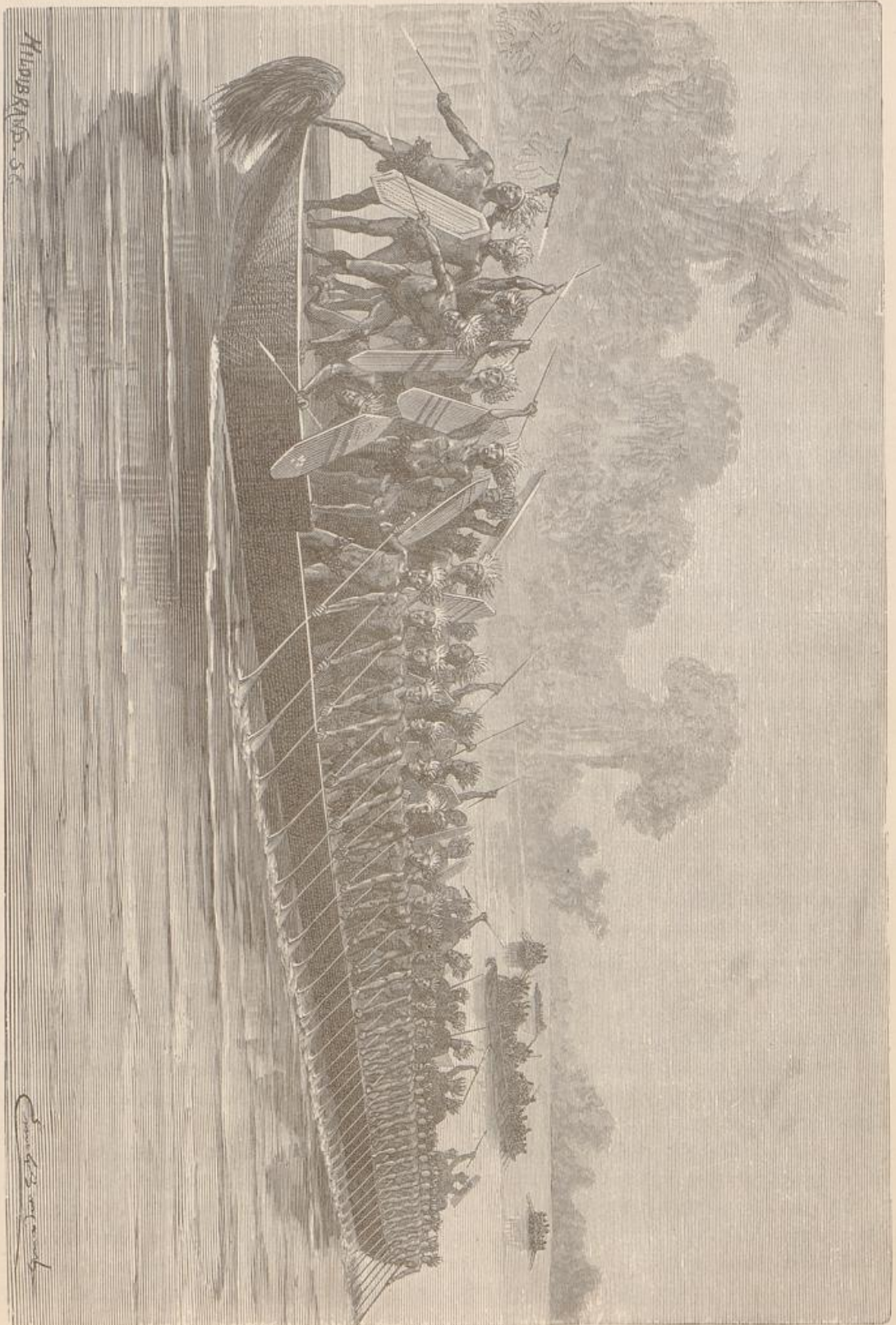
Dann wurden die Eingeborenen durch einen Dolmetsch zur Einstellung der Feindseligkeiten aufgefordert, mit dem Bemerken, daß es nun, nachdem ein Teil der Expedition auf ihr Ufer gelangt sei, für sie besser sein dürfte, derselben freundlich zu begegnen. Sie ließen sich bewegen, Canoes zur Überfahrt zu stellen, und bald war die ganze Expedition bei ihrem Dorfe vereinigt.

Stanley lag daran, die Wenya — so hießen die Eingeborenen — freundlich zu stimmen, und er hoffte dies durch reiche Geschenke zu erreichen, aber die Scheu der Eingeborenen vor allen Fremden verhinderte die Ausführung dieses Planes, dessen Gelingen das Vorrücken der Expedition auf einer großen Strecke gesichert hätte. Alle Dörfer, die man am folgenden Tage besuchte, waren leer, die Bewohner derselben in die Wälder entflohen, und als die Leute, welche Stanley zum Einkauf von Nahrungsmitteln ausgesandt hatte, endlich in einem Dorfe auf Menschen stießen, wurden sie angegriffen und konnten sich nur durch schnellste Flucht retten.

Stanley teilte nun seine Schar. Während 36 Mann auf der „Lady Alice“ stromabwärts fuhren, rückte die Hauptmasse am Ufer vor. Wildes Kriegesgeschrei „Uhu-hu-hu!“ ertönte aus allen Dörfern, denen sie sich näherten, aber überall flohen die Bewohner und ließen ihre ganze Habe schutzlos zurück. Nachmittags wurde die etwa 100 Meter breite Mündung des Flusses Ruiki erreicht, wo die Mannschaft der „Lady Alice“ Halt machte, um das Eintreffen der zu Lande folgenden Abteilung abzuwarten, und indessen ein stark besetztes Lager aufschlug. Als am nächsten Tage die zu Lande vorrückende Abteilung noch nicht eingetroffen war, fuhr ihr Stanley in der „Lady Alice“ eine Strecke weit entgegen, ohne ihr zu begegnen. Auf dem Rückweg vernahm er Gewehrfeuer von seinem Lager her und kam gerade noch zu rechter Zeit, um entscheidend in einen Kampf einzugreifen, der sich dort entsponnen hatte. Etwa 30 Canoes hatten das Lager überfallen. Sie ergriffen, als Stanley sich ihnen näherte, unter wildem Kriegesgeheul die Flucht, einen Toten zurücklassend. Von Stanleys Leuten war trotz der großen Menge von Geschossen, welche in das Lager geschleudert worden, niemand verwundet. Schlimmer erging es der Landkolonne, welche erst am Nachmittag des zweiten Tages eintraf. Sie hatte sich im Walde verirrt und war dann von den Eingeborenen überfallen worden, welche drei Leute erschossen. Einer der Eingeborenen wurde gefangen genommen. Er sagte aus, daß sein Stamm den Namen Bakusu führe, und daß der große Strom weiter ostwärts fließe. Man zwang ihn, der Kolonne als Führer zu dienen, und so kam diese endlich in Stanleys Lager, wo man schon um sie besorgt zu werden begann.

Da der in den Eivingsstone mündende Ruiki den Weitermarsch hinderte, wurde durch die „Lady Alice“ die ganze Reisegesellschaft in 4 Stunden auf das linke Ufer des Ruiki gebracht, und am folgenden Tage setzte man in derselben Weise wie bisher den Zug fort, nur hielt sich fortan die Landkolonne möglichst dicht am Ufer, um nicht wieder von dem Boote getrennt zu werden. Alle Dörfer, an denen man vorbeikam, waren verlassen. Wo man Eingeborene erblickte, ergriffen diese sofort mit dem Rufe „Wasambye! Wasambye!“ die Flucht. Während der Fluß immer breiter wurde und die Entfernung zwischen den beiden Ufern allmählich auf 1600 Meter stieg, wurde das Vordringen auf dem Landwege immer schwieriger. Die Anstrengungen des Marsches, die Ausdünstungen der Dschungels und die unzureichende Nahrung hatten die Leute erschöpft, und der Kranken wurden mit jedem Tage mehr. Pocken und Ruhr brachen aus, und Stanley sah sich gezwungen, in mehreren verlassenen Canoes, welche man am Ufer fand und zusammenband, ein schwimmendes Lazaret zu errichten, da man die Kranken zu Lande nicht transportieren konnte.

Am 27. November verkündete unterhalb des Dorfes Nakanpamba dumpfes Brausen die Nähe von Stromschnellen. Stanley ließ die Landabteilung und das Lazaret unter Franks Befehl zurück und ging dann vorsichtig am Ufer weiter, um den fernern Stromlauf zu untersuchen. Er fand, daß die Weiterfahrt durch die Stromschnellen keineswegs unmöglich gemacht wurde. Felseninseln lagen in der Mitte des Stromes, und dort brauste dieser, zahlreiche Wirbel bildend, dahin, aber zwischen dem linken Ufer und den Inseln befand sich ein schmaler Kanal ruhigeren Fahrwassers, welchem Stanley etwa 2 Meilen abwärts folgte. Er entdeckte



Großes Kriegscanoe der Mundimi.



Großes Kriegscanoe der Urwimi.



Kalulus Tod.



Kalulus Ced.

dabei 40 bis 50 mit Eingeborenen bemannte Canoes, welche in einem kleinen Schlupfhafen hinter überhängenden Zweigen halb verborgen im Hinterhalt lagen und offenbar auf den Moment warteten, in dem die Fremden auf dem Flusse vorbeikommen würden, um sie dann plötzlich zu überfallen. Er kehrte daher schleunigst, ohne bemerkt worden zu sein, in das Lager zurück. Dort erwarteten ihn unangenehme Nachrichten. Trotz seines strengen Verbotes, daß während seiner Abwesenheit niemand sich aus dem Lager entfernen dürfe, hatte Frank 6 Mann gestattet, in 2 Canoes die Stromschnellen hinabzufahren. Da diese unbedingt in den von Stanley entdeckten Hinterhalt geraten mußten, war keine Zeit zu verlieren, wenn man sie noch retten wollte. Mit 50 Mann auf dem bereits einmal betretenen Wege zurückeilend, erreichte Stanley den kleinen Hafen, in welchem früher die Canoes lagen, aber diese waren verschwunden. Bald entdeckten ausgesandte Kundschafter die Vermissten. Ihr Boot war in einen Strudel geraten, sie wurden unter das Wasser gerissen, kamen aber eine Strecke tiefer wieder an die Oberfläche. Es gelang ihnen, auf ihre umgestürzten Canoes zu klettern. Doch nun wurden sie von 6 feindlichen Canoes überfallen, deren sie sich mit Mühe und Not so lange erwehren, bis Stanleys Leute herankamen und die Angreifer durch einige Schüsse vertrieben.

Dieser Vorfall hatte unangenehme Folgen. Tipyutib und die Araber, die Stanley seit einigen Tagen nur widerwillig folgten, versuchten abermals ihn zur Umkehr zu bewegen. Sie wiesen darauf hin, daß die Mannschaft durch Drangsale, Entbehrungen und Krankheiten geschwächt sei, daß man sich in einem Lande befinde, in welchem man überall Spuren von Kannibalismus begegne, und daß nun sogar der Strom durch die Stromschnellen versperrt sei. Es gelang trotzdem nochmals, ihren Widerwillen gegen ein ferneres Vordringen zu überwinden. Stanley rekonnozierte erst mit 20 Mann den Strom, um sich zu überzeugen, ob weiter unten noch Stromschnellen vorkämen, und da er nirgends auf Hindernisse stieß, gab er am 29. November der Landkolonne und den Booten Befehl zum Aufbruch.

Während des nächsten Nachtlagers wurden 2 Eingeborene gefangen, die sich in das Lager verirrt hatten, ein Greis und ein etwa sechzehnjähriger Bursche. Beide waren echte Wilde, völlig vertiert, und die freundliche Aufnahme, die sie fanden, brachte auf sie keine Wirkung hervor. Der Greis riß Stanley die Kaurimuscheln, die er ihm anbot, aus der Hand, „wie ein bissiger Hund nach einem Stück Fleisch, das ihm ein Fremder reicht, schnappen würde“, und der junge Bursche verweigerte bald unter dem Vorwand, daß er müde sei, jede Antwort. Man beschenkte beide und ließ sie laufen. Am Morgen kamen 3 Canoes zum Lager. Die in ihnen befindlichen Eingeborenen unterhielten sich eine Zeitlang mit Hilfe der Dolmetscher mit Stanley, und als auf ihre Bitte einer der Begleiter desselben Trommel und Schlägel ergriff und einen Wirbel erschallen ließ, brachen sie in Beifallsjubel aus, ruderten aber plötzlich davon.

Am 30. November erreichte die Expedition den Marktplatz Usako Ngongo am nördlichen Ufer eines kleinen Nebenflusses. Die Marktplätze am Livingstone, auf denen sich an bestimmten Tagen die Bewohner der Umgegend einzufinden pflegen, sind große Grasplätze im Walde. Im Schatten mächtiger Bäume lagern dort die Bakusleute „mit ihren Cassavekörben, ihren Matten aus Palmfasern und Schilfgras, ihren Kürbissen voll Palmwein, ihren Bohnen und Mais, Hirse und Zuckerrohr, ihrer Töpferware, mit den Kupfer-, Eisen- und Holzarbeiten ihrer Handwerker, mit dem scharlachroten Gabanhölze, mit ihren Gemüsen, Bananen und Pflanzfrüchten, ihrem Tabak nebst Pfeifen und Troddeln, ihren Fischnetzen und Körben, mit ihren Fischen und einer Menge von Gegenständen, welche zu produzieren sie ihr Geschmack und ihre Bedürfnisse gelehrt haben. Alles ist dann voll muntern Lebens und eifrigen Tauschhandels bis um die Mittagszeit, wo der Platz wieder still und menschenleer daliegt, eine Beute der von keiner Nachfrage belebten düsteren Schatten, in denen der Habicht und der Adler, der Ibis, der graue Papagei und der Affe ungestört fliegen, freischnappen und brüllen.“ Der Marktplatz Ukongeh, der am 1. Dezember erreicht wurde, wird von den Wahika besucht, an deren Gebiet jenes der menschenfressenden Bakusu grenzt, von welchen die Araber wiederholt blutig zurückgeschlagen worden sind, wenn sie versuchten, in ihr Land einzudringen.

Am 5. Dezember wurde Ikundu (unter 2° 55' südl. Br.) erreicht, ein sehr großes Dorf oder richtiger gesagt, eine ganze Reihe von Dörfern, da an einer etwa 30 Fuß breiten und 2 Meilen langen Straße mehrere Dörfer lagen, deren jedes vom andern höchstens durch einen Zwischenraum von 50 bis 90 Meter getrennt war, in welchem sich der Begräbnisplatz der Könige befand. Die zierlich aus Panicumgras (Fennich) verfertigten, 7 Fuß langen und 6 Fuß hohen Hütten glichen doppelten Vogelnästen, welche sich zwar unter demselben Dache befanden, aber durch ein in der Mitte befindliches Zimmer, in welchem die Familie Besuche zu empfangen und ihre häuslichen Geschäfte zu verrichten pflegte, geschieden waren. Einwohner waren nirgends zu sehen, obwohl in den Ortschaften mindestens 2000 Menschen leben mußten. Sie hatten bei der Annäherung der Expedition die Flucht ergriffen, alle ihre Habe zurücklassend. In den Häusern und in den Pflanzungen waren Lebensmittel in Menge vorhanden, aber die düstere Stimmung, welche die ablehnende Haltung aller Eingeborenen hervorgerufen, wurde dadurch nicht zerstreut. Die Begleitung Stanleys bot seit einigen Tagen ein Bild des Jammers. Die Zahl der Erkrankungen und Todesfälle mehrte sich in erschreckender Weise, Pocken, Ruhr und Typhus forderten stets neue Opfer, „mehr als 50 litten infolge von Ansteckung an der Krätze, etwa 20 an bösen Geschwüren, viele klagten über Brustkrankheiten oder hatten Seitenstechen oder die Lungenentzündung.“ In Ikundu war die Zahl der Kranken bereits so groß, daß Stanley beschloß, ein am Ufer vorgefundenes schadhaftes altes Canoe ausbessern zu lassen, um auch dieses noch als Lazaret zu verwenden.

Während die Zimmerleute mit der Ausbesserung des Canoes beschäftigt waren, wurde in einem nahen Gebüsch ein Eingeborener entdeckt und ins Dorf gebracht. Er war nur 1,38 Meter hoch, krummbeinig und dümmchenfelig, die Haut hell schokoladenfarben, der Kopf groß, das Gesicht mit einem dünnen, zottigen Bart umrahmt. Bewaffnet war der Zwerg mit einem Bogen und winzig kleinen Pfeilen, die sich als vergiftet herausstellten. Da das von ihm ausgesprochene Wort „Watwa“ Stanley auf die Vermutung brachte, daß er ein Angehöriger eines den Watwa-Zwergen verwandten Stammes sein könne, befragte er einen seiner Führer, ob er diesen ähnlich sehe, was derselbe bestätigte, jedoch mit dem Bemerkten, daß die Watwa, welche er gesehen habe, wenigstens um einen Kopf kleiner seien. Der Gefangene erteilte auch Auskunft über den Ort, wohin seine Stammesgenossen sich geflüchtet hatten: sie befanden sich sämtlich auf dem andern Ufer.

Der Zwerg erzählte dann von dem mächtigen Stamm der Wasongora Meno (das Volk mit den spitzen gefeilten Zähnen), welche weiter flussabwärts wohnten. Die Bekanntschaft derselben sollte die Expedition schon am nächsten Tage in nichts weniger als angenehmer Weise machen. Um vier Uhr nachmittags ertönten vom rechten Ufer die Kriegshörner und 14 große Canoes näherten sich dem Lager, welches Stanley bei Unya-N'ginge, einer etwa eine Meile langen Stadt, hatte aufschlagen lassen. Obwohl ihnen sofort durch die Dolmetscher zugerufen wurde, daß man in friedlicher Absicht komme, gingen die Wasongora doch zum Angriff über und überschütteten das Lager mit ihren vergifteten Pfeilen, durch welche 3 von Stanleys Leuten verwundet wurden. Das Gewehrfeuer der Angegriffenen richtete jedoch in wenigen Minuten solche Verwüstungen in ihren Reihen an, daß sie umkehrten und in wilder Hast stromaufwärts ruderten. Die Expedition hatte keine Verluste zu beklagen, da durch sofortige Anwendung von Arzneimitteln die Verwundeten gegen die Wirkung des Giftes geschützt wurden.

Dieser Kampf war nur das Vorspiel zu einem viel heftigern und gefährlichern, den die Expedition am 18. Dezember zu bestehen hatte. Stanley war wieder mit den Booten, in denen sich über 70 Kranke befanden, vorausgefahren, als sie plötzlich aus dem Dickicht am linken Ufer beschossen wurden. Er ließ sofort auf das andere Ufer hinübrudern und begann dort in größter Eile auf einem Markt-Grasplatz einen hohen Reisigzaun zu errichten, an dessen Ecken Schießstände für die Scharfschützen angebracht wurden. Die Befestigungsarbeiten waren kaum vollendet, als auch schon die ins Gebüsch gesandten Kundschafter mit der Meldung zurückkamen, daß der Feind anrückte, und bald darauf füllte sich der freie Platz vor dem Lager mit hunderten

Wilden, welche unter gellendem Geschrei und dem betäubenden Lärm der Kriegshörner heranströmten. Ein erbitterter Kampf begann. „Immer wieder,“ schreibt Stanley, „sprangen die Wilden gegen unsere Pallisaden an und schleuderten Speer auf Speer mit tödlicher Kraft in das Lager, doch immer wieder wurden sie zurückgetrieben. Bisweilen berührten die Mündungen unserer Flinten fast ihre Brust. Das Kreischen und Schreien, die ermutigenden Zurufe, die knatternden Salven unserer Scharfschützen, die weithin schallenden Kriegshörner, das gellende und herausfordernde Geschrei der Kämpfer, das Stöhnen und Jammern der Weiber und Kinder in dem Lazarettlager — alles dies zusammen brachte ein wüßtes Gewirr gräßlichen Lärms und Getöses hervor, das nie aus meinem Gedächtnis schwinden wird.“ Zwei Stunden lang währte der Kampf, und erst mit Anbruch der Dämmerung zog der Feind sich ins Gebüsch zurück. In der Nacht versuchte er nochmals einen Angriff, der ebenfalls mißglückte.

Am Morgen fuhr Stanley auf das andere Ufer hinüber und rekognoszierte die Umgegend. Er entdeckte etwa eine Viertelsmeile unterhalb seines Lagers eine große Stadt, die aus mehreren, durch kleine Zwischenräume voneinander getrennten Niederlassungen bestand, und faßte den Entschluß, sich einer derselben zu bemächtigen, um dort verschanzt die Ankunft der Landkolonne abzuwarten. Die Überfahrt gelang ohne Verlust, eines der leer stehenden Dörfer wurde besetzt, und als die Wilden bald darauf versuchten, die Eindringlinge zu verjagen, wurden sie durch das Feuer der an den Ausgängen des Dorfes postierten Schützen zurückgetrieben. Die kurze Waffenruhe, die dann eintrat, benutzte Stanley, um auf einer Strecke von 100 Metern rings um das Dorf alles Unkraut und Gras auszuhauen zu lassen, damit der Feind es nicht in Brand stecken könne. Das Dorf wurde außerdem in aller Eile so gut als möglich befestigt. Wie gut die von Stanley getroffenen Anordnungen waren, zeigte sich gleich am nächsten Morgen, da die zu einem neuen Angriff anrückenden Wilden sofort umkehrten, als sie, aus dem Walde herausdringend, die jetzt zwischen diesem und dem Dorfe befindliche Lichtung gewahrten. Gegen Mittag kam aber eine Menge Canoes in Sicht, in welchen sich 500 bis 800 Wilde befanden, welche unter Trommelwirbel, dem Schmettern von Kriegshörnern und wildem Kriegsgeschrei: „Bo-bo, bo-bo, bo-bo-o-o-oh!“ sich von der starken Strömung gegen das Dorf herabtreiben ließen, während gleichzeitig andere Scharen vom Walde her einen Angriff versuchten. „Dies war ein Moment,“ schreibt Stanley, „in welchem jeder Einzelne fühlte, daß ihm nur die Wahl zwischen einem tapfern Kampfe oder dem tragischen Geschick blieb, sich als kopfloser Leichnam in den Strom schleudern zu lassen. Unsere fortwährenden und erfolgreichen Kämpfe um ein sehr unsicheres Dasein hatten angefangen, selbst die Feigsten mit jenem Stolz des Lebens zu befeelen, den das Bewußtsein der Überlegenheit erzeugt, und mit jenem Gefühl der Unverletzbarkeit, welches das häufig geglückte Entkommen aus Not und Gefahr nährt und verstärkt.“ Die Leute Stanleys schlugen sich mit großer Bravour, und als während des Kampfes die Landkolonne eintraf, zog sich der Feind zurück — jedoch nicht als ein verzagender Besiegter, sondern den Belagerten voll Verachtung zureufend, daß er sie doch noch bezwingen werde, und daß ihnen jede Möglichkeit sowohl zur Flucht als zum weitem Vordringen abgeschnitten sei.

Stanley beschloß, um sie einzuschüchtern, nun selbst offensiv vorzugehen, und benutzte die stürmische Nacht zur Überfahrt nach der gegenüberliegenden Insel, hinter welcher die Canoes des sich zurückziehenden Feindes in geheimnisvoller Weise verschwunden waren. Auf der Insel brannten große Feuer, bei welchen man die Wilden lagern sah, die Canoes aber lagen unbewacht am Ufer festgebunden. Es gelang Stanley, indem er unter Vermeidung jeden Geräusches vorsichtig im Schatten der Ufer heranzufuhr, unbemerkt 36 Canoes, darunter mehrere große, abzuschneiden und in die Strömung hineinzustoßen. Frank Pocock, der mit etwa 20 Mann in vier Canoes unterhalb der Insel postiert war, fing die ihm entgegentreibenden Canoes auf, und um 5 Uhr morgens waren sie alle beim Lager in Sicherheit gebracht.

Die Wirkung dieses glücklichen nächtlichen Zuges blieb nicht lange aus: die Wilden begannen zu unterhandeln. Am 22. Dezember wurde mitten auf dem Strom Frieden und Blutsbruderschaft geschlossen. Die Wafongora erhielten 15 Canoes zurück, 23 aber behielt Stanley gegen eine hinreichende Entschädigung.

Obwohl die Expedition in den Kämpfen der letzten Tage 4 Tote und 13 Verwundete verloren hatte, waren diese Verluste gegenüber dem Gewinn einer so großen Anzahl Canoes, welche das fernere Vordringen wesentlich erleichtern mußte, von keiner großen Bedeutung. Doch gerade jetzt, als durch den Friedensschluß mit den Wasongora das größte Hindernis, welches dem weiteren Vordringen entgegenstand, beseitigt war, erwuchs demselben ein neues: Tipputib kündigte Stanley an, daß er entschlossen sei, mit seinen Leuten umzukehren.

Von den 20 Tagereisen, zu denen Tipputib sich verpflichtet hatte, waren erst 12 zurückgelegt, aber Stanley willigte doch in die Auflösung des Vertrages, da er einsah, daß es unmöglich sei, die durch Krankheiten geschwächten und durch die letzten Kämpfe entmutigten Leute zum Ausharren zu bewegen. Er beschenkte sie trotz der Nichterfüllung des Vertrages noch reichlich und stellte an Tipputib nur die eine Forderung, daß er seinen Einfluß auf die Sanfibarioten benutze, um wenigstens diese zum treuen Ausharren zu bewegen. Das Weihnachtsfest wurde froh verlebt, und mit einem Festmahl, Wettfahrten in den Canoes und Wettrennen gefeiert, an welchem letztern sich unter allgemeinem Jubel auch Frauen beteiligten. Und dann kam die Stunde der Trennung. Am 28. Dezember schiffte sich Stanley mit den ihm treu gebliebenen Sanfibarioten, 149 an der Zahl, in 22 Canoes ein, deren je zwei zusammengebunden waren, um das Umschlagen zu verhindern, und während die zurückbleibenden Araber ein Abschiedslied anstimmten, fuhr die Flottille stromabwärts, einer ungewissen Zukunft entgegen . . .

Das Land Vinya-Dschara, durch das man fuhr, war stark bevölkert. Man kam an 14 Dörfern vorbei, die dicht bei einander lagen, und später noch an vielen kleinen Dörfern. Die Eingeborenen zeigten sich freundlich und tauschten Geschenke aus. Unterhalb der Mündung des Kafuku, wo der Livingstone beinahe 1650 Meter breit wird, zeigten sich in dem volkreichen Distrikt Ewala die Eingeborenen minder freundlich. Krieger in Federschmuck, mit schwarzen Holzschilden und langen Speeren kamen unter dem Schall der Kriegstrommel vom Ufer heran. Obwohl Stanley ihnen durch die Dolmetscher laut zurufen ließ: „Sennemeh!“ (Friede!), verwehrten sie doch die Weiterfahrt, und nur mit Mühe und Not konnte die Flottille sich ihrer Verfolgung entziehen. Auf dem rechten Ufer, an welches sie sich flüchtete, empfing sie gleichfalls der Lärm der Hörner und Trommeln, und in Canoes herankommende wilde Männer überschütteten sie mit einem Hagel von Speeren. „Fleisch! Fleisch!“ brüllten die Kannibalen. „Ah ha! Wir werden Fleisch in Menge haben! Bo-bo-bo-bo! Bo-bo-bo-bo-o-o!“

Die Expedition fuhr an der 365 Meter breiten Mündung des Urindi vorüber und schlug unterhalb derselben auf dem rechten Ufer ein Lager auf. Bald darauf ertönten auf dem 21 bis 24 Meter hohen gegenüberliegenden Ufer die Kriegstrommeln, und Canoes mit Bewaffneten kamen herübergefahren. Diese unternahmen zwar keinen Angriff, riefen aber den Fremden zu, daß sie am nächsten Morgen wiederkommen würden, um sie für einen großen Schmauß, den sie veranstalten wollten, zu schlachten. Stanley gab daher beim ersten Morgengrauen Befehl zum Aufbruch, und erreichte am 30. Dezember ungehindert die etwa 1000 Meter breite Mündung des imposanten, von Ost-Süd-Ost kommenden Low-wa oder Rowwa, wo ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter ihn zwang, am Nordufer des Stromes im Urwalde ein Lager aufzuschlagen. Die Bewohner der Flußufer waren friedlich und brachten riesige Pflangfrüchte zum Verkaufe. Nachdem der Regen aufgehört hatte, wurde die Fahrt fortgesetzt, aber es hatte sich ein so heftiger Sturmwind erhoben, daß zwei Canoes umgeworfen wurden und zwei Leute ertranken. In den Canoes gingen 4 Gewehre und 1 Sack Pulver unter. Das linke Ufer schien dicht bevölkert zu sein. Wieder ertönte von dort die Kriegstrommel und Canoes stießen vom Ufer, aber die Strömung trieb die Boote der Expedition rasch vorüber, ohne daß es zum Kampfe kam. Der Neujahrstag dagegen brachte abermals einen Zusammenstoß mit Kannibalen, welche heulend nach „Wadschiwa-Fleisch“ verlangten und durch Gewehrsalven zurückgetrieben werden mußten, und am 2. Januar kam es zu einem mehrstündigen Kampf mit den Umu-Nyam. Der folgende Tag brachte eine angenehme Überraschung. Als sich vom Ufer Canoes näherten, rief man ihnen wie gewöhnlich „Sennemeh!“ zu, aber während in den letzten Tagen diese Aufforderung zum Frieden stets nur mit Hohn aufgenommen

worden, ertönte es jetzt freudig aus hundert Kehlen als Gegengruß: „Sennemeh! Sennemeh!“ Die Kanforé, wie sie sich nannten, verabscheuen den Genuß von Menschenfleisch, und die Expedition fand bei ihnen freundliche Aufnahme. Sie brachten Kürbisse, Hühner, Bananen, Gemüse, Kartoffeln, Cassava u. s. w. Durch sie erhielt Stanley auch Nachrichten über den weiteren Lauf des Stromes. An das Land Kanforé sollte das Gebiet der Mwana Utaba, eines kriegerischen Stammes grenzen, welcher bis zu den Wasserfällen wohne, wo das Wasser in wildtösendem Aufruhr sich über einen Berg hinabstürze. Die Kanforé rieten, umzukehren, da es unmöglich sei, über die Wasserfälle hinwegzukommen.

Was sie von ihren Nachbarn, den Mwana Utaba, erzählt hatten, erwies sich als nur zu wahr. Eine Menge riesiger Canoes, in denen sich halb weiß, halb rot bemalte Krieger befanden, überfiel die Expedition. In dem Kampf, der sich entspann, wurde das größte der feindlichen Canoes, welches 26 Meter lang und an der Seite mit einem aus Holz geschnittenen Krokodil verziert war, genommen und von 30 Mann besetzt, wogegen eins der alten kleinen Canoes aufgegeben wurde. Um 4 Uhr nachmittags passierte man die Mündung eines 180 Meter breiten Flusses, den die Eingeborenen Kanfora nannten und dem Stanley zu Ehren des Königs der Belgier den Namen Leopoldfluß gab. Bald darauf verengerte sich der Strom, und man vernahm immer deutlicher das dumpfe Brausen eines Wasserfalles. Es war der erste der 7 Katarakte der Stanley-Fälle, dem man sich näherte.

Gleichzeitig mit dem Rauschen des Wasserfalles vernahm man auch schon wieder das Kriegsgeschrei der Eingeborenen. Einen Augenblick unentschlossen, was zu thun sei, entschied sich Stanley schließlich dafür, die Wilden selbst anzugreifen. Eine Viertelstunde tobte der Kampf, aber der Feind wich diesmal nicht so leicht. Um ihn doch zu vertreiben, nahm Stanley seine Zuflucht zur List. Er fuhr eine Strecke stromaufwärts zurück, teilte dann seine Streitkräfte und sandte den Führer Manwa Sera mit einigen Leuten ans Land, um den Wilden in den Rücken zu fallen, während er sie mit dem Rest der Flottille nochmals vom Wasser aus angriff. Zwischen ein Kreuzfeuer genommen, wichen die Wilden zwar zurück und die Bootmannschaften konnten landen, aber der Kampf währte noch bis in die Nacht fort, und erst um 10 Uhr fanden die ermüdeten Leute Stanleys, nachdem sie noch in Eile eine Verschanzung von Reisig hergestellt, die so nöthige Ruhe.

Der nächste Tag brachte neue Kämpfe. Die Mwana Utaba, mit denen man bisher gekämpft, erhielten Unterstützung. Die unterhalb der Fälle wohnenden Wilden von der Baswa-Insel kamen ihnen zu Hilfe. Von 10 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags wurde gekämpft, wobei von Stanleys Leuten 2 getödtet und 10 verwundet wurden; dann zog der Feind sich zurück und belästigte die Expedition während der nächsten Tage nicht mehr. Stanley benutzte die Friedenspause zur Untersuchung der Fälle. „Ich fand,“ schreibt er, „einen kleinen, etwa 180 Meter breiten Wasserarm, der von dem eigentlichen Hauptstrom durch einen Seitendamm von Feuersteinfelsen getrennt wurde. Dieser Hauptstrom führte das Boot unversehrt ein paar Meilen mit sich fort. Darauf erschienen alsbald andere Dämme, einige nur als niedrige und schmale Felskämme, andere aber viel breiter, mit hohen Bäumen bestanden und von dem Baswa-Stamme bewohnt. Zwischen diesen Inselchen stürzte sich der Strom zur Linken in Wasserfällen oder schiefen, schaumbedeckten Flächen über niedrige Terrassen mit einem Fall von 1 Fuß auf 10 Fuß herab. Die Baswa sind ohne Zweifel erst vor kurzem auf diese Inselchen als sichere Zufluchtsörter vor irgend einem mächtigen, westlich vom Flusse im Binnenland wohnenden Stamm geflohen. Der etwas über 800 Meter breite Hauptstrom lief mit Ungestüm nach Ost-Nord-Ost und stieß sich nach einer Meile voll Stromschnellen gegen einen Bergrücken, der von Nord nach Süd strich und dessen Kamm etwa 90 Meter über dem Strome lag.“ Stanley überzeugte sich von einem Baume aus durch das Fernrohr, daß es unmöglich sei, auf der rechten Seite über die Stromschnellen hinaufzufahren, und er bemerkte gleichzeitig, „daß sich der Strom an dem seinem Laufe sich entgegenstellenden Bergrücken in einer Art Wasserbecken zu sammeln schien, aus dem er über einen Wall zu einer Szene voll unschreiblicher Wirrnisse in schreckliche Strudel und einen ganz tollen Zusammenfluß brausender und sich über

einander wälzender Gewässer hinabstürzte.“ Dies bewog ihn, sich für den Landweg zu entscheiden. Frank Pocock wurde beordert, mit 50 Mann einen Weg durch das Urwalddickicht zu hauen, und in 2 Tagen brachte man mit unsäglicher Mühe alle Canoes um den Wasserfall herum in einen ruhigen Creek zwischen dem linken Ufer und der Insel Baswa, aus welchem man bald in den Hauptstrom gelangte. Kaum war man jedoch eine kurze Strecke auf diesem abwärts gefahren, so schlug abermals der donnernde Schall eines Wasserfalles an das Ohr der Erschreckten, diesmal viel lauter und mächtiger als bei dem ersten Fall, eine Warnung, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn man dem drohenden Untergang entkommen wolle. Jede Minute Verzug konnte verhängnisvoll werden. So gab denn Stanley Befehl, direkt auf eine Insel zuzurudern, welche etwa 150 Meter oberhalb der Stelle, an welcher der Strom sich hinabstürzte, erreicht wurde. Während man dort rasch ein Lager aufschlug und besetzte, floh die ganze Bevölkerung der Insel auf das linke Ufer, in einem Dorfe blieb aber eine an einem Fußgeschwür leidende alte Frau zurück, welche berichtete, daß die Insel Tcheandoah heiße und vom Baswa-Stamm bewohnt sei, der sich dorthin vor den Verfolgungen der am linken Ufer wohnenden Bakumu, ungemein kriegerischer Kannibalen, zurückgezogen habe. Die Insel mußte, nach der Zahl der Häuser zu schließen, dicht bevölkert sein, und die Baswa waren sehr geschickt in der Verfertigung von allerlei Gegenständen aus Eisen. In den verlassenen Hütten wurden große Mengen Speere, Messer, Hämmer, Beile, kleine Zangen, Bohrer, Angeln u. s. w. gefunden. Die Messer steckten in hölzernen, mit Ziegenfell überzogenen Scheiden, welche mit polierten Eisenringen verziert und an Koppeln von Ziegenleder befestigt waren, die über die Schulter gehängt werden konnten.

Der Dolmetsch vermochte sich mit der alten Baswa-Frau nur schwer zu verständigen, da er nur wenige Worte ihrer Sprache verstand. Dies war ein Anzeichen, daß man sich Ländern näherte, in denen die Dialekte, welche Stanleys Begleiter sprachen, bei der Verständigung mit den Eingeborenen nicht mehr von Nutzen sein konnten.

Von der Insel aus rekonnozierte Stanley den Wasserfall. „Östlich von Tcheandoah,“ berichtet er, „wurde der rechte Arm wieder von einer andern Insel gabelförmig geteilt, und die ganze Oberfläche des Stromes war über alle Beschreibung wild und der Lärm seiner tobenden Wellen betäubend, während der westliche Arm — so groß war seine Gewalt — eine Terrasse hinabrauschte und dann in einem ausgedehnten Becken, indem er an der äußern Rundung hinjagte, einen so gewaltigen Strudel bildete, daß das Wasser in der Mitte ganze 18 Zoll niedriger stand als an dem äußern Rande. Wir stießen ein verfaultes und abgedanktes Canoe in das Wasser über den Fall, beobachteten, wie es pfeilschnell hinunter schoß und um jenen furchtbaren Wirbel herumfuhr, wie es dann aber im nächsten Augenblick von jenem schrecklichen Strudel gleichsam eingesogen und gleich darauf mit dem Hinterteil voran gegen 50 Meter weiter unten wieder zur Oberfläche emporgeschleudert wurde. Dicht an dem Ufer waren Winkel und beckenartige Formationen in den Trappfelsen, in welchen das Wasser dann und wann stark aufwirbelte, und nachdem es dann ungefähr einen Fuß tief gefallen war, pflegte es sich wieder mit gewaltigem Ungestüm und furchtbarem Rauschen zu heben.“ Da demnach die Fahrt über die Stromschnellen unmöglich war, mußte der Landweg nötigenfalls mit Waffengewalt erzwungen werden.

Man landete so nahe als möglich bei den Wasserfällen, und während Stanley mit einigen seiner Leute die Wilden vom Ufer vertrieb, arbeiteten die anderen unter der Leitung von Frank Pocock an der Errichtung einer Verschanzung. Der Transport der Canoes, der dann begann, ist unstreitig eine der glänzendsten Leistungen der von Stanley mit so viel Umsicht und Kaltblütigkeit geleiteten Expedition. Tag und Nacht wurde gearbeitet, um einen 5 Meilen langen Pfad durch den Wald zu hauen und in Zwischenräumen von je einer halben Meile Lager zu errichten. Am Morgen des 11. Januar konnten die Boote und das Gepäck bereits nach dem ersten dieser Lager gebracht werden. Die vereinigten Baswa und Bakumu versuchten zwar nochmals einen Angriff, waren aber dann nach einer abermaligen blutigen Zurückweisung so entmutigt, daß sie die Expedition in den folgenden Tagen nicht mehr störten. Raslos an der Herstellung der Straße

arbeitend, rückten Stanleys Leute immer weiter vor und gelangten nach 4 Tagen voll schrecklicher Anstrengungen endlich unterhalb der Fälle wieder an den Fluß. Die Canoes wurden ins Wasser geschoben, aber schon nach kurzer Fahrt stieß man auf ein neues Hindernis. „Am nördlichen Ende der Insel Atunduru vereinigen sich 4 getrennte, von Tschendoah und den benachbarten Inseln herabfließende Flußarme, und ihre vereinigten Gewässer stürzen sich in einen ungeheuern aufsprudelnden und wallenden Kessel, aus dem bisweilen Wasserwälle sich emporheben, um dann mehrere Fuß weit mit entsetzlichem Lärm zusammenzustürzen.“ An den dicht beieinander gelegenen 2. und 3. Katarakt, die man unter so großen Anstrengungen soeben umgangen hatte, reihte sich der 4. und 5., „eine der wildesten Wasserzeren, die man sich nur denken kann.“ Wieder mußte



Tod Salaams in den Tinga-Fällen.

ein fast 3 Meilen langer Weg nach dem ruhigen Creek gebahnt werden, und dabei kam es zu Kämpfen mit den Bewohnern der unterhalb der Fälle gelegenen großen Insel Afama. Durch eine List gelang es Stanley, sich zweier Dörfer zu bemächtigen und in denselben eine Menge Frauen und Kinder gefangen zu nehmen, durch deren Freilassung die kriegerischen Kannibalen freundlich gestimmt wurden. Unter Austausch von Geschenken wurde Blutsbrüderschaft geschlossen, und bald herrschte zwischen Stanleys Lager und den Dörfern ein so freundlicher Verkehr, als ob beide Teile sich nie mit den Waffen in der Hand gegenübergestanden hätten.

Stanley gönnte seinen Leuten hier einen Ruhetag und setzte erst am 19. Januar die Reise fort. Unterhalb der Insel Afama wurde der Strom über 1800 Meter breit und 10 bis 14 Meter tief. Den



Die „Lady Alice“ in den Stromschnellen.

Kandschabé-Inseln gegenüber begann auf dem rechten Ufer das Land Aruko, ein Distrikt von Uregga, und auf dem linken Ufer war die Grenze von Wandeiwa. Tagsüber und während der Nacht im Lager blieb die Expedition unbelästigt, am Morgen aber entdeckte man, daß das ganze Lager mit einem aus starken Seilen verfertigten Netz umgeben war. Sobald man es zu zerschneiden begann, flogen Speere aus dem Gebüsch, in welchem Kannibalen auf der Lauer lagen. Als Stanley seine Leute in das Gebüsch eindringen ließ, fand sich, daß alle Pfade mit spitzen Splintern von Pennisetum dicht besetzt waren, durch welche die Eindringenden an den Füßen verwundet wurden. Die Eingeborenen wurden zurückgetrieben und 8 derselben gefangen, die Stanley bei sich behielt, um sich von ihnen auf die Wasserfälle aufmerksam machen zu lassen, welche nach ihrer Angabe weiter stromabwärts noch vorhanden sein sollten. Nachdem auf dem rechten Ufer die Grenze des Landes Koruru und auf dem linken jene von Hambarri passiert war, hörte man das dumpfe Brausen der Fälle. Nachdem man gelandet, wurden die mitgenommenen Führer freigegeben, worauf sie eiligst stromaufwärts die Flucht ergriffen. Auch hier ließ der unvermeidliche Angriff der Eingeborenen nicht lange auf sich warten. Rasch nacheinander stürmten zuerst die Bakumu, die Land-, dann die Inselbewohner, die Wana-Rukura, die schnelligst errichtete Verschanzung, nachdem aber ihre Angriffe abgeschlagen worden, störten sie die Expedition während des Landtransportes der Canoes nicht mehr. „Der 6. Wasserfall wird durch eine breite, grünliche Schieferfelsenmasse hervorgebracht, welche wallartig aus dem Fuße der steilen Ufer an der linken Seite des Stromes hervorspringt. Da dieser Thonschiefer aus vielen dünnen Schichten besteht, so hat die Strömung allmählich zahlreiche Spalten und Klüfte in denselben hineingerissen, und eine dieser Felspalten an der linken Seite, wo die Strömung am gewaltigsten und die Szene der tobenden Gewässer am wildesten ist, hat eine bedeutende Breite und Tiefe. Näher nach dem rechten Ufer zu ähnelt der Katarakt in seinem Aussehen mehr einer Reihe wütender Stromschnellen, und ein schmaler Arm hat sich zwischen den zahlreichen Wana-Rukura-Inseln und dem rechten Ufer gebildet, welcher über 1 Dutzend Terrassenstufen von 6 Zoll bis 2 Fuß Höhe und in einer Reihe seichter Stromschnellen 6 Meilen weit hinabfällt, wo er dann das Niveau des Hauptstromes unterhalb des 6. Katarakts erreicht.“ Der Vorbeimarsch an dem Fall währte vom Morgen des 20. bis zum Mittag des 25. Januar. Am folgenden Tage wurde gerastet, um die Canoes auszubessern.

Noch ein Fall, der 7., war nun zu überwinden, aber auch diesen sollte die Expedition nicht ohne Kampf passieren. Die am Fall wohnenden Wenya — Stanley schätzte die Bevölkerung ihrer Dörfer auf mindestens 6000 — kämpften am ersten Tage mit zäher Hartnäckigkeit bis gegen Sonnenuntergang, räumten jedoch während der Nacht ihre Dörfer, so daß der Landmarsch an den Fällen vorbei ungehindert bewerkstelligt werden konnte. Der 7. Fall ist der großartigste von allen. „Man kann nicht sagen, daß der Strom in diesen letzten Katarakt der Stanley-Fälle herabfällt: er wird eine ganze Strecke hin heruntergestürzt. Die Ripon-Fälle am Ausfluß des Victoria-Sees erschienen nur matt und schwach im Vergleich mit diesem pfeilschnellen Herunterfließen an einem Abhange und mit diesem ungestümen Vorwärtstürzen. Der Victoria-Nil bietet, während er in seinem jäh abschüssigen Bett nach Anyoro zu herabeilt, ein sehr hübsches, malerisches und sogar ziemlich aufregendes Schauspiel dar, aber der Ewingstone, dessen Wassermasse reichlich zehnmal so groß ist als die des Victoria-Nil, bringt uns, obgleich das Strombett hier auch nicht breiter ist, in viel großartigerer Weise den Charakter unwiderstehlicher Gewalt zur Anschauung und vereinigt eine gewaltige Tiefe mit einem wildlärmenden Hinabstürzen.“

Ein breites, ruhiges Fahrwasser nahm nun die Flottille auf, die schwierigste Partie der großen Entdeckungsfahrt war glücklich überwunden. Tag und Nacht war die Expedition vom 6. bis 22. Januar von wilden Kannibalen umlagert gewesen, hatte mehr als 20 Gefechte mit denselben siegreich bestanden und doch nur 5 Leute eingebüßt. Diese verhältnismäßig geringen Verluste verdankte sie den Schilden, welche in den Gefechten erbeutet wurden. Sobald ein Angriff drohte, wurden dieselben stets so aufgestellt, daß die Scharfschützen hinter ihnen genügende Deckung fanden und auch die Steuermänner vollkommen geschützt waren. Da

die Holzschilde für Speere und Pfeile undurchdringlich waren, bildeten sie einen sichern Wall, während die Eingeborenen schutzlos dem Feuer von 45 Gewehren ausgesetzt waren.

Unterhalb des Falles wendet sich der Ewingstone, der oberhalb nach Norden geflossen war, nach West-Nord-West. Die Uferbevölkerung blieb feindlich wie zuvor, und jeder Tag brachte neue Gefechte. Am 29. Januar wurde mit Leuten vom Stamm der Iuka gekämpft, die weiß und rot bemalt waren und mit dem Kriegsgeschrei „Ja-Mariwa!“ angriffen. Die Boote hielten sich möglichst in der Mitte des Stromes und blieben trotzdem nicht unbelästigt. „Überall,“ schreibt Stanley, „erweckte unser bloßes Erscheinen die wütendsten Leidenschaften des Hasses und der Mordgier, gerade so wie in seichten Gewässern ein tiefgehendes Schiff den auf dem Grunde lagernden Schlamm aufwirbelt.“ Durch die unaufhörlichen Kämpfe waren die Leute gegen alle Schrecken abgestumpft und gingen der Gefahr ruhig und kaltblütig entgegen. Trotzdem erfüllten sie die lebhaftesten Befürchtungen, als sie am 1. Februar, in die Mündung des großen Nebenflusses Aruwimi ein-fahrend, vor sich eine Flotte riesiger Canoes erblickten, welche größer war als alle bisher gesehenen. Der Kampf, der sich hier entspann, eine wirkliche Schlacht, war der heftigste von allen, welche die vielgeprüfte Schar bisher zu bestehen hatte. Stanley brachte rasch seine Boote gegenüber den 54 feindlichen Canoes in Schlachtordnung, übernahm selbst das Kommando im Zentrum und überließ Frank Pocock den rechten, dem bewährten Manwa Sera den linken Flügel. Die nötigsten Vorbereitungen waren kaum getroffen, als schon die Speere zu fliegen begannen. Allen anderen voran schoß ein riesiges Canoe daher, von 80 Mann gerudert, während auf einer Plattform am Bug 10 auserwählte Krieger im Federschmuck standen und 10 andere, vermutlich Häuptlinge, im Boot hin und her eilten. Unter dem betäubenden Lärm der Hörner und der großen Trommeln schoß dieses Boot auf die „Lady Alice“ zu, als ob es sie in den Grund bohren wollte, schwenkte aber plötzlich beiseite, und ein Hagel von Speeren prasselte auf das Boot nieder. Die Überlegenheit der Feuerwaffen entschied auch diesen Kampf in wenigen Minuten, aber die zurückgeschlagenen Wilden versuchten sich weiter oben wieder zu sammeln. „Das Blut kocht uns jetzt in den Adern,“ fährt Stanley in seiner lebhaften Schilderung des Kampfes fort. „Es ist eine mörderische Welt, und wir fühlen zum ersten Mal, daß wir solch schmutziges, gefräßiges Gesindel hassen, das sie bewohnt. Wir lichten deshalb unsere Anker und verfolgen die Kannibalen stromaufwärts auf dem rechten Ufer entlang, bis wir, um eine Landspitze herumfahrend, ihre Dörfer zu Gesicht bekommen. Darauf fahren wir geradeswegs auf das Gestade los und setzen das Gefecht in den Dorfstraßen mit denen, die gelandet sind, fort, verjagen sie in die Wälder und lassen erst dann zum Rückzug blasen, nachdem wir den verwegenen Kannibalen in etwas rauher Form einen Gegenbesuch abgestattet haben.“ In einem der Dörfer fand man ein 4 Fuß hohes Götzenbild unter einem von 35 Elefantenzähnen getragenen kreisrunden Dach. Die Leute Stanleys bemächtigten sich dieser Zähne und brachten außerdem noch 100 Stück Elfenbein in die Canoes, darunter viele Stücke, die zu Kriegshörnern, Mörserkeulen, kleinen Hämmern, Armbändern u. s. w. verarbeitet waren. Man fand in den Dörfern eine Menge Gegenstände, welche auf eine nicht geringe Kunstfertigkeit dieser raubgierigen Kannibalen schließen ließen, prächtige große Messer in mit Eisen besetzten Scheiden, Massen von Speeren aller Größen, „Zangen, Hämmer, Pfriemen, Pfahlbrenner, Haarnadeln, Angeln, Arm- und Beinringe von Eisen und Kupfer, Eisenperlen und Bänder um das Handgelenk, eiserne Glocken, Ärte, Kriegsbeile, Dechsel, Hacken, Hauen“ u. s. w. Große und kleine, aus Holz geschnitzte Götzenbilder waren ebenfalls in Menge vorhanden, und in der Holzschnitzkunst schienen die Aruwimi bereits bedeutende Fortschritte gemacht zu haben, wie die vorgefundenen Klöten, Trommeln, Tröge, Schöpfkellen, Löffel, Ruder u. s. w. bewiesen. Sehr schön waren ihre irdenen Gefäße und ihre Pfeifen. Auf Schritt und Tritt begegnete man Anzeichen, daß hier ein wohlhabendes und in vielen Handfertigkeiten erfahrenes Volk lebe, und doch war dasselbe zweifellos noch dem Kannibalismus ergeben. Wenn es nicht schon ihr Geschrei nach Menschenfleisch verraten hätte, so hätten die vielen Schädel von Menschen und Sokos und die abgenagten menschlichen Knochen, welche überall herumlagen, jeden Zweifel daran ausschließen müssen.

Die Niederlage, welche an der Mündung des Aruwimi die vereinigten Streitkräfte mehrerer Häuptlinge erlitten, hatte zur Folge, daß die Expedition auf der weitem Fahrt von den einzelnen Stämmen zunächst nicht belästigt wurde. Der Strom hatte unterhalb der Mündung des Aruwimi eine ungeheure Breite und wurde durch mehrere Reihen langer Inseln in 5 bis 6 Arme geteilt. Als man in das Gebiet der Bemberri kam, erschienen wieder Canoes mit Bewaffneten, die jedoch rasch zurückgetrieben wurden. Später folgten der Flottille noch meilenweit einige Canoes, aber ein Angriff wurde nicht mehr gewagt. Die Klageklänge, welche die Wilden ausstießen, schienen, da man häufig das Wort „Fleisch“ unterschied, ihr Bedauern auszudrücken, daß es ihnen nicht möglich sei, die Fremden am Entkommen zu hindern.

Nach den entsetzlichen Kämpfen der letzten Wochen kam nun eine kurze Zeit der Ruhe. Am 8. Februar, als sich bereits Mangel an Lebensmitteln einzustellen begann, fand man bei den Rubunga freundliche Aufnahme. Der Häuptling derselben schloß mit Frank Blutsbruderschaft, Geschenke wurden an jeden Eingeborenen verteilt, und von ihnen dafür Bananen und Fische in Menge herbeigebracht. Stanleys Leute schlugen ihr Nachtlager auf einer kleinen Insel auf, und zum ersten Mal seit vielen Wochen schliefen sie diesmal ruhig und unbesorgt. Am nächsten Morgen sollte ihretwegen ein großer Markt stattfinden. Die Trommeln riefen die Uferbewohner herbei, doch diesmal nicht zum Kampf, sondern zu friedlichem Warenaustausch. Sie kamen sowohl aus Rubunga als aus anderen Ortschaften auf dem rechten und linken Ufer, und brachten Bananen, Fische, getrocknetes Hundefleisch, lebende Hunde, Ziegen, Brot, aber auch allerlei Erzeugnisse, wie Speere, Beile, Hämmer, Armbänder u. s. w. zum Verkauf mit. Eine freudige Überraschung bereitete Stanleys Leuten der Anblick einiger alter Gewehre, welche sich im Besitz von Rubungas befanden. Diese behaupteten zwar, Weiße noch nie gesehen und die Gewehre von schwarzen Händlern erhalten zu haben, welche zuweilen aus dem weiter stromabwärts gelegenen Lande Mangala kämen, aber das Vorhandensein von Schießwaffen war doch ein Anzeichen, daß man sich allmählich zivilisierteren Gegenden näherte, und überdies schwanden nun auch alle Zweifel, daß der Livingstone der Kongo sei.

Wiederholt wurde hier mit den Häuptlingen Blutsfreundschaft geschlossen, und die Weißen unterzogen sich der widerlichen Zeremonie, welche so recht den Blutdurst der Eingeborenen kennzeichnet, ohne Sträuben, da sie dadurch Bürgschaften für die Fortdauer freundlicher Beziehungen gewannen. Die Rubunga gaben ihnen, als sie endlich aufbrachen, Führer mit, welche sie noch eine Strecke flußabwärts begleiten sollten. Auch in Urangi, wohin sie zunächst kamen, wurden sie freundlich aufgenommen, doch hier kam es schon zu unliebsamen Szenen, da die Eingeborenen alles stahlen, was ihnen unter die Hände kam, und sich sogar auch schon zweier Gewehre bemächtigt hatten, als man den Diebstahl noch rechtzeitig bemerkte und die Waffen ihnen abnahm. Der große Häuptling von Urangi fand sich ein und schien durch die ihm zuteil gewordene freundliche Aufnahme und die empfangenen Geschenke befriedigt. Kurz, der Verkehr mit den Eingeborenen war plötzlich ein so freundlicher geworden, als ob ein jahrelanges Freundschaftsbündnis beide Teile verbande. Wie wenig ihnen trotzdem zu trauen war, sollte schon der nächste Tag zeigen. Als die Expedition aufbrach, kamen plötzlich mehrere Dutzend Canoes auf sie zu, die man ruhig näher kommen ließ, da man nach den Vorgängen der letzten Tage keine Feindseligkeiten erwartete. Plötzlich fiel ein Schuß und einer von Stanleys Leuten stürzte tot zu Boden. Stanley fand kaum Zeit, seine Leute in Schlachtfeldordnung aufzustellen, als schon die Kugeln der Eingeborenen über die Boote hinflogen. Rasch wurden die Schilde aufgestellt, und das Feuer der Snidergewehre begann die Reihen der Angreifer zu lichten, dieselben folgten aber der Flottille in geringer Entfernung, und aus dem Distrikte Mpakiwana kamen ihnen mehrere Canoes zu Hilfe. Erst als man gegen Mittag einen zwischen Inseln hinführenden Kanal erreichte, gelang es, von den Wilden loszukommen.

Auf den Inseln befand sich eine wundervolle Vegetation, und auch die Tierwelt war durch die mannigfaltigsten Spezies vertreten. Stanley sah einen Elefanten, eine Herde kleiner roter Büffel, Scharen von Pavianen, Mafis und kleinen langschwänzigen Affen, und im Wasser wimmelte es von Flußpferden, Krokodilen und Monitoren (Warnern).

Am Morgen des 13. Februar erblickte man plötzlich bei der Mündung eines Flusses (des Sanfuru?) mehrere Dörfer, und gleich darauf ließ sich der bekannte Klang der Kriegshörner vernehmen. In 70 Kähnen kamen mit Musketen bewaffnete Wilde heran, und der erste Schuß, der fiel, tötete Rehani, einen der besten Männer der Expedition. Nach halbstündigem Kampf war der Angriff abgeschlagen, aber in größerer Entfernung folgten die Canoes der Flottille noch 5 Meilen weit.



Stanley nach seiner Reise.

Daß die Expedition sich der Meeresküste näherte, war jetzt nicht mehr zu bezweifeln, aber so erfreulich diese Wahrnehmung einerseits war, so erfüllte sie doch Stanley andererseits mit banger Sorge. Je näher man der Küste kam, desto mehr mußten Gewehre die bisherigen Waffen der Eingeborenen verdrängen. Wenn man jetzt auf Feinde stieß, mußte man darauf gefaßt sein, daß sie über hunderte von Flinten verfügten. Allerdings war anzunehmen, daß Völker, welche Handel trieben, gegen Geschenke nicht unempfindlich sein würden.

Wurde die Aussicht, sie zu besiegen, geringer, so war es doch wahrscheinlicher geworden, daß man ihre Freundschaft werde erkaufen können.

Im Lande der Mangala wurde die Expedition am 14. Februar von 65 Canoes mit etwa 515 Gewehrträgern angegriffen. Vergebens hob Stanley rotes Tuch und Eisendraht in den Händen empor und machte ihnen durch Pantomimen Friedensanerbietungen — die Mangala antworteten mit Schüssen und Kriegsgeschrei: „Jaha-ha-ha, ja Bangala! Ja Bangala! Jaha-ha-ha!“ Der Kampf währte mehrere Stunden, da die Mangala mit großer Hartnäckigkeit immer wieder vordrangen. Zum Glück schossen sie meist zu hoch oder zu niedrig, und die Metallstücke, mit denen ihre Gewehre geladen waren, vermochten die Schilde von Stanleys Leuten nicht zu durchdringen, während die weittragenden Snidergewehre derselben unter den dichten Häufen der Mangala große Verheerungen anrichteten. Erst gegen 6 Uhr abends zog der Feind sich zurück, und die Expedition, welche nur einige Verwundete hatte, brach in dreimaliges Freudengeschrei aus.

Am 17. Februar kurz vor Sonnenuntergang bemerkte Stanley, daß der Strom sich allmählich gegen Süden wendete. Die Hoffnung, daß man sich dem Meere und zivilisierteren Gegenden nähere, begann wieder zu schwinden. Die Lebensmittelvorräte gingen zu Ende, und das Gespenst des Hungertodes tauchte wieder dräuend vor den Verzweifelnden auf. In der höchsten Not kam auch hier wieder die Rettung. Am 7 Uhr morgens hatte man am 18. Februar wieder den Äquator passiert, also den großen Bogen zurückgelegt, welchen der Strom über dem Äquator beschreibt. Am folgenden Tage zeigten sich, nachdem man an der Mündung des Ilemmba, des größten bis jetzt entdeckten Nebenflusses des Livingstone vorbeigefahren war, unterhalb Ifengo die Eingeborenen entgegenkommender, schlossen Blutsbruderschaft und lieferten in Austausch gegen Waren Lebensmittel aller Art in Menge. Nach zweitägiger Rast wurde die Fahrt fortgesetzt. Der Strom wurde unterhalb Irebu wieder breit wie ein See und war mit zahllosen Inseln bedeckt. „Es war Wasser genug vorhanden, um die riesigsten Dampfboote, welche den Mississippi befahren, flott zu erhalten. Hier und da schimmerten zwischen den im frischen Grün prangenden Inseln breite Bänke weißen Sandes hervor, aber zu beiden Seiten strömte das Wasser mehrere hundert Meter breit und hatte in den Kanälen immer 5 Faden Tiefe.“ Am Nachmittag des 26. Februar erblickte man, aus den Inselgruppen herausfahrend, vor sich den ungeteilten Strom, der hier etwa 3700 Meter breit war. Auf dem linken Ufer erhoben sich die steilen, aber doch bebauten Abhänge von Bolobo, und auf dem rechten Ufer befand sich ein Hochland. Die Abhänge von Bolobo waren mit vielen Dörfern bedeckt, deren Bewohner sich freundlich zeigten. Der König von Tschumbiri sandte seine Söhne mit Geschenken zur Begrüßung der Fremden und kam am 28. Februar selbst „mit königlichem Pomp und Glanz“, begleitet von 5 mit Gewehrträgern bemannten Canoes angefahren. Der König war ein etwa 50 jähriger Mann mit kleinen Augen, einer wohlgebildeten Nase und dünnen Lippen. Auf seinem Kinn waren alle Barthaare sorgfältig ausgezupft. Er trug einen aus Fasern der Hyphaenepalme verfertigten Hut, dessen Form an jene der Hütte armenischer Priester erinnerte, an einem um die Brust geschlungenen Bande ein hippenartiges Schwert, und auf seiner linken Schulter stand aufrecht ein Borstenbüschel eines Elefantenschwanzes empor. In der Hand hielt er einen Büffelschwanz, den er als Fliegenwedel gebrauchte, und an seinem Handgelenk hingen kleine Zauberfärbiße, kleine Flanellpäckchen, welche Zauberpulver enthielten, ein Kürbis voll Schnupftabak, aus dem er fortwährend ungeheure Prisen einsog u. s. w. Mit freundlichem, aber dabei sehr zeremoniösem Wesen näherte er sich den Fremden und lud sie ein, sich in seinem Dorfe häuslich niederzulassen. Die Einladung wurde angenommen, und unter dem Klang der Trommeln und Doppelglocken hielt die Expedition ihren Einzug in Tschumbiri.

Der König von Tschumbiri besaß einen großen Harem, der, wie Stanley sagt, des Anschauens wert war. „Die Frauen waren wirklich hübsch, von einer tiefbraunen Hautfarbe, viele von ihnen großäugig und von schöner Gestalt.“ Die Mode schwang auch in Tschumbiri unerbittlich ihren Herrscherstab. Die Mehrzahl der Frauen trug zusammengelötete messingene Halsringe von 2 bis 3 Zoll Durchmesser, welche etwa 30 Pfund schwer waren. Der Hals war von diesen Ringen vollständig bedeckt, aber — „die Frauen hatten ihre Freude

an diesem Druck!" Jede der 40 Frauen, welche der König von Tschumbiri nach seiner Angabe besaß, mußte den ihr angelegten Ring zeitlebens tragen. Stanley schätzte das Messing, das so verarbeitet worden, auf mindestens 800 Pfund, und wenn man die 120 Pfund schweren Ringe der Königstöchter und die etwa 200 Pfund schweren der Lieblingsklavinnen dazu rechnet, besaß der König einen Vorrat von Messingringen im Gewichte von nahezu 1400 Pfund. Als Stanley den König fragte, was mit den Ringen geschehe, wenn eine Frau sterbe, lächelte Tschumbiri und „fuhr in bedeutungsvoller Weise mit seinem Finger über die Kehle.“

Trotz der freundlichen Aufnahme, die ihm in Tschumbiri zuteil wurde, hält Stanley den König für den ärgsten Schelm in ganz Afrika. Dieser König mit dem sanften Wesen verstand es vortrefflich, seinen Gästen Geschenke zu entlocken und sich von ihnen für Leistungen bezahlen zu lassen, die er hinterher schuldig blieb. Beim Ausbruch gab er Stanley seinen Sohn als Begleiter mit, der ihn bis zu dem See führen sollte, welcher jetzt Stanley-Pool heißt. Die Führer verschwanden unterwegs plötzlich, aber Stanley glaubte deshalb doch nicht, daß Grund zu irgend welchen Befürchtungen vorhanden sei. Am übernächsten Tage landete er 6 Meilen unterhalb der Einmündung des Flusses Mutu, um seine Leute ein Frühstück kochen zu lassen. Er hoffte, daß die verschwundenen Führer indessen nachkommen würden, doch statt derselben kam anderer, sehr unwillkommener Besuch. Plötzlich krachte eine Salve aus den Gebüsch, und 6 von Stanleys Leuten stürzten verwundet nieder. Nochmals kam es zum Kampf mit Eingeborenen, der eine Stunde währte. Die Wilden zogen sich zwar zurück, aber 14 von Stanleys Leuten waren verwundet.

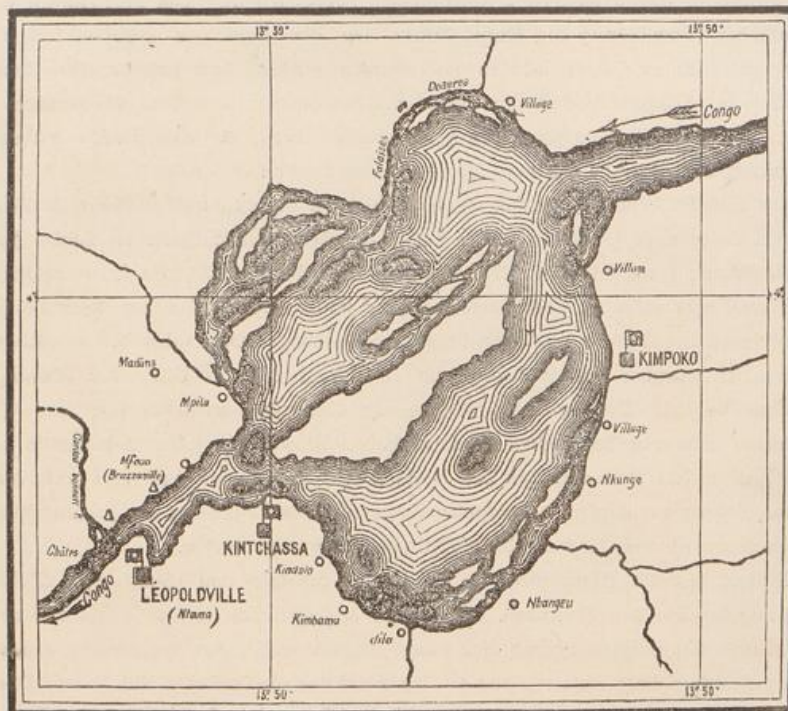
Mit diesem Gefecht, dem 32., welches die Expedition zu bestehen hatte, schließt die Reihe der blutigen Kämpfe, in denen Stanley vom 1. Januar 1875, dem Tage der ersten Schlacht im Lande Juru, bis zu den Kämpfen mit den Uruwimi im Februar 1877 von den Eingeborenen 34 Begleiter getötet wurden. Am Nachmittag desselben Tages wäre es zwar beinahe wieder zum Kampfe gekommen, da Stanley vertrauensvoll einem am Ufer versammelten Haufen von Eingeborenen sich nähern wollte, aber die inzwischen eingetroffenen Führer aus Tschumbiri warnten ihn rechtzeitig und er entkam aus der Nähe der Wilden, bevor sie ihre Gewehre gebrauchen konnten. Der Sohn des Königs von Tschumbiri versuchte sich zwar eifrig zu entschuldigen, daß er Stanley nicht vor den Leuten gewarnt habe, die ihn überfallen und ihm so schwere Verluste beigebracht hatten, aber das Vertrauen zu der Verlässlichkeit der Führer war nun erschüttert. Als sie die Vorauszahlung des Lohnes verlangten, den Stanley ihnen für ihre Begleitung bis zu den Wasserfällen anbot, lehnte er dieses Ansinnen ab und beschloß, die Fahrt ohne Führer zu wagen.

Gegen Mittag des 12. März stieg die Breite des Stromes von 1500 gegen 2500 Meter. Eine seeartige Erweiterung lag vor den Reisenden. Vor ihnen „erhoben sich sandige Inseln wie ein Meeresstrand, und zur Rechten türmte sich weißschimmernd eine lange Reihe von Klippen auf, welche denen von Dover so ähnlich sahen, daß Frank sogleich ausrief, das sei ein Stückchen England.“ Auf Franks Vorschlag erhielten die Klippen den Namen Doverklippen und die etwa 50 □ Meilen bedeckende seeartige Erweiterung, welche alle sofort als einen Pfuhl bezeichnet hatten und die sich ostwärts bis zu 4° 5' südl. Br., westwärts bis zu den Livingstone-Fällen erstreckt, wurde Stanley-Pool (Pfuhl) benannt.

Die Ufer des Stanley-Pool sind dicht bevölkert; auf dem linken Ufer wohnen die Nchasa, Nkunda und Ntamo, auf dem rechten die Bateké, welche Menschenfresser sein sollen. Der Expedition kamen die Bateké freundlich entgegen. Ihr Häuptling Mankoneh begleitete sie bis in die Nähe des ersten Kataraktes und wies ihr das Dorf Itfis, des Häuptlings der Ntamo, der mit mehreren Ältesten in Stanleys Lager kam und Lebensmittel als Geschenke überbrachte. Stanley hatte von Uregga 6 Paar Ziegen mitgenommen, um sie einem Versprechen gemäß einer hohen Dame in England zu überbringen. Dieselben waren unterwegs durch Krankheiten und Mangel an Pflege bis auf eine umgekommen, welche mit einem löwenähnlichen Widder aus Manyema die lange Reise überstanden hatte. Diese Ziege lenkte nun durch ihre Größe Itfis Aufmerksamkeit auf sich, und er verlangte sie zum Geschenk. Vergebens bot ihm Stanley statt derselben einen Esel. Die Ntamo-Weiber bestürmten den Häuptling, ein solches Tier, welches sie zweifellos auffressen werde, nicht

in ihr Dorf zu bringen, und da die junge Freundschaft zwischen den Fremden und dem allmählich zornig werdenden Itji durch die Ziege bedroht schien, gab Stanley endlich nach und überlieferte ihm das Tier, mit welchem er stolz heimkehrte, „wie wenn er in den Besitz eines neuen Wundertieres gelangt wäre.“ Dafür erschien er am nächsten Morgen wieder und brachte 5 Ziegen, 20 Cassavabrote und einige Knollen, und auch der König Ntshwira von Nkunda und der Batek-Häuptling Mankoneh, die sich später einfanden, brachten Lebensmittel, leider viel zu wenig, denn bei der Verteilung des Proviantes kamen auf jeden Mann der Expedition nur 2 Pfund.

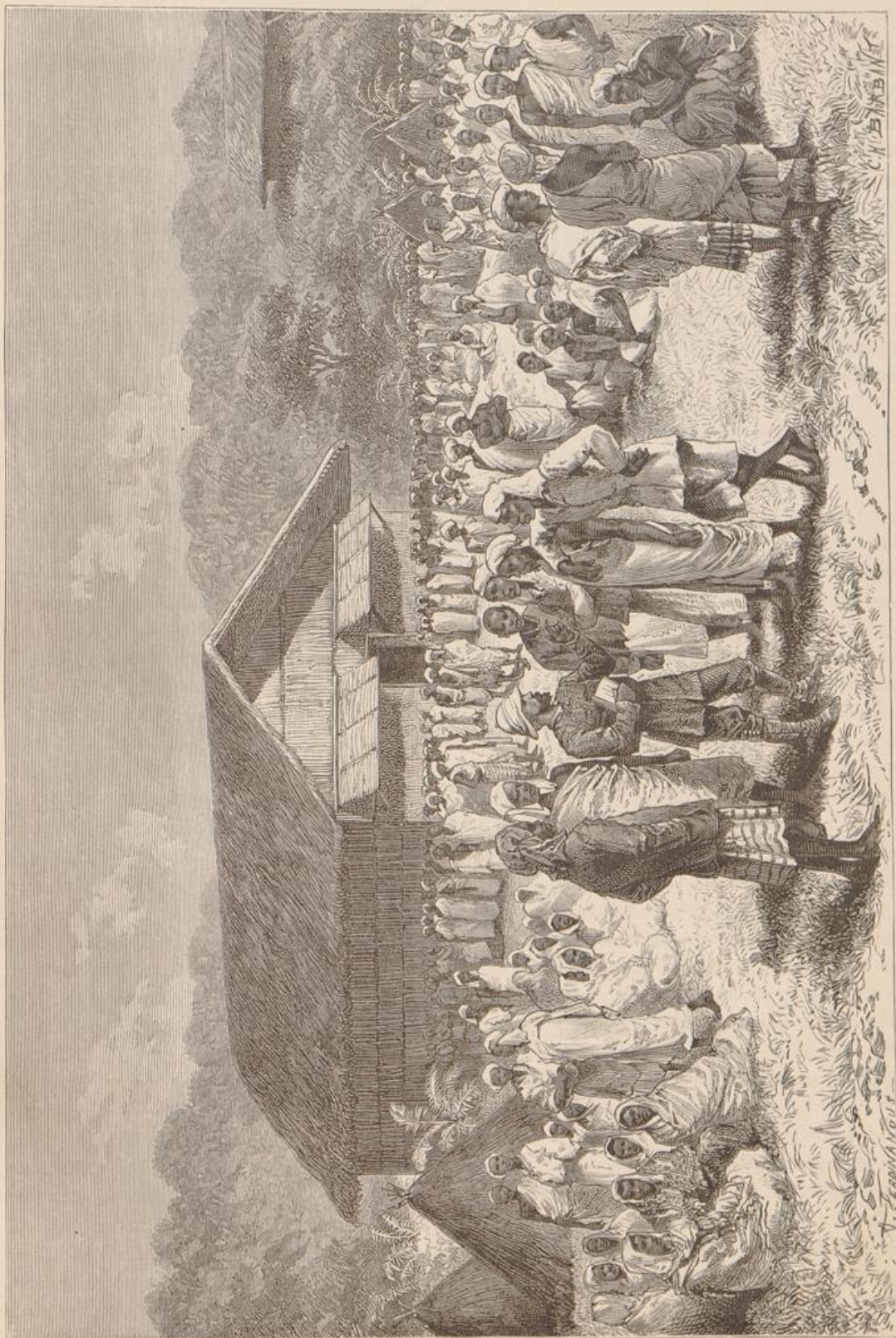
Der erste Katarakt der Livingstone-Fälle, bei dem man nun angelangt war, befindet sich 349,59 Meter über dem Ozean. Schäumend stürzt sich von da der Livingstone auf einer von Felsenklippen eingefassten, fast 59 deutsche Meilen langen Strecke hinab in den breiten Kongo, welcher etwa 355 Meter unter dem ersten



Der Stanley-Pool im Jahre 1884. Nach „Le Mouvement géographique“.

Katarakt liegt. Neue Kämpfe erwarteten daher die Expedition, doch diesmal nicht Kämpfe mit nach ihrem Blut lechzenden wilden Menschen, sondern Kämpfe mit dem wilden Strom. Als der Livingstone noch auf 900 Meilen langer Bahn in majestätischer Breite dahinsfloß, hatten sich überall die Kannibalen dem Vordringen der Expedition widerseht; jetzt, da sie zu Stämmen gelangt war, welche ihr freundlich entgegenkamen, weil der Handelsverkehr bereits ihre Wildheit gemildert hatte, übernahm der Strom die Rolle der Wilden und türmte Hindernis auf Hindernis auf.

Die Eingeborenen berichteten von 5 Katarakten, welche sie das „Kind“, die „Mutter“ und den „Vater“ nannten. Der gefährlichste war der letzte. Man nehme, berichtet Stanley, einen 4 Meilen langen und eine halbe Meile breiten Streifen des Ozeans und lasse einen Orkan auf ihm wüten, und man wird von diesen hochaufliegenden Wogen einen ziemlich genauen Begriff erhalten. Einige der Wassertröge waren



Die Expedition in Kabinda.

1000 Meter lang, und von dem einen stürzte sich der rasende Strom in den andern. Zuerst rauschte das Wasser auf einer schiefen Ebene in den Grund eines ungeheuern Troges hinunter, und dann hob sich bloß durch die Wucht seines mechanischen Gewichtes das enorme Wasservolumen steil empor, bis es, zu einem förmlichen Bergrücken angesammelt, plötzlich sich 6 bis 9 Meter hoch gerade emporerschleuderte, bevor es sich zum nächsten Troge hinabwälzte. Wenn ich auf dieses furchtbar wilde Naturspiel auf- und niederblickte, sah ich jeden Zwischenraum von 50 bis 100 Metern momentan durch Wellentürme bezeichnet, ich sah sie in Schaum und Flugwasser zusammenstürzen, ich hörte das tolle Gerassel und Brausen der Hügel bildenden Fluten, der zurückrollenden Wasserfälle und der mit riesiger Gewalt sich emporhebenden Wogen; dabei war zu beiden Seiten der Uferwand, der aus einer langen Reihe zu Mauern aufgetürmter, riesiger Felsblöcke bestand, in dem wilden Aufruhr der ungestümen Brandung vergraben. Der Lärm war fürchterlich und betäubend. Ich kann ihn nur mit dem Donnern eines durch einen Felstunnel fahrenden Schnellzuges vergleichen. Wollte man mit seinem Nachbar sprechen, so mußte man ihm ins Ohr schreien.

Während eine Abteilung unter Franks Kommando das Gepäck über Land um die Fälle brachte, wurden die Kähne teils an Seilen vom Ufer aus dirigiert, teils über Land gezogen. Die Eingeborenen blieben freundlich gesinnt und brachten Lebensmittel, aber die Leute erhielten doch zu wenig Nahrung, und die Kräfte begannen ihnen zu versagen. Unter einer Reihe von Unfällen wurden die Katarakte passiert. Drei Boote wurden von der reißenden Strömung (beinahe $15\frac{1}{2}$ Meter in der Sekunde) den sie an Seilen haltenden Männern aus den Händen gerissen, und nur zwei konnten noch gerettet werden; Stanleys bestes, beinahe 25 Meter langes Canoe ging unter. Auf den von den Wellen glatt polierten Felsen stürzten mehrere Leute und verletzten sich nicht unerheblich, und Stanley selbst trug beim Sturz in eine Grube einige Quetschungen davon. Was waren aber alle diese Unfälle im Vergleich mit jenem, der am 28. März die Expedition bei dem nachher Kalulu-fall genannten Katarakt traf! Das „Krokodil“, in welchem sich Stanleys Lieblinge Kalulu, Mauredi und Geradschi nebst noch 5 Leuten befanden, geriet unmittelbar oberhalb des Falles in die stärkste Strömung und schoß in den schäumenden Abgrund hinab. Die Mannschaft eines zweiten Canoes, welches unmittelbar hinterher auf den Fall zuschoß, kam wie durch ein Wunder über die Fälle hinweg und konnte sich weiter unten an das linke Ufer retten, ein drittes Canoe jedoch, in welchem sich der brave junge Soudi befand, wurde von großen Wogen ergriffen, wild herumgewirbelt und verschwand. Man hielt ihn für tot und war daher freudig überrascht, als er sich am 1. April nebst den beiden ans andere Ufer Verschlagenen wieder einfand. „Indem ich mich fest an mein Canoe klammerte,“ erzählte er, „trug mich der wilde Strom immer weiter hinab, immer tiefer und tiefer, ohne Rast von Ort zu Ort, bisweilen dicht an einen Felsen, dann wieder ungefähr in seine Mitte, bis eine Stunde, nachdem es dunkel geworden war; da sah ich aber einen Felsen ganz in meiner Nähe, ich sprang hinaus, und es gelang mir, mein Canoe zu erfassen und es an das Ufer zu ziehen.“ Im nächsten Augenblick wurde er von 2 Männern überfallen, gefesselt und in ein Dorf gebracht. Dort sah ihn ein Mann, der ihn schon in Utamo gesehen hatte. Er erkannte ihn wieder und bewirkte seine Freilassung. Man gab ihm sein Canoe zurück und Lebensmittel dazu, und trug ihm auf, seinem Herrn zu erzählen, daß er Freunde getroffen habe. Er traf später mit den beiden auf dasselbe Ufer Verschlagenen zusammen, und sie wagten vereint die Überfahrt, welche gelang.

Noch immer war kein Ende der fürchterlichen Stromschnellen abzusehen, und auch die Verluste hatten kein Ende. Am 3. April verlor Stanley in den Stromschnellen ein Canoe, welches 50 Elefantenzähne und einen Sack Perlen trug. Bei den „Lady-Alice-Stromschnellen“ kam Stanley selbst in Lebensgefahr. Die „Lady Alice“, in der er sich befand, war den Leuten entschlüpft, welche sie an einem Kabel vorsichtig über den Wasserfall sollten hinabgleiten lassen, und schoß nun in dem tobenden Strom blitzschnell dahin, bald auf zischende Schaumfämme emporgehoben, bald wieder in Abgründe hinabtauchend. Zwei Meilen jagte sie so dahin, und Stanleys Genossen hielten sich bereits für verloren. „Ein plötzliches, polterndes und raschelndes Geräusch, wie der abgeschwächte Ton eines Erdbebens, ließ uns nach unten blicken,“ schreibt Stanley, „und

wir sahen, wie sich der ganze Strom leibhaftig nach oben hob, wie wenn ein Vulkan eben begönne, ungeheure Wassermassen auszuspeien. Hinauf zu dem Gipfel dieses Wasserfalles wurden wir jetzt getrieben, und dann, im Vorgefühl dessen, was in den nächsten Augenblicken geschehen würde, schrieb ich: „Rudert, Leute, es gilt Euer Leben!“ ... Einige rasende, energische Ruderschläge trieben uns nach der untern Seite des Walles vorwärts, und ehe sein Zusammensturz erfolgt war und ehe die Gewässer ihren verhängnisvollen Maelstrom gebildet hatten, wurden wir über einen kleinen Wasserfall vorwärtsgejagt und schossen nun hinab der Einfahrt zu, in welche der Menke-Katarakt stürzte, unterhalb der tiefsten Einien der von den Lady-Mlice-Stromschnellen erregten Brandung.“ Die Gefahr war überstanden, und eine Stunde später war Stanley wieder mit seinen Leuten vereint, die ihn herzlich zu seiner Rettung beglückwünschten.

Um die Canoes auf der Strecke, welche Stanley in etwa 15 Minuten zurückgelegt hatte, an Tauen herabzulassen, brauchte man 4 Tage! Ein von 40 Männern gehaltenes Canoe wurde dabei diesen aus den Händen gerissen und mit dem Mann, der sich darauf befand, untergetaucht, doch gelang es beide zu retten. Dagegen wurde am 18. April ein Canoe in den Stromschnellen zerschmettert, und es mußte von Batéké-fischern ein anderes gekauft werden. Am 20. April dehnte sich der Strom wieder zu etwa 750 Meter Breite aus, und bald darauf berichteten Uferbewohner vom Stamm der Basessé, welche Lebensmittel brachten, daß nur noch ein Katarakt vorhanden sei, welcher aber von bedeutender Höhe herabfalle. Während Stanleys Leute über diese Mitteilung in Verzweiflung gerieten, erfüllte sie ihn mit freudiger Hoffnung, da er Grund zu der Annahme zu haben glaubte, daß dieser letzte Wasserfall derjenige sei, welchen im Jahre 1816 die Expedition Tuckeys von der Kongomündung aus erreicht hatte. Von Europäern bewohnte Gegenden konnten nicht mehr fern sein.

Die Fälle, von denen die Basessé erzählt hatten, werden Intsi (der Zauber) genannt. „Sie bilden keinen bestimmt begrenzten Wasserfall, sondern der durch eine nur 450 Meter breite Kluft hindurchgezwängte Strom hat zu beiden Seiten große, sich kräuselnde Wellen von zerstörender Wut, welche sich in der Mitte treffen, übereinander wegspringen und gegen einander schlagen, während tief unten ein absolutes Chaos von tollaufgeregtem Wasser, hochaufliegenden Wogen, tiefen Mulden, mit einander kämpfenden Wasserrücken entsteht und sich wie im wildesten Taumel 2 Meilen weit fortwälzt. Den Anfang dieses Schlundes bildet eine langgestreckte Insel, welche ein Stück oder gleichsam ein abgeschnittener Streifen des Tafellandes zu sein scheint, der von einer Höhe von 300 Meter platt auf den Boden heruntergestürzt ist.“ Eine Fahrt über diese Fälle war absolut unmöglich, und Stanley beschloß, nachdem er die Umgegend sorgfältig durchforscht hatte, die Canoes über die Berge schleppen zu lassen. Bis zum Abend war mit Hilfe der vielen Älter, über welche die Expedition verfügte, ein 1400 Meter langer Weg durch den Bergwald gebahnt, welcher mit abgehauenen Zweigen belegt wurde. Am nächsten Morgen wurde das Boot und ein kleines Canoe glücklich auf die Höhe hinauf gebracht. Dieser Erfolg, den die Eingeborenen noch am Tage vorher für unmöglich gehalten hatten, erfüllte dieselben mit Staunen. Sie ließen sich nun auch bereit finden, dem weißen Mann, der so Wunderbares vollbracht hatte, beizustehen, und gegen ein Geschenk von 40 Stück Zeug halfen 600 Mann beim Hinaufziehen der großen Canoes, unter denen sich zwei befanden, welche etwa 3350 Kilogramm schwer waren. Nach dreitägiger Arbeit waren alle Canoes auf das Tafelland hinaufgebracht. Nun mußten sie aber noch 3 Meilen zu Lande weitergezogen werden, weshalb Stanley Manwa Sera mit der Beaufsichtigung ihres Transportes beauftragte und mit einem Teil seiner Leute, welche die Waren trugen, vorauseilte, um weiter unten ein Lager aufzuschlagen. Die riesigen Baumsämme, die er dort sah, brachten ihn auf die Idee, die Zeit bis zum Eintreffen der Canoes zum Bau einiger neuer Fahrzeuge zu benutzen. Am 1. Mai wurde ein Weihrauchbaum gefällt, und die Bootsleute machten sich sofort an die Arbeit, aus ihm ein Canoe zu verfertigen, welches den Namen Stanley erhielt. Am 8. Mai war das Canoe fertig, und da die nachfolgende Abteilung mit den Booten noch nicht eingetroffen war, wurde noch ein Baum gefällt und bis zum 16. Mai ein zweites Canoe, das „Jason“ benannt wurde, vollendet.

Am Abend vorher war Manwa Sera endlich mit den Canoes im Lager eingetroffen. Die Expedition fuhr nun eine Meile weit stromab, wo Stanley seinen Leuten in der Nähe des Nzabi Creek nach der anstrengenden Arbeit des Canoes-Transportes eine Ruhepause gönnte, welche jedoch, um sie nicht an Müßiggehen zu gewöhnen, zum Bau eines dritten neuen Canoes, des „Livingstone“, benutzt wurde, wodurch die Zahl der zur Verfügung stehenden Fahrzeuge wieder auf 12 stieg. Erst am 23. Mai wurde aufgebrochen. Die Hoffnung, der Meeresküste nahe zu sein, begann wieder zu schwinden, denn der Häuptling von Nzabi, der Stanley beim Bau des Canoes eifrig Beistand geleistet, hatte erzählt, daß der Strom noch 3 Wasserfälle bilde. Diese Mitteilung war um so unangenehmer, als der Zustand, in dem die Expedition sich befand, immer bedenklicher wurde. Erkrankungen kamen wieder sehr häufig vor; einige Leute litten an chronischer Ruhr, zwei an schleichendem Fieber, andere an der Krätze oder schmerzhaften Geschwüren, und unter den letzteren war auch Frank Pocock. Die Warenvorräte gingen zu Ende, und da niemand wußte, wie lange



Fetische vom Kongo.

man noch unterwegs sein werde, mußten die Ausgaben möglichst eingeschränkt werden. Die Lebensmittel stiegen ohnehin, je weiter man kam, immer mehr im Preise. Europäische Erzeugnisse, Delfter Steingut, englische Töpferwaren, Glas, Messerschmiedewaren aus Birmingham, Gewehre u. s. w. waren in allen Dörfern vorhanden, Zeugstoffe in solchen Mengen, daß für ein Huhn 4 Ellen Leinwand verlangt wurden. Stanley und Frank, deren Thee- und Zuckervorräte aufgezehrt waren, begnügten sich daher fortan mit derselben Kost wie ihre Leute. In dieser bedrängten Lage wurde Stanley auch noch bestohlen. Aus einem Warensack wurden 3 Pfund schöne Perlen gestohlen, die ausgereicht hätten, die ganze Expedition zwei Tage lang mit Proviant zu versehen, und als der Dieb wurde Uledi entdeckt, einer von Stanleys tüchtigsten Gefährten, der schon 15 Personen vor dem Ertrinken gerettet und dabei sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatte. Alle Männer wurden versammelt und ihnen die Frage vorgelegt, welche Strafe Uledi verdient habe. Sie stimmten für eine körperliche Züchtigung, aber Stanley begnadigte den Verbrecher, der sich durch sein früheres aufopferndes Benehmen ein Anrecht auf seine Dankbarkeit und Nachsicht erworben hatte.

Die ersten 2 Katarakte waren inzwischen ohne erheblichen Unfall überwunden und man kam in das Land Mowa, welches in 4 Distrikte zerfällt, deren jeder unter einem eigenen König steht. Die Könige beschenkten Stanley und Frank in Erwartung von Gegengeschenken reichlich mit Lebensmitteln, und auch ihre Unterthanen erwiesen sich als sehr gastfreundlich. Unter den Babwendé — so hießen die Eingeborenen — waren viele, welche Küstenplätze besucht hatten, und einige kannten auch Embomma (Voma). Trotz aller Freundlichkeit mußte doch sorgfältig darauf geachtet werden, daß niemand gegen ihre kleinen Eigentümlichkeiten verstieß, da sie sonst leicht erregt wurden. Sie wollten nicht dulden, daß Stanley in ihrem Gebiet irgend etwas auf Papier schrieb oder eine Gegend zeichnete oder Beobachtungen anstellte — ein Versuch, dies doch zu thun, hätte sofort Feindseligkeiten zur Folge haben können. Als sie Stanley etwas schreiben sahen, gerieten die Babwendé in furchtbare Aufregung, 500 bis 600 Krieger rückten bewaffnet gegen das Lager vor, und nur mit Mühe



Eingeborene von Viti.

gelang es Stanley, sie dadurch zu beschwichtigen, daß er einen Band Shakespeare, dessen Einband jenem seines Notizbuches glich, für das Buch ausgab, in welches er geschrieben hatte, und ihn ins Feuer warf.

Der Aberglaube, der in diesen Gegenden herrscht, kann dem Reisenden oft sehr gefährlich werden. Wenn während seiner Abwesenheit im Orte z. B. zufällig irgend einer der Dorfbewohner von einem Felsen stürzt und das Genick bricht, oder vom Schläge gerührt wird, oder wenn eine Epidemie im Dorfe ausbricht — stets ist der Fremde an diesen Unglücksfällen schuld, seinem bösen Willen sind sie zuzuschreiben.

Durch das Autodafé, zu welchem Stanley sich bequemen mußte, war das gute Einvernehmen mit den Eingeborenen wieder hergestellt. Während seine Gefährten in der willkommenen Ruhepause sich rasch erholten, benutzte Stanley dieselbe zu einer Untersuchung des Stromes, die er bis zu den Massassa-Fällen ausdehnte. „Bei Massassa endigt der verhältnismäßig eng eingemauerte Kanal, durch welchen der Strom in größter Unruhe von den Mowa-Fällen und dem tiefern Bassin (durch die Massassa-Fälle) in das „Bolo-bolo“ (ruhig, ruhig) Bassin hinabstürzt. Wegen der großen Breite des Mowa-Beckens (1650 Meter) wälzt sich der Strom

von oben eine Meile weit mit einem gewaltigen Wogen aufstürmendem Laufe durch den etwa 450 Meter breiten Spalt in den Felsendamm, scheint aber bei Massesse seine Geschwindigkeit zu vermindern. Hier wälzt der Strom, sich stauend, einen Teil seiner Wassermasse längs der Klanken nach oben zurück, und diese Gegenströmung streicht an dem Fuße der Mowa-Klippen vorbei und fließt dann in die Mowa-Bucht hinein. Nachdem sie in die zungenähnliche Bucht wie eine Flutwelle hineingestürzt ist, läßt sie schnell nach, zieht sich längs des Fußes des Mowa-Felsdamms zurück und trifft nach einem 2 Meilen langen Kreislaufe mit den großen Fällen und mächtigen Wogen bildenden Stromschnellen zusammen, und nun entsteht ein wilder Kampf zwischen den beiden entgegengesetzten Strömungen. Von Massesse aus nimmt dann der Strom seinen reißend schnellen, gleichmäßigen Lauf wieder auf, nur daß sich an allen Vorsprüngen Wellen bilden, aber im allgemeinen mit einer scheinbar ruhigen Oberfläche, wobei er freilich von dem eigentümlich gurgelnden Tone begleitete Strudel bildet. Wenn er sich dann der Massassa-Spiße nähert, eine Meile unterhalb Massesse, so rennt er gegen hervorragende Felsmauern und hebt sich auf beiden Seiten zu kräuselnden Wellen, welche sich mitten im Strome etwa 200 Meter weiter unten begegnen; ein Wogenkamm schlägt hier gegen den andern, eine Welle trifft die andere, sie schlagen übereinander hinweg und ringen miteinander, sinken dann scheinbar ermattet zusammen, um sich gleich wieder in tiefbraunen Wogenbergen mit lautklatschenden Gipseln hoch emporzuheben. Eine halbe Meile weit wälzen sich wilde Gewässer dem Bolo-bolo-Bassin zu, wo sie sich auf diese Weise schließlich in einem ruhigen Teiche sammeln, woher der Name stammt." Unterhalb Meilen unterhalb der Massassafälle befinden sich die viel wilderen Zinga-Fälle, welche der Expedition verhängnisvoll werden sollten. Stanley brach am 3. Juli mit der „Lady Alice“ auf, um Zinga, welches auf dem Wasserwege 2 Meilen näher lag als auf dem Landwege, vor dem Eintreffen seiner Karawane zu erreichen und sich dort rechtzeitig eine freundliche Aufnahme seitens der Eingeborenen zu sichern. Etwa $\frac{3}{4}$ Meile ging die Fahrt ohne Unfall von statten, dann aber geriet die „Lady Alice“ in die Wirbel hinein und entrann nur durch verzweifelteres Rudern einer Art Maelstrom, der sich plötzlich vor ihr gebildet hatte. Das Boot, welches vor einigen Tagen beim Auffahren auf den Strand leck geworden und dann notdürftig ausgebessert worden, hatte sich dabei halb mit Wasser gefüllt, weshalb Stanley umkehrte, um den Versuch, über die Fälle zu kommen, in einem der Canoes zu wiederholen. Als er Mowa erreichte, zerstreuten sich die von dem Kampf auf Tod und Leben ermüdeten Bootsjungen, um einige Nahrung zu suchen, und sie waren nirgends zu finden, als Stanley aufbrechen wollte. Da ihm daran lag, in Zinga bald einzutreffen, entschloß er sich rasch für den Landweg. Er erteilte Manwa Sera die nötigen Aufträge in bezug auf das Canoe „Jason“, welches an Tauen über die Fälle hinabgelassen werden sollte, versprach Frank, der seit einigen Tagen durch die Geschwüre an seinen Füßen am Gehen gehindert wurde, ihm bald Träger mit einer Hängematte zu senden, und brach auf.

In Zinga wurde Stanley von 4 Königen und mehreren hundert Eingeborenen sehr lärmend, aber auch sehr freundschaftlich begrüßt und stand bald mit ihnen auf dem besten Fuße. Zu Mittag wurden einige Leute mit einer Hängematte nach Mowa geschickt, um Frank abzuholen, und später stieg Stanley auf einen Felsen oberhalb der Fälle, um nach dem erwarteten Boote auszu sehen. Er war noch nicht lange auf diesem Beobachtungsposten, als er auf dem Strome einen dunkeln Gegenstand daherkommen sah, in welchem er bald ein umgestürztes Canoe erkannte, an welches sich mehrere Menschen anklammerten. Es waren Uledi und die Leute, welche ihm mit dem „Jason“ folgen sollten. Sie bemühten sich, auf den Kiel emporzuklettern, was ihnen gelang, als sie aber sahen, daß die Strömung das Boot unaufhaltsam nach den Katarakten trieb, sprangen sie ins Wasser und suchten schwimmend das Ufer zu erreichen. Bald darauf kam Stanley einer seiner Leute mit der Schreckensbotschaft entgegen, daß von 11 Mann, die sich in dem Canoe befanden, 3 ertrunken seien, und daß sich unter den letzteren auch der „Kleinmeister“ befände. Mit diesem Namen pflegten die Schwarzen der Expedition Frank Pocock zu bezeichnen, und da Stanley wußte, in welchem Zustande er diesen verlassen, wollte er anfangs die Nachricht gar nicht glauben. Es klang doch gar zu unwahrscheinlich, daß der lahme Mann sich in ein Canoe gewagt haben sollte, um an einer so gefährlichen Fahrt teilzunehmen! Leider war die Nachricht nur zu wahr.

Frank empfand einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Getragenwerden. Er wollte nicht zu den Kranken und Maroden gezählt werden, welche der Expedition zur Last fielen, und er hatte Uledi gezwungen, ihn in das abfahrende Canoe aufzunehmen. Als Uledi unterhalb Massesse das furchtbare Brausen des Wasserfalles vernahm, erschreckte ihn daselbe so sehr, daß er landete und einen Felsen erstieg, um sich den Wasserfall zunächst von dort anzusehen. Zurückgekehrt, erklärte er auf das Bestimmteste, es sei unmöglich, mit einem Canoe über den Fall zu gelangen, aber Frank beharrte mit dem Eigensinn eines Kranken auf der Weiterfahrt. Zwei Leute, welche den Felsen erstiegen, bestätigten Uledis Aussage, aber Frank beschuldigte sie der Feigheit. Sie wollten zu Lande nach Jinga eilen, um von dort eine Hängematte für ihn zu holen, doch dieser Vorschlag brachte ihn erst recht in Harnisch. Er war ein guter Schwimmer und hatte wiederholt geäußert, daß ihm die Fälle des Livingstone nichts anhaben könnten. Er schien begierig eine Gelegenheit zu suchen, seine Geschicklichkeit im Schwimmen und Tauchen zu zeigen, und Stanley hatte ihn deshalb, um ihn von unvorsichtigen Wagnissen abzuhalten, stets so viel als möglich bei der Landabteilung beschäftigt. Es gelang ihm, die Bootsmannschaft zu bereden, die Fahrt zu wagen. Sie versuchten die linke Seite des Flusses zu erreichen, aber die reißende Strömung erfaßte bald das Canoe und riß es nach dem Fall hin. „Die zornigen Gewässer bäumten sich hoch auf und sprangen in ihr Fahrzeug hinein, drehten sie wie um eine Angel herum, und so wurden sie über die sich kräuselnden, tanzenden und hüpfenden Wogenkämme in die Strudel fortgerissen, welche unten gähnten.“ Als das Boot wieder auftauchte, klammerten sich an dasselbe noch 8 Menschen an, aber kein Weißer war unter ihnen. Gleich darauf tauchte aber in der Nähe des Bootes Frank aus einem Strudel empor, und Uledi, die eigene Gefahr vergessend, ließ das Boot los und schwamm auf ihn zu. Im nächsten Augenblick zog ein Strudel sie beide in die Tiefe, bevor er ihn erreicht hatte, und als Uledi sich wieder emporarbeitete, war Frank Pocock nicht mehr zu sehen.⁷⁰⁾

So lautete der Trauerbericht, der sich mit Windeseile in allen benachbarten Ortschaften verbreitete, von wo die Eingeborenen herbeiströmten, um Stanley ihr Beileid zu bezeugen. Auf seine Begleiter brachte dieser neueste Unglücksfall eine tiefe Wirkung hervor. All ihr Mut, den sie so oft bewährt hatten, all ihr Selbstvertrauen war dahin. „Mit diesem Tage begannen sie jenes apathische, mürrische und grämliche Wesen, jenen Mangel an gefühlvollem Interesse an ihrem eigenen und ihrer Kameraden Wohl zu zeigen, wodurch sich ihr späteres Leben in den Katarakten leider auszeichnete.“ Nur der Führer der Expedition, den der Verlust des letzten weißen Begleiters am schwersten traf, durfte sich seinem Schmerz um denselben nicht hingeben; mehr denn je zuvor ruhte jetzt die ganze Sorge um das Wohl seiner Begleiter auf seinen Schultern. Am 14. Juni waren unter Manwa Seras Leitung die letzten Canoes von Nowa nach Massassa hinabgebracht worden, und Stanley, der inzwischen 2 Tage lang am Fieber krank gelegen, ging nun sofort ans Werk, den Transport der Canoes über die hohe Massassaspitze vorzubereiten. Drei Tage lang wurde gearbeitet, um den 550 Meter langen Weg, den man über den bewaldeten Felsen nehmen wollte, mit einer dichten Reisigschicht zu bedecken und alle Gruben und Vertiefungen auszufüllen. Zur nicht geringen Verwunderung der Eingeborenen wurden dann die Canoes über den Felsen bis etwa 200 Meter oberhalb der Jinga-Fälle gezogen. Als dort Stanley am 20. Juni wieder Befehl gab, Baumzweige abzuhaufen und mit ihnen den Weg zu belegen, auf dem er die Jinga-Fälle umgehen wollte, kam das Mißvergnügen seiner Leute offen zum Ausbruch. Ein Teil verweigerte den Gehorsam. Sie hätten keine Lust mehr, sich noch ferner abzumühen, sagten sie, da der Tod ihnen doch gewiß sei. Kein Zureden vermochte sie abzuhalten, die anderen zu verlassen, als aber Stanley sah, daß der Rest der Leute treu bei ihm ausharrte, beschloß er, die Meuterer gewaltsam zur Pflicht zurückzuführen. Sie waren schon 15 Meilen entfernt, als die von Stanley benachrichtigten Häuptlinge ihnen

⁷⁰⁾ Einer von Stanleys englischen Begleitern, Edward Pocock, war — wie schon erwähnt — gleich zu Anfang der Reise am Typhus gestorben (18. Januar 1876), und der zweite, Ferdinand Barker, starb im April desselben Jahres. Sein Tod ist hier nicht erwähnt worden, weil derselbe in jenen Teil der Expedition fällt, welcher an anderer Stelle (Europas Kolonien Band III, Ost-Afrika) geschildert werden wird.

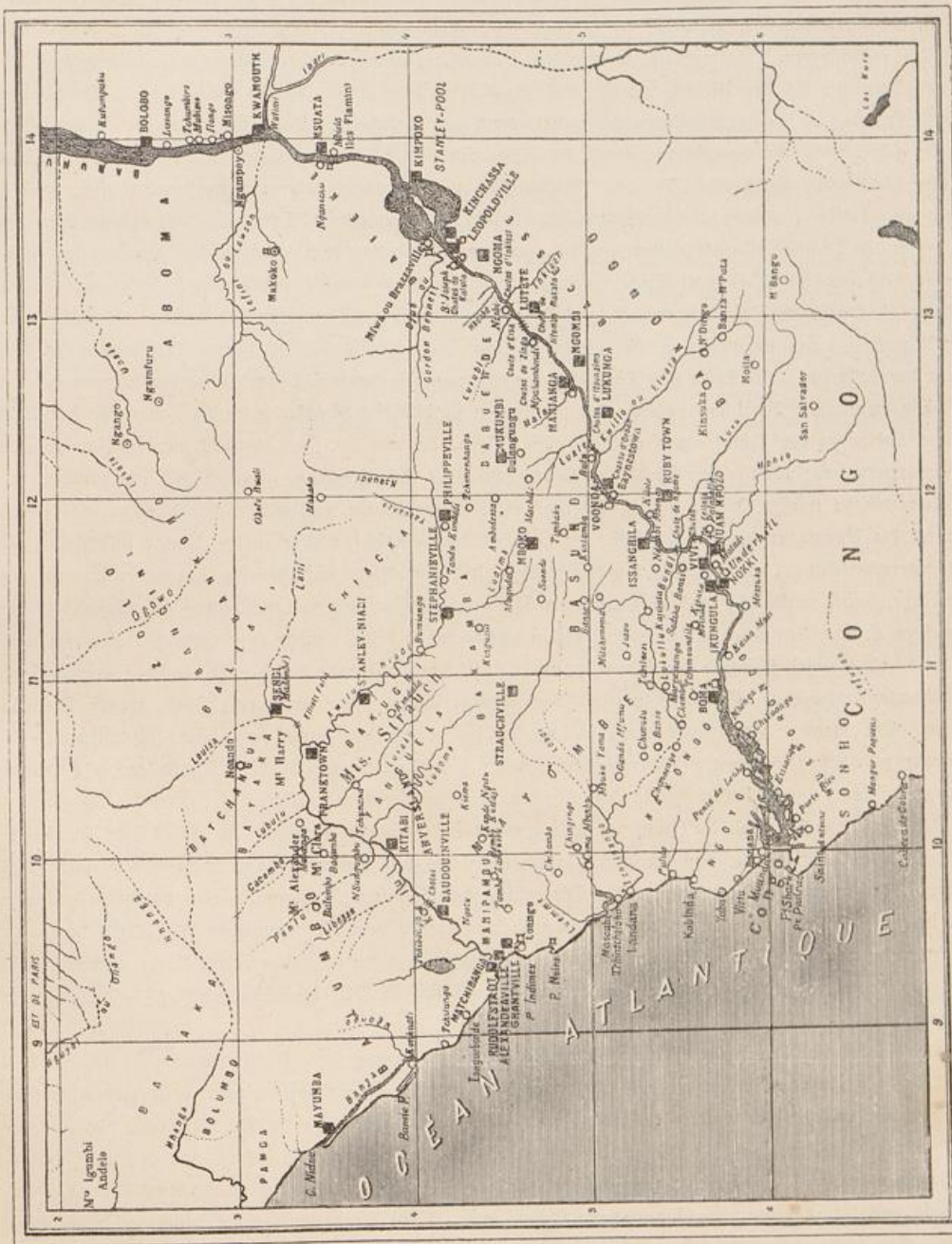
den Zug durch ihr Gebiet verweigerten. Die Kriegstrommel wurde geschlagen, die Flüchtlinge wurden angehalten, und da die Häuptlinge versprachen, ihnen Vergebung zu erwirken, kehrten sie reuig zu Stanley zurück, der ihnen verzieh.

Kaum war dieses Unheil von der Expedition abgewendet, so traf sie ein neuer Unglücksfall, der die düstere, verzweifelte Stimmung der Leute noch verschlimmerte. Während das Canoe „Livingstone“ den steilen Abhang emporgezogen wurde, rissen die Taue, und das Canoe schoß hinab in den Strom. Der Zimmermann Salaam Allah versuchte es aufzuhalten, wurde aber mit ins Wasser hinabgerissen und schwang sich dort in das Boot, welches sofort von der Strömung dem Wasserfall zugetrieben wurde. Mledi hatte sich rasch ins Wasser gestürzt und rief dem Zimmermann zu, aus dem Kahn zu springen, er werde ihn retten, aber dieser, der kein Schwimmer war, zögerte bis es zu spät war. Das Canoe flog in den Katarakt hinab, in dem es zwar noch dreimal auftauchte, dann aber in einem großen Strudel für immer verschwand.



Straßenbau am Kongo.

Am Abend des 25. Juni waren alle noch übrig gebliebenen Boote über die Fälle gebracht. Die nächsten Fälle, die nun noch zu überwinden waren, kosteten nicht so schwere Opfer, wie die Strecke von 3 Meilen von den Mowa-Fällen bis unterhalb Zinga, zu welcher man 30 Tage gebraucht hatte. Die Ingulusi-Fälle erwiesen sich als bloße Stromschnellen, und die Boote schossen anstandslos über dieselben hinweg. Den Mbelo-Fällen näherte man sich sehr vorsichtig, während je 10 Mann die Boote am Bug und Stern an Rohrfaserseilen hielten. Da rissen plötzlich die Seile des Bootes, in welchem sich außer Stanley 7 Mann befanden, und es schoß mit unglaublicher Schnelligkeit zwischen den Felsen und Klippen dahin. Mit stumpher Resignation sahen die in dem Boot Befindlichen der Gefahr entgegen. Die vielen Leiden und Unglücksfälle hatten sie apathisch gemacht, der drohende Tod schreckte sie nicht mehr. Sie kamen aber glücklich durch das Wogenbrausen hindurch und landeten weiter unten am Strand von Kilanga, von wo Stanley sofort zu seinen erschreckten Leuten zurückeilte, die ihren Augen nicht trauten, als sie ihn wohlbehalten vor sich sahen.



Karte der Stationen im Kongogebiet. Nach „Le Mouvement géographique“.

Vier Tage später waren alle Canoes und Waren nach Kilanga gebracht, aber Stanley drängte unablässig zum Weitermarsch, ließ am 6. Juli die Waren nach dem nur 2 Meilen entfernten Kinzore bringen und dann, da der Strom gefahrlos war, Uledi mit den Canoes bis Mpakambendi fahren. In Mpakambendi starben zwei von Stanleys Leuten, und zwei andere wurden von den Eingeborenen bei einem Diebstahl erwischt.

Es wurde beschlossen, sie loszukaufen, aber die Loskaufsumme verminderte die zusammengeschmolzenen Warenvorräte in bedenkenerregender Weise.

Die westlich von Npafambendi wohnenden Bahwendé kamen der Expedition zwar anfangs mit Mißtrauen entgegen, da sie der Ansicht waren, daß das Erscheinen eines Weißen noch keinem Lande Segen gebracht habe, aber es gelang Stanley leicht, ihre Bedenken zu zerstreuen. Die Waren wurden hier wieder in die Boote gebracht, denn obwohl hier und da kleine Stromschnellen vorhanden waren, so war doch die Stromfahrt nicht mehr gefährlich. An den Wanson-Fällen fuhr man in einem Seitenanal vorbei, fand bei den Kafongo, welche als sehr kriegerisch geschildert worden, freundliche Aufnahme und erhielt von ihnen Führer bis zu den Utombo-Matafa-Fällen, welche unwiderwärtlich die letzten Wasserfälle des Stromes sein sollten, also der so heiß ersehnte Wasserfall Tuckeys sein mußten, der die Grenze des bekannten Kongolaufes bildete. Der Wasserfall wurde am 16. Juli erreicht, und die „ausnehmend wohlgefiteten und artigen“ Bewohner von Utombo-Matafa — Stanley nennt sie die höflichsten Leute von Afrika — boten ihre Dienste bei der Überschreitung der Fälle an. Mit Hilfe von über 400 Eingeborenen wurden die Canoes über die Klippen gebracht.

Die freundliche Aufnahme, welche die Expedition in Utombo-Matafa gefunden, war für lange Zeit der letzte Lichtblick in der Nacht ihres Elends. Am Mata, der am 20. Juli erreicht wurde, benahmen sich die Eingeborenen zwar nicht offen feindselig, begegneten aber den Fremden mürrisch und unfreundlich, und wollten Lebensmittel nur zu Preisen liefern, die man nicht zahlen konnte, und nicht besser benahmen sich weiter flussabwärts die Bewohner des Dorfes Kibonda, welches dem am linken Ufer in den Kongo mündenden Fluß Elwala gegenüberliegt. „Die Basundi,“ sagt Stanley, „sind eine höchst nichtswürdige, argwöhnische und verächtliche Rasse, dabei zanküchtig und ungemein geneigt, alles gleich wie eine Beleidigung aufzufassen.“ Einer von Stanleys Leuten, der in einem Garten Knollen ausgegraben hatte, wurde hier gefangen genommen und mußte, da das verlangte Lösegeld den Wert der noch vorhandenen Waren um das Vierfache überstieg, seinem Schicksal überlassen werden. Trotzdem wurde schon wenige Tage später noch ein Mann wegen Diebstahls angehalten. Da Stanley, den Grundregeln, welche ihn bisher geleitet, getreu, auch hier sich weigerte, seine Einwilligung zu einer gewaltsamen Befreiung des Diebes zu geben, verurteilten die Mitglieder der Expedition denselben zur Sklaverei und ließen ihn in den Händen der Eingeborenen zurück.

Nachdem am 25. Juli die Ihunzima-Fälle, „wo der Fluß wieder einmal seine ganze Wut entwickelte“, nach achtsündiger Arbeit hinter den Reisenden lagen, ging aus den Aussagen der Eingeborenen immer deutlicher hervor, daß man dem Meere nahe sei. Die erschöpften Begleiter Stanleys gerieten durch diese Freudenbotschaft in große Aufregung. Einer derselben wurde vor Freude verrückt, rannte in den Wald hinein und ward nicht mehr gesehen. Man hätte ihn vielleicht wiedergefunden, wenn man mehrere Tage verweilte, aber der drohende Hungertod trieb zur Eile. So rasch als möglich die Meeresküste erreichen — das war die allgemeine Lösung.

Der Strom floss nun eine Zeitlang so ruhig dahin, wie man ihn seit Monaten nicht gesehen hatte, und auch als später wieder Stromschnellen vorkamen, war nur die eine Flußseite durch sie versperrt, auf der andern aber schossen die Boote von der Strömung getrieben rasch dahin. Im Distrikt Kilolo, in dem man auf einer malerischen Landspitze ein Lager aufschlug, wurden wieder mehrere Leute von den Eingeborenen gefangen genommen, weil sie Cassava und Bohnen gestohlen hatten. Stanley war kaum davon benachrichtigt worden, als auch schon bewaffnete Eingeborene herankamen. Mit Mühe wurde ein blutiger Zusammenstoß verhindert, aber als die Expedition ihre Fahrt fortsetzte, ließ sie 3 ihrer Angehörigen als Sklaven zurück.⁷¹⁾

Am 30. Juli wurde endlich einer der von Tuckey erwähnten Fälle, der Wasserfall von Isangila erreicht. Die Bewohner von Mwato Zinge, Mwato Wandu und Mbinda nahmen Stanleys Leute zwar sehr

⁷¹⁾ Einem derselben, Ali Kiboga, gelang es später, zu entfliehen, und er kam nach einer ungemein abenteuerlichen Reise in seine Heimat zurück. Auf der Fahrt vom Kap nach Sansibar litt er Schiffbruch, befand sich aber, obwohl man ihn bereits für ertrunken hielt, unter den Geretteten.

freundlich auf, aber für die wenigen Lebensmittel, die man von ihnen erhalten konnte, mußten kaum noch erschwingliche Preise bezahlt werden. Ein Trost in dieser Bedrängnis war die sich immer mehr befestigende Gewißheit, daß man dem Ende der Leiden schon sehr nahe sei. Embomma war nur noch 5 Tagereisen entfernt. Allerdings sollten zwischen Isangila und Embomma noch 3 große Katarakte und mehrere Stromschnellen vorhanden sein, doch solche Hindernisse waren jetzt von keiner Bedeutung mehr. Daß der Livingstone und der Kongo identisch seien, war zweifellos festgestellt — die Expedition fesselte also kein Interesse mehr an den Fluß, und Stanley beschloß deshalb, den Rest des Weges zu Lande zurückzulegen. Alle Gegenstände, welche man entbehren konnte, wurden verwendet, um dagegen Lebensmittel einzutauschen und sich mit Vorräten für die lange Wanderung zu versehen. Nur die „Lady Alice“, seine unverwundliche Begleiterin auf einer fast 7000 Meilen langen Fahrt durch Afrika, wollte Stanley nicht veräußern. Er ließ sie auf den Gipfel eines Felsens oberhalb des Wasserfalles von Isangila bringen. Dort sollte sie bleichen und in Staub zerfallen. Die Expedition aber trat am 1. August ihren letzten Marsch an, „eine vom Reisen abgemattete, schwache und von Leiden niedergebeugte Kolonne.“ Das letzte Tier, welches die Expedition mitgeführt hatte, Mirambo, der Reitefel, brach gleich am ersten Marschtag erschöpft zusammen und mußte zurückgelassen werden. Rastlos wanderte die Karawane weiter.

Je weiter man kam, desto schwieriger wurde es, Lebensmittel zu erlangen. Von Kauris wollten die Eingeborenen nichts wissen, die Perlen und das Zeug, das man ihnen anbot, waren nicht nach ihrem Geschmack. Gegenstände, die im Osten zu den gangbarsten zählten, waren hier fast wertlos. Wenn sich jemand auf vieles Bitten herbeiliess, einige Erdnüsse oder Kartoffeln zu verkaufen, so nahm er für sie das Zwanzigfache ihres gewöhnlichen Preises. Meistens tröstete man Stanley auf den nächsten Markttag, den er doch nicht abwarten konnte. Mledi befreite die Expedition von einem „König“, der ungestüm als Zoll für den Durchzug durch „sein Land“ Rum verlangte, durch eine schallende Ohrfeige, aber schon im nächsten Dorfe wurde das Verlangen nach Rum wieder laut, und nur gegen Rum wollte man Lebensmittel verkaufen. Am Abend des 3. Tages schlug man bei dem kleinen Dorfe Usanda das Lager auf. Dort erklärte sich der Häuptling nach mehrstündigem Bitten bereit, am nächsten Morgen zwei seiner jungen Leute mit einem Briefe, welchen Stanley schreiben sollte, nach Boma zu senden. Bei einem improvisierten Kämpchen schrieb Stanley drei Briefe — in englischer, französischer und spanischer Sprache —, in denen er kurz die bedrängte Lage seiner Expedition mitteilte und dringend um schnelligste Entgegensehung von Lebensmitteln bat. „Diese Lieferungen,“ schrieb er, „müssen innerhalb 2 Tagen ankommen, oder ich werde eine schreckliche Zeit mitten unter Sterbenden durchleben müssen.“ Er adressierte die Briefe „an irgend einen Herrn in Boma“, der die Sprache verstehe. Die Angaben der Eingeborenen über die in Boma ansässigen Europäer widersprachen sich, da einige behaupteten, es lebe dort ein Holländer, während andere von Engländern, Franzosen und Portugiesen sprachen. Da aber die meisten Kaufleute englisch, französisch oder spanisch verstehen, so hoffte Stanley zuversichtlich, daß die Europäer in Boma wenigstens einen seiner Briefe verstehen würden. Die Beförderung der Briefe übernahmen Mledi, Katschetsche und Muini Pembe, denen sich noch der Knabe Robert anschloß, der ihnen den Weißen gegenüber als Dolmetscher dienen sollte. Als die von dem Häuptling versprochenen Wegweiser kamen, brachen die 4 Boten auf.

Am folgenden Tage schleppten sich die Übrigen, welche in den Dörfern der Umgegend mühsam soviel Lebensmittel aufgetrieben hatten, daß sie wenigstens ihr Leben fristen konnten, langsam weiter. Im nächsten Dorfe verlangte der Häuptling von ihnen Tribut, und als dieser verweigert wurde, rief er Bewaffnete herbei. Stanley traf sofort Anstalten, einem Angriff zu begegnen, und erklärte dann dem Häuptling in drohendem Ton, er möge sich hüten, seine Leute zu reizen und zum Äußersten zu treiben; wenn sie einmal den Kampf begonnen hätten, könne nichts sie mehr aufhalten; es wäre auch möglich, daß sie alles Menschenfleisch, das sie in Usanda fänden, aufessen würden.“ Die letztere Drohung wirkte. Die Schwarzen berieten sich flüsternd, und dann kam der Häuptling auf Stanley zu und reichte ihm lachend die Hand. In diesem Augenblick erschien auch der

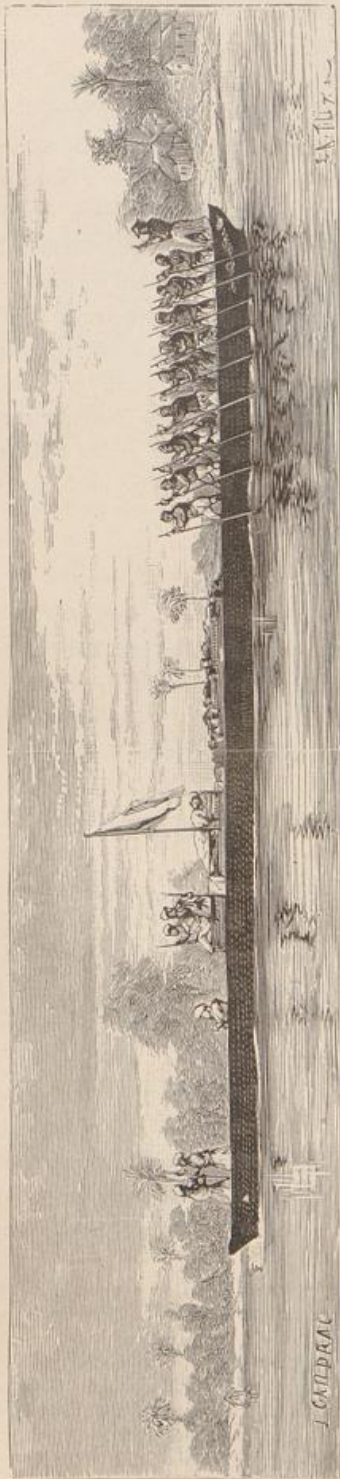
Häuptling von Nsanda, welcher Stanley die Führer nach Boma gestellt hatte, und als er erfuhr, was vorgefallen war, überhäufte er den Unterhäuptling mit Vorwürfen. Bei einigen Gefäßen voll Palmwein wurde die Versöhnung gefeiert, und Stanley versprach dagegen, dem Häuptling von Boma aus eine Flasche Rum zu schicken.

Nachmittags zog die Karawane weiter und sah endlich nach einem Marsch von 12 Meilen das dicht bevölkerte Thal von Nbinda vor sich liegen. In etwa 18 Dörfern wohnen dort gegen 3000 Menschen, die sich hauptsächlich mit der Kultur von Erdnüssen beschäftigen, welche nach Boma in die Faktoreien zum Verkauf gebracht werden. Die Expedition lagerte neben einem Begräbnisplatz, der auffallend sauber und reinlich gehalten war, aber einer Ruhestätte der Toten nichts weniger als ähnlich sah. Die Gräber waren nämlich dicht besetzt mit den verschiedenartigsten Gerätschaften, welche sich einst im Gebrauch des hier Begrabenen

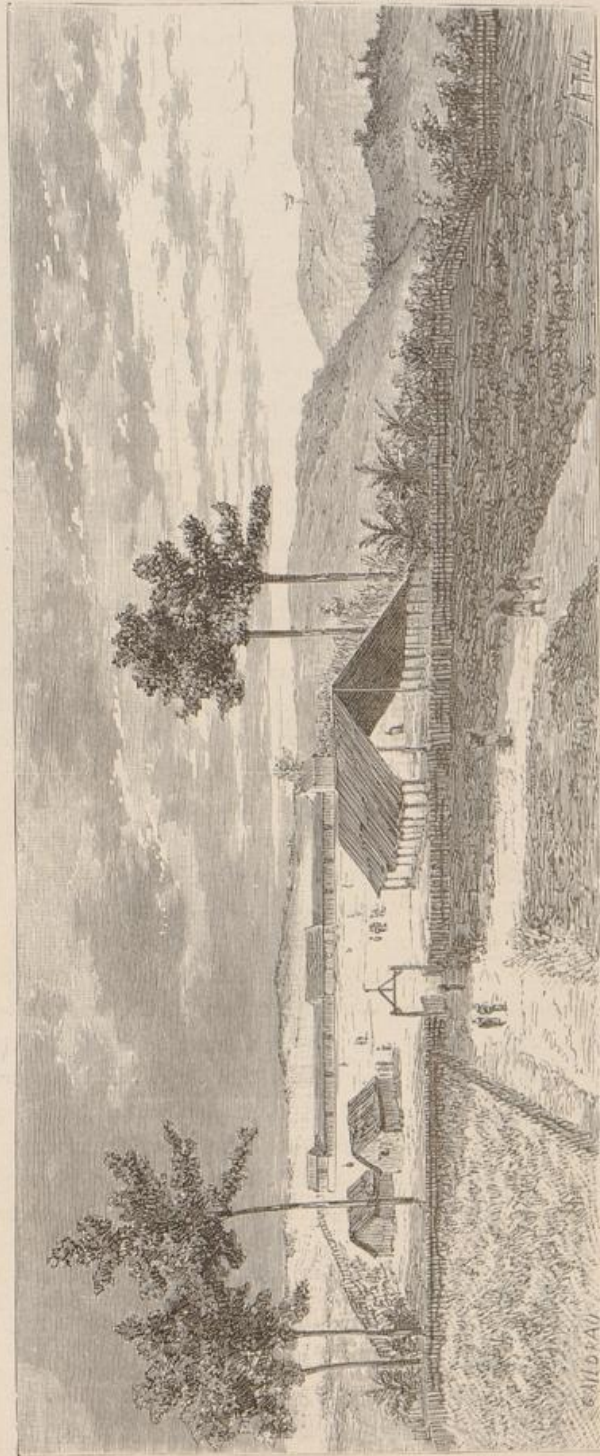


Expedition Brazza: Wagentransport im Kongogebiet.

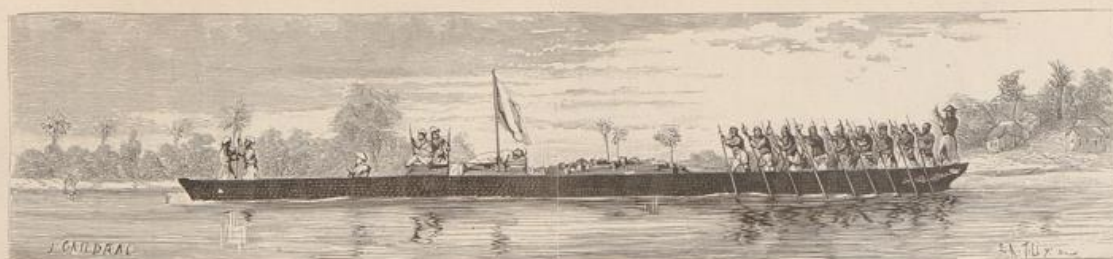
befanden, mit Töpfen, Kesseln, Kannen und Krügen, mit Gläsern, Flaschen, zinnernen Eimern u. s. w., und an den Zweigen eines Baumes, der seine Äste schützend über alle diese Gegenstände breitete, hingen die aus Palmsfasern verfertigten Netztaschen des Verstorbenen. Alle Gegenstände waren jedoch unbrauchbar gemacht, da sonst wohl auch der starke Aberglaube, der hier herrscht, Diebe nicht abgehalten hätte, sich dieselben anzueignen. Während des nächsten Tages schleppte sich die Expedition noch durch mehrere Dörfer, und blieb endlich in Banza liegen. Die Leute konnten nicht mehr weiter, sie waren völlig erschöpft. „Und doch entschlüpfte den Verhungerten nicht ein einziges Wort des Vorwurfs; sie warfen sich mit einer von dem Elend und der Verzweiflung erzeugten Gleichgültigkeit auf den Boden. Sie tobten nicht wegen der Qualen des Hungers, man hörte sie nicht laut klagen, sie machten nicht der von ihren peinigenenden Eingeweiden erzeugten Angst durch Geschrei Luft, sondern setzten sich mit steinharter Ergebung hin, um unter dem duftigen Schatten einer Zwergakazie oder eines der Gebüsche auszuruhen.“ Da rief plötzlich ein Knabe: „O, ich sehe Uledi



Expedition Brazza: Ein Canoe der Eingeborenen.



Francerville.



Expedition Brazza: Ein Canoe der Eingeborenen.



Franceville.

mit vielen Männern den Hügel herabkommen!" Alle sprangen auf und blickten nach der angegebenen Richtung, und da kamen in der That Uledi und Katschetsche in großen Sähen durch das Gras dahergesprungen, und Uledi wies triumphierend schon von weitem einen Brief. Kein Zweifel mehr, die Expedition war gerettet!

Uledi und Katschetsche hatten auf dem Marsche nach Boma große Schwierigkeiten zu überwinden. Die vom Häuptling mitgegebenen Führer verließen sie, eingeschüchtert durch die Drohungen der Bewohner von Mbinda, aber die 4 wackeren Sendboten Stanleys wanderten unverdrossen weiter. Da Führer nicht zu erlangen waren, folgten sie dem Laufe des Flusses und kamen so endlich spät am Abend nach Boma, wo sie in der Faktorei von Hatton & Cookson von den Vertretern dieser Firma (den Herren A. da Motta Veiga und John W. Harrison) freundlich aufgenommen wurden. Sofort wurde eine Menge Lebensmittel verpackt — Reis, süße Kartoffeln, Fische, Rum — dazu 50 Stück Zeug, jedes 24 Yards lang, Träger waren bald gefunden, und von Uledi und Katschetsche geführt, eilte die Karawane stromaufwärts, den Verhungerten Rettung zu bringen. Nicht enden wollender Jubel begrüßte die Träger der Lebensmittel. „Während die Vorsteher der einzelnen Tischgesellschaften die Säcke aufstremten und die Lebensmittel in gleichen Rationen verteilten, stimmte Murabo, der Bootjunge, einen glorreichen, laut anschwellenden Triumphgesang an, in welchen er ganz gewandt und mit dichterischer Freiheit Verse zum Lobe der weißen Männer der zweiten See einschaltete,“ und am Ende eines jeden Verses fiel der Chor mit ein:

„So singt denn, Freunde, singt! Die Reise ist beendet!
O Freunde, singet laut, singt dieser großen See!“

Als Stanley in sein Zelt trat, erwartete ihn eine Überraschung. „Sorgfältig und vorsichtig auspackend und jeden einzelnen Gegenstand fast zärtlich anfassend,“ erzählt er, „überreichte mir jetzt Katschetsche zunächst einige mysteriöse Flaschen, wobei der verschmigte Schelm mein Gesicht mit seinen scharfen Späheraugen beobachtete und daraus das Vergnügen ablas, mit dem ich auf die Etiketten blickte. Englisches Pale Ale! Sherry und Portwein! Mehrere Brote, Weizen, nicht Cassavabrot, für eine Woche ausreichend. Zwei Töpfe mit Butter. Ein Päckchen Thee! Kaffee! Zucker! Sardinen und Lachs! Plumpudding! Eingemachte Johannis-, Stachel- und Himbeeren!“ Alle Not hatte nun ein Ende, und die Expedition, welche noch vor einer Stunde dem Hungertode nahe war, schwelgte in Überschuß.

Nachdem die Leute an der gesunden Kost sich gestärkt und die Lumpen, welche ihre abgemagerten Körper umhüllten, mit neuem Zeug vertauscht hatten, setzte die Expedition ihren Marsch durch das kahle Land fort und erreichte am 9. August 1877, am 999. Tage nach der Abreise von Sansibar, die Handelsstation Boma, wo ihr vier europäische Händler einen herzlichen Empfang bereiteten. Zwei Tage später fuhr Stanley mit der ganzen Expedition — 115 Männern, Weibern und Kindern — auf dem Handelsdampfer „Kabinda“ den Strom hinab zum Ozean. Die Fahrt quer durch den dunkeln Erdteil war beendet.⁷²⁾

Noch gönnte sich aber Stanley keine Ruhe. Er hatte seinen Leuten versprochen, sie nach ihrer Heimat zurückzubringen, und er wollte dieses Versprechen halten. Als er nach einem achttägigen Aufenthalt in Kabinda, wo er bei den dortigen Engländern freundliche Aufnahme fand, auf dem portugiesischen Kanonenboot „Tamapa“ in San Paul de Loanda ankam und der Gouverneur ihm sofort ein Kanonenboot zur Fahrt nach Europa anbot, lehnte Stanley das verlockende Anerbieten dankend ab und schiffte sich mit seinen

⁷²⁾ Stanley hatte vom Oktober 1874 bis zum 12. August 1877 teils zu Wasser, teils zu Lande 7158 engl. Miles zurückgelegt. Diese Wegstrecke verteilt sich auf die einzelnen Jahre folgendermaßen: Oktober 1874: im Rufidschi-Delta 75 Miles; 1875: von Bagamojo bis Kagehji (17. November 1884 bis 27. Februar 1875) 720 Miles; Fahrten auf dem Ukerewe (8. März bis 4. August) 1970 M.; über Land nach Uvuma und zurück nach Uteui (21. August bis 20. November) 160 M.; 1876: Reise nach dem Muta Uzige (26. November 1875 bis 10. Januar 1876) 194½ M.; von Muta Uzige nach Kafurro (14. Januar bis 25. Februar) 262 M.; Reisen in Karagwe (27. Februar bis 21. März) 221½ M.; von Kafurro nach Udschidschi (25. März bis 27. Mai) 484 M.; Fahrt auf dem Tanganjika (11. Juni bis 2. August) 811 M.; Reise zum Enalaba (14. Sept. bis 19. November) 498 M. und mehrere kleinere Expeditionen 200 M.; 1877, Kongofahrt: bis zum Isangila-fall (22. November bis 30. Juli) 1456 M.; über Land nach Boma (1. August bis 9. August) 56 M.; von Boma bis zur Kongomündung (11. bis 12. August) 70 Miles.

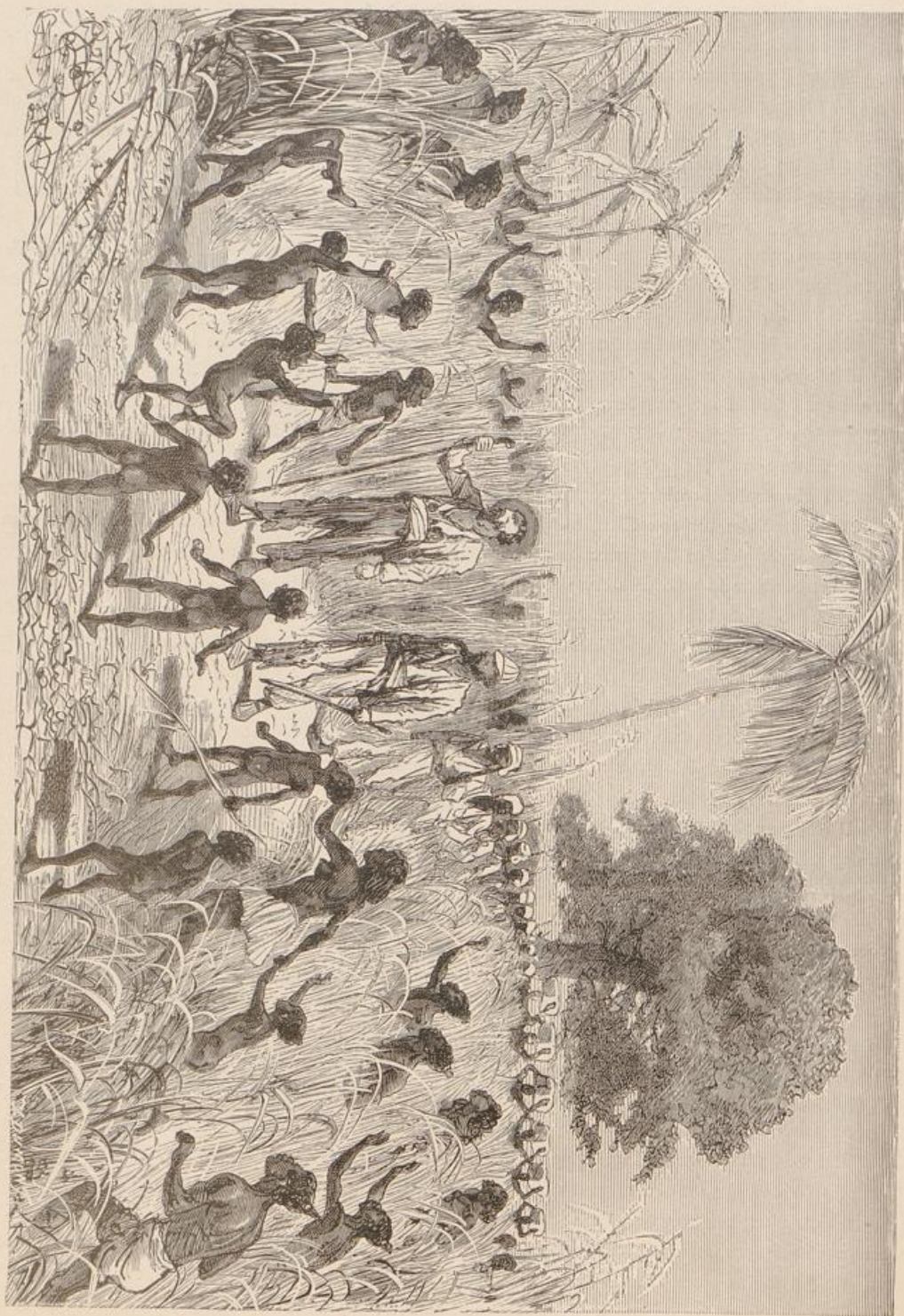
Leuten am 27. September auf dem englischen Kriegsschiff „Industry“ nach der Kapstadt ein, wo ihm bei seiner Ankunft ein ehrenvoller Empfang zuteil wurde. Die Admiralität in London wies telegraphisch daselbe Kriegsschiff zu seiner Weiterreise an, und nach 20tägiger Fahrt erreichte er auf demselben Sansibar. Die Leute Stanleys konnten den Augenblick der Landung kaum noch erwarten. Sie drängten in die Boote, und als sie dann den Boden der Heimatinsel unter ihren Füßen fühlten, da tanzten sie vor Freude, „knieten nieder, beugten ihr Gesicht bis an den teuern Boden und dankten mit tiefer Rührung Allah in lauten Gebeten.“ Rasch verbreitete sich die Nachricht, daß Stanleys Expedition zurückgekehrt sei, und von allen Seiten strömten Leute herbei, die Ankömmlinge zu begrüßen und zu beglückwünschen. Allerdings brachte Stanley von 356 Personen, die mit ihm ausgezogen waren, nur 108 zurück, die Mehrzahl der Fehlenden war aber nicht auf dem Zuge zu Grunde gegangen, sondern desertiert. Immerhin war die Zahl der unterwegs an Krankheiten Gestorbenen oder in Kämpfen Getöteten (114) größer als jene der Heimkehrenden.

Die nächsten Tage verwendete Stanley zur Abrechnung mit seinen Leuten, um sie für die geleisteten Dienste abzulohnen und auch die Verwandten der unterwegs Gestorbenen, welche Ansprüche erheben konnten, zu befriedigen. Fünf Tage erforderte die Feststellung und Befriedigung aller Ansprüche; dann war Stanley frei. Mit einem Dampfer der Britisch-Indischen Dampfschiffahrtsgesellschaft trat er am 15. Dezember die Reise nach Europa an.

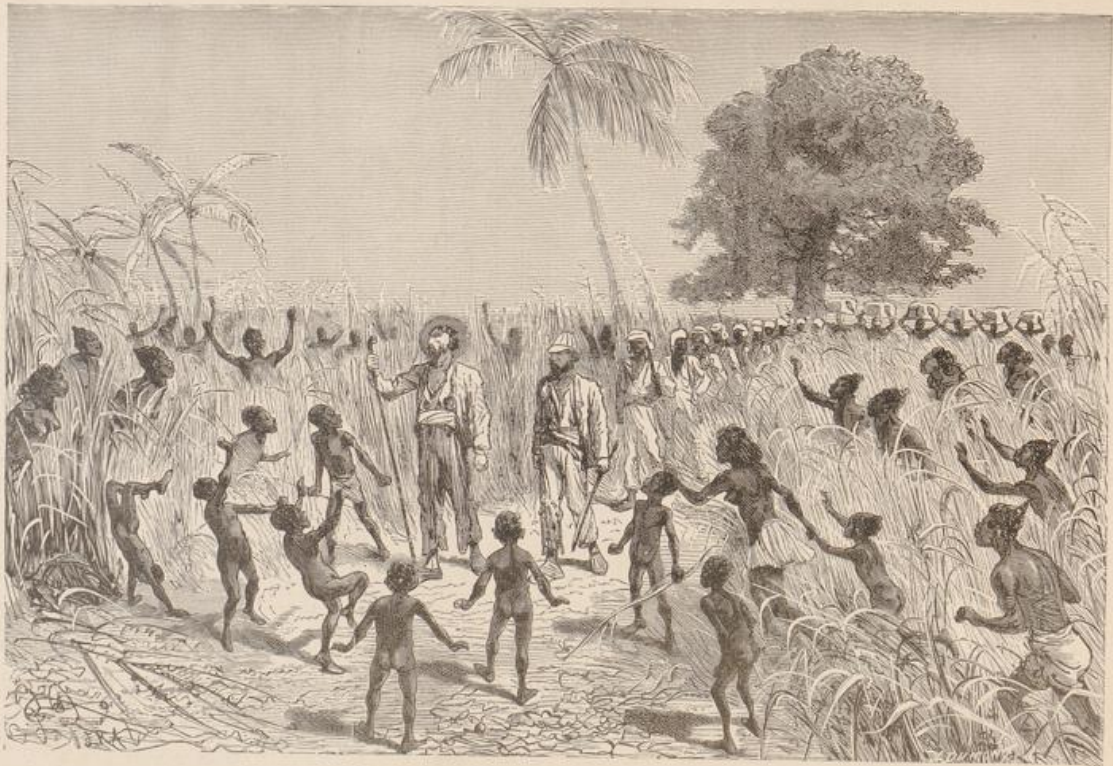
Der ehrenvolle, begeisterte Empfang, der dem kühnen Reisenden in Europa zuteil geworden ist, war der wohlverdiente Lohn für eine That, welche in der Geschichte der Entdeckungsreisen nicht ihres gleichen hat. Nicht minder ohne gleichen steht aber das große Zivilisationswerk da, welches sich an diese Reise anreihet. Jene Gebiete, durch welche sich Stanley noch mit den Waffen im Kampfe gegen die Kannibalen den Durchzug erzwingen mußte, sind heute der Kultur erschlossen und bilden einen „Staat“ von etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen ☐ Kilometer Flächenraum, mit einer Bevölkerung von vielleicht 40 Millionen! Weit hinein in das vor kurzem noch völlig unbekannte Land zieht sich eine Kette von Stationen, aus denen sich zweifellos in nicht zu ferner Zeit wichtige Handelsplätze entwickeln werden, und eine Flottille von Dampfern befährt den Oberlauf des Stromes. Wenige Jahre noch, und Eisenbahnzüge werden am Kongo dahinbrausen, und das letzte Hindernis, welches heute noch die Wasserfälle und Stromschnellen dem Handelsverkehr entgegenstellen, wird überwunden sein.

Welch gewaltiger Unterschied zwischen dieser Forschungsarbeit des 19. Jahrhunderts und den großen Entdeckungsreisen früherer Jahrhunderte! Damals waren Missionäre die kühnen Pioniere, welche in unbekannte Länder drangen, und hinter ihnen kam wilde Soldateska als Eroberer. Die ersten Blätter der Geschichte Amerikas füllen Berichte über grauenhafte Bluttaten, und erst durch völlige oder teilweise Ausrottung der Eingeborenen ist dort der Boden für den Samen der Kultur, die von Europa hinübergebracht wurde, empfänglich gemacht worden. Das Jahrhundert der Gewissensfreiheit hat andere Bahnen eingeschlagen. Der Missionär hat die Entdeckerrolle dem Forschungsreisenden überlassen und rückt erst auf dem Pfade vor, den jener geebnet hat. Statt bewaffneter Scharen erscheinen jetzt friedliche Eroberer, welche nicht gewaltsam durch Schwert und Scheiterhaufen bekehren, nicht ein freies Volk zu Knechten machen, sondern ihm die Segnungen der Kultur erschließen, es zur Arbeit und Gesittung erziehen wollen. Und das überraschende Fortschreiten des Zivilisationswerkes am Kongo zeigt uns, welch gewaltigen Einfluß die Überlegenheit der europäischen Kultur auf wilde Völker auszuüben vermag, wenn von derselben der richtige Gebrauch gemacht wird.

Ein wichtiger Faktor, der bei der Erschließung Afrikas neben Stanleys Thatkraft die Hauptrolle spielte, darf hier nicht übersehen werden: die reichen Geldmittel, welche dem Reisenden zur Verfügung standen. Nie zuvor war eine so große und so reich ausgestattete Expedition in das Innere eingedrungen, und auch nachher standen zur Fortführung des Werkes durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier Summen zur Verfügung, wie sie bisher zu wissenschaftlichen Zwecken noch nicht aufgewendet wurden. Noch während Stanley in Afrika weilte, tagte in Brüssel eine von König Leopold einberufene Versammlung der hervorragendsten Geographen



Expedition Siyaga: Marsch über die Ebene von Nischhya.



Expedition Vrazza: Marsch über die Ebene von Ascifaya.



Expedition Brazza: Empfang beim König Makoko.



Expedition Brazza: Empfang beim König Makoko.

Europas, welche sich mit der Frage beschäftigte, wie die riesigen, noch unbekannten Strecken in Äquatorial-Afrika der Kultur erschlossen werden könnten. In ihrer 3. Sitzung am 14. September 1876 konstituierte sich die illustre Versammlung als „Internationale Afrikanische Gesellschaft“ und wählte durch Akklamation den König zum Präsidenten. Mit großem Eifer wurden die Vorbereitungen zur Inangriffnahme des großen Werkes betrieben. In Deutschland beschloß das auf Grund der Beschlüsse der Internationalen Gesellschaft gebildete National-Komitée die Gründung der Afrikanischen Gesellschaft (18. Dezember 1876), und in Österreich-Ungarn, in Frankreich, Rußland, Italien, Spanien, Portugal, Holland und der Schweiz entstanden National-Komitées, welche mit der Brüsseler Gesellschaft Hand in Hand gingen. Hohe Persönlichkeiten, der König Alfonso von Spanien, der Kronprinz Rudolf von Österreich-Ungarn, der Großfürst Konstantin, der Herzog von Piemont standen an der Spitze der Komitées. England hielt sich zwar fern, weil es sich nicht durch internationale Verpflichtungen binden wollte, aber in New-York bildete sich eine Zweiggeseellschaft.

Alles dies hatte sich vollzogen, bevor die Nachricht von Stanleys Erfolgen nach Europa kam. Mit seinem Auftreten nahm das Unternehmen einen ungeahnten Aufschwung. Er war bereits in Sansibar (Dezember 1877) mit der ersten Expedition zusammengetroffen, welche die Internationale Gesellschaft unter Führung des Kapitäns Crespel ausgesandt hatte. Als er in Brüssel ankam, waren schlimme Nachrichten von dieser Expedition eingelaufen. Crespel war am 24. Januar 1878 ein Opfer des Klimas geworden und die Expedition dadurch ins Stocken geraten. Erst am 28. Juni gelang es Crespels Nachfolger, dem Leutnant Cambier, die Vorbereitungen zu vollenden, so daß der Marsch in das Innere angetreten werden konnte. Ein Mann, der auf so große Erfolge hinweisen konnte wie Stanley, war daher in diesem Augenblick doppelt willkommen, und er wurde rasch der eifrigste Förderer der großen Pläne, deren Verwirklichung König Leopold anstrebte.⁷³⁾ Am 25. November konstituierte sich das Comité d'Études du Haut-Congo, zu dessen Präsidenten

⁷³⁾ Stanley berichtet in seinem neuesten Werke über seinen Empfang in Brüssel: Im Anfang November 1878 erhielt ich die Aufforderung, mich an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde im königlichen Schlosse zu Brüssel einzufinden, und als ich dieser Einladung pünktlich nachkam, bemerkte ich, daß verschiedene mehr oder weniger bedeutende Personen der Kaufmanns- und Finanzwelt aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland ebenfalls erschienen waren und mit mir sofort in den Beratungssaal geführt wurden. Wenige Minuten später erfuhr ich, daß der Zweck der Versammlung sei, zu beraten, wie das sehr bescheidene Unternehmen zur Erörterung der Frage, was aus dem Kongo und seinem Becken gemacht werden könne, am besten zu fördern sei. Die Herren wünschten zu wissen, wie weit der Kongo für Fahrzeuge mit geringem Tiefgang schiffbar sei; welchen Schutz die freundlich gesinnten eingeborenen Häuptlinge kaufmännischen Unternehmungen gewähren könnten; ob die Stämme am Kongo genügend Intelligenz besäßen, um zu begreifen, daß es für ihre Interessen besser sei, einen freundlichen Verkehr mit den Weißen zu unterhalten, als denselben zu beschränken; ob und welchen Tribut, welche Steuern und Abgaben man den eingeborenen Häuptlingen für das Wegerecht durch ihr Land zu bezahlen haben würde; welcher Art die Produkte seien, welche die Eingeborenen für europäische Waren austauschen können; in welchen Mengen für den Fall, daß später eine Eisenbahn vom untern Kongo nach dem Stanley-Pool gebaut werde, die Produkte der Eingeborenen geliefert werden könnten. Einige dieser Fragen konnten auf der Stelle beantwortet werden, andere dagegen nicht, und es wurde deshalb beschlossen, auf dem Wege der Subskription einen Fonds zusammenzubringen, um eine Expedition auszurüsten, welche genaue Erkundigungen einziehen sollte. Die mit Beiträgen sich Beteiligenden sollten den Namen und Titel „Comité d'Études du Haut-Congo“ annehmen. Ein Teil des auf 20000 Pfd. Sterl. bemessenen Kapitals für den nächsten Bedarf wurde auf der Stelle gezeichnet. Dann wurden eine Reihe von Bestimmungen getroffen, nach denen jeder der Unterzeichner sich verpflichtete, wenn weitere Gelder erforderlich würden, der bezüglichlichen Aufforderung zu entsprechen; auch wurden ein Präsident, ein Schriftführer und ein Schatzmeister ernannt. Die Expedition sollte sofort organisiert und ausgerüstet werden, und mir wurde die Ehre der persönlichen und materiellen Leitung und die Aufgabe zuteil, den Plan des Komitées zur Ausführung zu bringen. Ich sollte den vorhandenen Mitteln entsprechend nach sorgfältiger Auswahl und genauer Erwägung des zukünftigen Nutzens der Örtlichkeit dem Überlandwege entlang Stationen zur Erleichterung des Transportes und zur Bequemlichkeit des die Aufsicht führenden Stabes von Europäern anlegen, sowie eine Dampfschiffahrtsverbindung einrichten, wo dies angänglich war und mit Sicherheit geschehen konnte. Die Stationen sollten geräumig sein und allen Anforderungen, die man später vielleicht an sie stellen möchte, genügen. Durch Pacht oder Kauf sollte in der Nähe der Stationen so viel Grund und Boden erworben werden, daß diese in Zukunft imstande sein würden, zu ihrem eigenen Unterhalt beizutragen, falls die Eingeborenen zum Verkauf oder zur Verpachtung geneigt wären. Wenn es angemessen schiene, sollte auch auf beiden Seiten der Verkehrsstraße Land gepachtet oder gekauft werden, um uns feindlich gesinnte Personen zu verhindern, aus purer Eist zur Unheilstiftung oder aus Eifersucht die Pläne des Komitées zu durchkreuzen; doch sollte dieses Land Europäern, die sich verpflichteten, von allen Intriguen sich fern zu halten, die Eingeborenen nicht zu Feindseligkeiten aufzureizen und den Frieden des Landes nicht zu stören, gegen eine nominelle Pacht in Atermiete gegeben werden. Kurz, es wurden in dieser und einigen späteren Versammlungen alle

Oberst Strauch gewählt wurde, und in der am 2. Januar abgehaltenen 3. Versammlung desselben wurden die von Stanley vorgelegten Pläne genehmigt und die von ihm verlangte Summe bewilligt.

Das neue Unternehmen sollte keine rein geographische Forschungs-Expedition sein. Die Bereicherung des dunkeln Erdteils um einige Namen von Dörfern, Völkern, Flüssen u. s. w. war kein genügendes Äquivalent für die Summe von 400 000 Mark, welche zur Verfügung stehen sollte. Der Zweck der Expedition war ein philanthropischer, ein wissenschaftlicher und ein kommerzieller. Es galt, „den Strom für die von unwegsamem, jedes Werk hindernden Regionen umgebenen Völker dienstbar zu machen“, sie selbst an friedlichen, freundschaftlichen Verkehr mit den Weißen zu gewöhnen. Damit sollte der Versuch verbunden werden, mit den Stämmen im Innern Handelsverbindungen anzuknüpfen und sie zu veranlassen, ihre Produkte gegen die Fabrikate der Weißen einzutauschen.

Am 23. Januar waren alle Vorbereitungen, bei welchen Stanleys Anwesenheit erforderlich war, beendet, und er reiste nach Sansibar ab. Die neue Expedition sollte jedoch nicht von der Ostküste aus ins Innere eindringen; der Schwerpunkt der künftigen Operationen war endgültig an die Westküste verlegt. Stanley ging bloß nach Sansibar, um dort neue Mannschaft anzuwerben, da die Sansibarer sich als die verlässlichsten und brauchbarsten unter allen Eingeborenen bewährt hatten. Seine Gefährten auf der großen Kongofahrt hatten ihn nicht vergessen, und 68 derselben ließen sich bereit finden, abermals in seine Dienste zu treten. Ihnen schlossen sich viele an, welche bereits mit Livingstone oder Abbé Debaije Expeditionen unternommen hatten. Mit 20 Weißen, darunter 7 belgische Offiziere und 160 mit Winchester-Gewehren bewaffneten Sansibarern, erschien Stanley an der Kongomündung.

Am Kongo fand die Expedition bereits alles vor, was zu der Errichtung fester Niederlassungen, die sie beabsichtigte, und zur Herstellung eines regelmäßigen Verkehrs zwischen denselben erforderlich war. Eine ganze Schiffsladung war in Banana-Point für die Zwecke der Expedition bereit: ein Haus für Stanley, welches den Hügel von Divi krönen sollte, etwa 20 Hütten und eine Flottille von kleinen Dampfern, von Leichtern und Booten, deren Herstellungspreis 94 500 Mark betrug. Das größte der Fahrzeuge war der Schraubendampfer „La Belgique“ mit 16 Pferdekraften und 30 Tonnen Tragfähigkeit.

Nach den Beweisen von außerordentlicher Thakraft, welche Stanley auf seiner letzten Reise geliefert hatte, und da man wußte, wie schnell er stets über seine Erfolge zu berichten pflegte, erwartete man von ihm bald Nachrichten über bedeutende neue Entdeckungen. Die Nachrichten blieben aus. Fast $1\frac{1}{2}$ Jahre vergingen, ohne daß vom Kongo etwas Neues gemeldet wurde, und man begann bereits an Stanleys Leistungsfähigkeit zu zweifeln, als endlich allmählich einige Kunde über die Vorgänge am Kongo in das große Publikum durchzusickern begann. Man erfuhr, daß Stanley, anstatt rasch ins Innere vorzudringen, alle seine Kräfte dazu verwendete, längs des Kongo gangbare Wege anzulegen, und daß er Dampfer stromaufwärts über die Wasserfälle zu bringen suchte. Stanley hatte die Station Divi errichtet, dann zur Umgehung der Jellala- und Jangila-Fälle einen Weg längs des Stromes bahnen lassen und auf diesem den Transport zweier zerlegbaren Dampfer und mehrerer Boote in Angriff genommen, um das freie Fahrwasser jenseits der Fälle zu erreichen und dann zu Schiffe weiter vordringen zu können.

Die erste Station sollte bei Divi errichtet werden. Ein Dampfer brachte dorthin Werkzeuge und Lebensmittelvorräte nebst 100 Arbeitern, und sofort ging man ans Werk, durch das halbverbrannte Schiff einen Weg zu dem Gipfel des Felsens zu bahnen, welchen Stanley für die erste Niederlassung ausersehen

Magnahmen, welche zur Förderung eines guten Einvernehmens mit den Eingeborenen und des Wohlwollens ihnen gegenüber dienen und die friedliche und gründliche Ausführung der versuchsweisen Bestrebungen in dem wenig bekannten Lande sichern konnten, besprochen und angeordnet. Der mildherzige und philanthropische Charakter des Unternehmens zeigte mir deutlich, wessen Fürsorge und Güte die Bestimmungen getroffen hatte, selbst wenn ich nicht die Ehre gehabt hätte, die Ansichten des königlichen Begründers des Unternehmens in Privataudienzen aus dessen eigenem Munde zu hören. — Henry Stanley, der Kongo und die Gründung des Kongostaates, Seite 27.

hatte. Am Morgen des 1. Oktober 1878 begann die Arbeit. Äxte, Hacken und Schaufeln, Brechstangen und Schmiedehämmer wurden eifrig gehandhabt, und in der jungfräulichen Einsamkeit der düstern, unfreundlichen Gegend erscholl der ungewohnte Lärm arbeitender Scharen. Neugierig waren die Eingeborenen herbeigekommen, um zu sehen, was denn der Weiße zu thun beabsichtige. Der Anblick ihrer kräftigen Muskeln brachte Stanley auf den Gedanken, ihre Kräfte für seinen Plan auszunutzen. Er forderte sie auf, ihm bei der Arbeit beizustehen, und versprach ihnen als Lohn eine Partie der Waren, welche er mitgebracht hatte, Zeuge, Tücher, Perlen und Armbänder. Staunend vernahmen die Eingeborenen das Angebot, welches der Dolmetscher ihnen übersetzte. „Welche Überraschung! Sie, die nur in ihren eigenen Gärten und Feldern gruben und schaufelten und die fruchtbaren Urachiden pflanzten, die Palmmüsse sammelten, um sie zu zerstoßen und den kostbaren Kern zu gewinnen, die gelbe Palmutter auskochten, ihre Produkte in Canoes verluden und mit ihnen den Strom hinab nach Boma fuhren, wo sie Tage lang zum Verkauf ihrer Waren brauchten, dann wieder mühsam den Weg aufwärts machen und der wilden Strömung Trotz bieten mußten, sie hatten jetzt einen weißen Mann in ihrer Mitte, der gewillt war, die Stärke ihrer Arme, sofern sie zur Arbeit bereit waren, zu kaufen! Es war für sie ein Ereignis, an welches sie und ihre Vorfahren nie gedacht und von dem sie nie geträumt hatten, und das Unerwartete und Neue des Anerbietens überraschte sie so, daß sie die Häuptlinge um die Bedeutung und den Zweck fragten. Derartiges war noch nie vorgekommen. Sollte auch keine Gefahr damit verknüpft sein, von der sie keine Ahnung hatten?“ Das Ergebnis ihrer langen Beratung war, daß endlich 56 Männer, Frauen und Kinder sich Stanley zur Verfügung stellten. Das Terrain wurde gelichtet, die Steine entfernt, das Gras geschnitten, die Ameisenhaufen geebnet, ein breiter Weg zum Gipfel hergestellt. Ein Dampfer fuhr indessen täglich 2mal nach Mussoko, um Waren zu holen, welche dann auf den Berg hinauf gebracht wurden. Nachdem das kleine Plateau von Felsstücken und Gestrüpp sorgsam gereinigt war, wurde droben als interimistische Wohnung für Stanley ein Zelt aufgeschlagen. „Nunmehr,“ erzählt er, „machte ich mich, nachdem ich die Oberfläche von Divi genau vermessen hatte, an die Aufgabe, unter gebührender und vorsichtiger Berücksichtigung der Feuerficherheit und einer etwaigen Verteidigung, falls während meiner Abwesenheit einmal ein Bruch mit den Eingeborenen geschehen sollte, mit der Feder auf dem Papier genau die Stellen zu bezeichnen, wo jedes Haus und jeder Speicher stehen sollte; dann dachte ich an einen Garten, ohne welchen es der Örtlichkeit an Anmut und Vollständigkeit mangelte, und schnell zeichnete ich ein langes Oval in die Mitte, welches eine Umzäunung darstellte, innerhalb deren sich das Grün entwickeln sollte, das dem von dem Blick auf die von der Sonne beschienenen, weiß angestrichenen Gebäude und die backsteinrote Fläche ermüdeten und schmerzenden Auge einen Ruhepunkt gab. Als ich mit den Plänen fertig war, ließ ich den Zimmermann mit seinen Gehilfen mit dem Bau der Holzhütten beginnen; ein Ingenieur, der schon längst mit dem Dienst an der Maschine einer Barkasse von 3 Tonnen unzufrieden war, wurde beauftragt, mit ein paar Leuten die eisernen Vorratskammern zu errichten; eine größere Anzahl Arbeiter mußte auf dem harten, unfruchtbaren Plateau ein ovales Loch von 45 Meter Länge, 12 Meter Breite und 45 Centimeter Tiefe herstellen; mit dem ausgehobenen Erdreich wurde der Boden geebnet und ein gleichmäßiges Fundament der Häuser hergestellt. Andere waren mit Brechstangen und Schmiedehämmern beschäftigt, die größeren Felsblöcke über den steilen Abhang in die Tiefe zu werfen oder sie für den Untergrund der Straße zu zerkleinern, der sofort mit einer etliche Zoll hohen Schicht lehmigen Erdreichs bedeckt werden mußte.“ Die Sprengung der Felsen, welche den mit der Führung des Schmiedehammers noch nicht vertrauten Eingeborenen wie ein Wunderwerk erschien, trug Stanley den Namen Bula-Matari, der Felsenbrecher, ein, unter welchem er bei allen Stämmen zwischen dem Meere und den Stanley-Fällen bekannt geworden ist.

Nachdem das zur Anlage eines Gartens bestimmte Oval ausgehöhlt war, ließ Stanley aus dem Thal schwarze Alluvialerde heraufholen. Binnen 20 Tagen wurden 5000 Kisten Erde, etwa 2000 Tonnen schwer, auf den Gipfel des Hügels gebracht und ein 2000 □ Fuß großer Flächenraum mit ihnen bedeckt. Dort pflanzte dann Stanley 9 Mangobäume, 6 Melonen-, 3 Avocadabirnen-, 6 Apfelsinen-, 7 Limonen- und

3 Guavenbäume, pflanzte Zwiebeln, Möhren, Kohl, Runkelrüben, Tomaten, Melonen, und säte auch einigen Blumenamen. Der so geschaffene Garten gedieh bei guter Bewässerung vortreflich, und schon im Januar 1885 erntete Stanley die ersten Früchte von den Mangobäumen.

Die nächste Arbeit, die nach der Anlage des Gartens in Angriff genommen wurde, war die Errichtung von Wohn- und Lagerhäusern. Als Wohnung für Stanley wurde aus Brettern und Balken eine freundliche



Straße am Kongo.

zweistöckige Villa erbaut, neben den Zelten der aus Sansibar mitgebrachten Leute wurden Werkstätten für Schmiede und Zimmerleute errichtet, Schuppen für Hen- und Kleievorräte und Ställe für die Ziegen, Schweine und das Geflügel angelegt. Raslos wurde von 6 Uhr morgens bis 11 Uhr und von 1 Uhr nachmittags bis 6 Uhr abends gearbeitet, und nach fast 4 monatlicher Arbeit stand die erste Station fertig da. Ihre Vollendung wurde durch ein zweitägiges Fest gefeiert, bei welchem Stanley den Häuptling von Vivi und alle bei den Arbeiten beteiligten Eingeborenen reichlich beschenkte. Wenige Tage später, am 1. Februar

1880 gelang es Stanley, in einer langen Besprechung mit den Häuptlingen dieselben zu veranlassen, mit ihm einen Vertrag zu schließen, durch welchen sie sich verpflichteten, ohne seine Zustimmung keinem andern Weißen die Niederlassung in Vivi oder irgend einem Teile des zugehörigen Distriktes zu gestatten.

Diese Schilderung der Festsetzung in Vivi zeigt, daß Stanley nicht so rasch vordringen konnte, wie man erwartete. Da lange Zeit keine und dann nur spärliche Nachrichten vom Kongo einliefen, begannen viele bereits zu glauben, daß das Unternehmen mißglückt sei, während thatsächlich Stanley bemüht war, auf den solidesten Grundlagen mit großer Vorsicht und Sorgfalt weiter zu bauen. Er kam zwar langsam vorwärts, aber was er hinter sich ließ, war ein sicher erworbenes Gebiet.

Am 21. Februar verließ Stanley Vivi und unternahm einen Refognoszierungsmarsch nach Ijangila. Der Ruf seiner Thaten war ihm bereits vorangeeilt, und Fama hatte seine Leistungen gewaltig übertrieben. Man erzählte sich, daß er bei Vivi eine Stadt gebaut habe, „größer als Boma“, daß dann alle Häuptlinge von Vivi sich in einer Versammlung geeinigt, ihm ihr Land zu übergeben, und daß sie jetzt alle in Überfluß schwelgen. Der weiße Mann wolle nun auch in Ijangila eine Stadt bauen, wenn er die Häuptlinge bereit finde, ihm den dazu nötigen Boden abzutreten. Die Häuptlinge von Ijangila, welche Stanley bei seinem ersten Besuch auf der Fahrt stromabwärts so unfreundlich entgegengekommen, waren nun völlig umgestimmt, und die reichen Geschenke, welche ihnen verabreicht wurden, bewogen sie rasch zu dem Versprechen, Stanley so viel Land abzutreten, als er zum Bau einer „Stadt“ brauche. Stanley kehrte nach Vivi zurück, um sich zu dem schwierigsten Teil seiner Aufgabe zu rüsten. Von Vivi mußte eine Straße nach Ijangila gebaut und auf dieser die Vorräte und die Dampfer nach dem Platze transportiert werden, an dem man die neue Station anzulegen gedachte. Der Transport der Vorräte und Dampfer erforderte nicht weniger als 5 Märsche nach dem etwa 80 Kilometer entfernten Ijangila. Es war also hin und zurück eine Wegstrecke von 800 Kilometer zurückzulegen, und da man aufwärts einen Monat, auf dem Rückweg ohne Lasten 20 Tage brauchte, der Bau der Straße etwa 50 Tage in Anspruch nahm, so konnte die Expedition im günstigsten Fall erst nach 10 Monaten 10 Tagen die 2. Station erreichen. Stanley legte den Weg vom 18. März 1880 bis zum 18. Februar 1881 zurück, und 3 Tage nach seiner Ankunft in Ijangila waren die Dampfer und Boote ins Wasser gelassen.

Es war ein ereignisreiches Jahr voll mühsamer Arbeit, aber der Erfolg war auch der Mühe wert. Anfangs ging die Arbeit rasch von statten. „Am 18. März 1880,“ berichtet Stanley, „brachen wir mit sämtlichen Arbeitern aus Vivi, welche 70 Säcke mit Bohnen, Erbsen, Linsen und Reis, den ersten Proviantvorrat der Pionierkolonne, trugen, nach dem Eoa-Flusse auf, wo wir ein Lager aufschlugen, nachdem wir am Morgen die Straßenlinie traciert hatten. Dies geschah vermittelst einer Reihe von langen Stöcken mit weißen Fahnen, sowie einer hohen Trittleiter, welche dazu dienten, den Trägern der etwa $\frac{3}{4}$ Kilometer langen Meßleine die Richtung durch das Gras anzugeben, das an vielen Stellen 3 Meter und in den mit alluvialen Niederschlägen gefüllten Niederungen sogar $4\frac{1}{2}$ Meter hoch war. In den Monaten Juli, August und September hatten Feuersbrünste zwar das alte Gras verzehrt, jedoch ist dessen Wachstum von dem Augenblick des Keimens im September ein so rasches, daß es um Mitte März schon so hoch wie ein junger Wald ist. Um Mittag wurden die Pioniere mit der Hacke in der Hand längs der Meßlinie aufgestellt, und auf ein gegebenes Zeichen begannen alle mit dem Ausroden des Grases. Gegen Abend hatten wir bereits eine Strecke von 761 Meter Länge und $4\frac{1}{2}$ Meter Breite, bis zum Abend des 21. März insgesamt $5\frac{3}{55}$ Kilometer des Weges freigelegt.“ Eine Menge Bodenvertiefungen mußten ausgefüllt, im Wege stehende Bäume mußten gefällt, Gesträuche ausgerodet werden, Flüsse zwangen zum Bau von Brücken. Sobald eine größere Wegstrecke hergestellt war, verlegte man das Lager an das Ende derselben und brachte alle Gegenstände, welche man mitführte, dorthin. Am 26. März waren bereits 15 Kilometer, am 6. April über 26 Kilometer zurückgelegt. Oberhalb der Jellala-Fälle wandte man sich wieder dem Kongo zu, welcher am 22. April erreicht wurde. Bei Makeja-Manguba wurde ein Lager aufgeschlagen und dann in mehreren Märschen von Vivi die zerlegten Dampfer

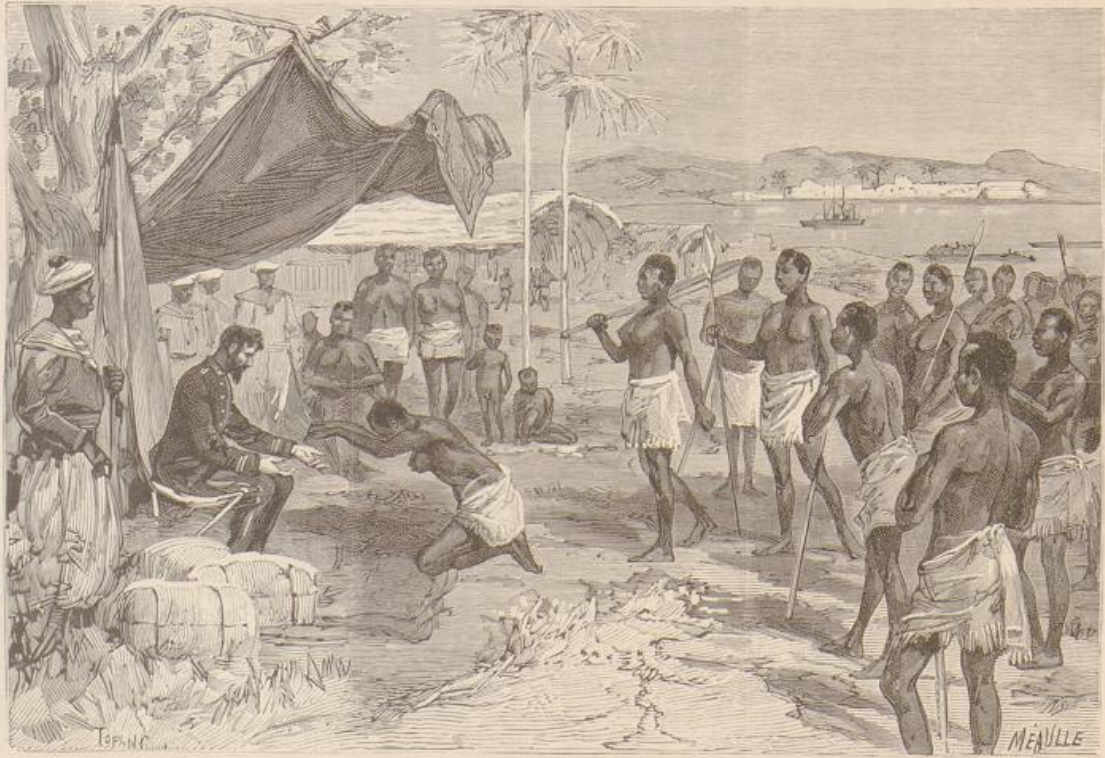
„En Avant“ und „Royal“ nebst 2 stählernen Leichtern und verschiedenen Ausrüstungsgegenständen abgeholt. Am 30. Juli waren 1830 Traglasten oder fast 54 Tonnen von Vivi nach Makeja-Manguba geschafft, und die Expedition hatte, die Märsche beim Straßenbau und dann jene bei der Abholung des Gepäcks von Vivi zusammengerechnet, in 160 Tagen 1490 Kilometer zurückgelegt. Alle diese Märsche hatten sie aber dem Stanley-Pool nur um 33 Kilometer näher gebracht!

In Makeja-Manguba wurde alles Gepäck auf den „En Avant“ und die Leichter geladen und man fuhr mit denselben am 3. und 4. August in den Bundi-Fluß ein, welcher $2\frac{1}{4}$ Kilometer aufwärts schiffbar ist. An dessen Ufer wurde ein Lager aufgeschlagen und sofort wieder begonnen, einen Weg durch das Dickicht zu bahnen. „Zehn Tage lang fällten die Holzhauer die wundervollen Stämme der Teak-, Mahagoni-, Guajak- und Wollbäume, und eine Stunde um die andere hallte das Echo der tiefen Waldschluchten das laute Krachen der stürzenden Walddriesen wieder, während Spitzart, Schaufel und Hacke in den zahlreichen Spalten und Vertiefungen, sowie auf den felsbesäeten Abhängen des zur Rechten liegenden Inga-Plateaus gruben und schaufelten.“ Die Schwierigkeiten mehrten sich, je weiter man vordrang. Die Zahl der Kranken wurde von Tag zu Tag größer, und Anfang September blieb im Lager am Luanda-Fluß schon etwa ein Sechstel der Expedition wegen Krankheit zurück. Die Beschaffung der nötigen Lebensmittel bereitete Stanley viele Sorge, doch wurde auf den Rekognoszierungszügen in die Umgegend viel Wild entdeckt, und es gelang wiederholt, Büffel und Hartebeets zu schießen. Die Eingeborenen blieben zum Glück freundlich, und ein Zusammenstoß mit dem brutalen Häuptling Kutete vom Banja-Lungu-Plateau, der auf Stanley schießen wollte, nahm einen guten Verlauf. Der Häuptling wurde entwaffnet und gefesselt, und der Spruch des von Stanley wegen dieses Friedensbruches angerufenen Schiedsgerichtes fiel zu Ungunsten des Häuptlings aus, der verurteilt wurde, dem Kläger 4 Schweine und 4 Ziegen zu liefern, welche Strafe jedoch Stanley ermäßigte.

Am 20. September konnte Stanley dem Komite in Brüssel melden: „Wir haben 3 Brücken gebaut, etwa 20 Schluchten und Spalten an den Kreuzungspunkten ausgefüllt, 6 Hügel planiert, uns durch 2 dichte Wälder von hartem Holze hindurchgehauen und eine Straße von 38 Kilometer Länge hergestellt.“ Im Laufe des Oktober wurden die Dampfer, Boote und Waren über den Luanda-Fluß gebracht und jenseits desselben eine der größten Steigungen (1 : 4) glücklich überwunden. Da dieser Aufstieg die Schwierigkeiten, mit denen die Expedition zu kämpfen hatte, vortrefflich illustriert, sei die Schilderung desselben mit Stanleys Worten hier eingefügt: „Zu dieser schwierigen Aufgabe sind die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen; zunächst liegen vier große Kastenzüge, die an starken Bäumen an den Seiten des Weges befestigt sind, bereit, ferner sind an dem stählernen Gestell des Wagens ein paar Stroppen angebracht, das schwerste Kabeltau, welches wir besitzen, eine Troße von 5 Zoll Stärke und 60 Faden Länge, am Bergabhang hinaufgelegt und 2 neue dreizöllige Manillaleinen zum Ziehen ausgebreitet. Dann wird jede Menschenseele im Lager zur Arbeit herbeigerufen, und mit dem üblichen eintönigen Gesange, dessen Refrain ähnlich wie das „Ho-hoi-ho“ der Matrosen klingt, das schwere Werk begonnen. Dasselbe schreitet langsam aber sicher und stetig vorwärts. Jede Verwirrung, jedes Mißverständnis beim Empfang der Befehle, jede Zögerung beim Festkeilen der Räder, wobei die Ziehenden einen Augenblick mit der Arbeit aufhören müssen, wird vermieden, und keiner der Leute darf sich der Leetern entziehen, da die Aufseher beständig auf- und ablaufen und mit heiserer Stimme und erhobenen Armen jeden, der nicht das Tau fest anfaßt, antreiben. Nach einer Stunde haben wir den steilen Abhang überwunden und stehen mit dem Wagen oben auf der Krone des Hügels jenseits des Lagers. Alle Mann stimmen laut in das „Hip, hip, hip, hurrah!“ mit ein. Wir haben eine volle Stunde zu thun, um die Befestigungen des Dampfers zu lösen und denselben vom Wagen abzuladen; eine Stunde später befindet sich letzterer schon wieder unten am Lulu-Flusse, um den Dampfer „Royal“ aufzunehmen, dessen Verladung vermittelt einer Schraubenhebewinde und sichere Verschnürung auf dem Gefährt den Rest des Morgens in Anspruch nehmen. Dann wird eine Stunde geraftet, um das Frühstück einzunehmen, das die Köche mittlerweile angerichtet haben, und um 1 Uhr nachmittags steigen wir wieder zum Lulu hinab, um den „Royal“ heraufzuholen. Auch dieser



Expedition Strassja: Empfang eines Abgesandten des Königs Mafoto.



Expedition Brazza: Empfang eines Abgesandten des Königs Makoko.



Batefe in einer Station.



Batoka in einer Station.

Transport erfolgt mit größter Sicherheit. Am Abend des 2. Tages nach unserer Ankunft sind auch die anderen Boote, Kessel, Maschinen, Ausrüstung und die schweren Gegenstände nach dem Lager geschafft."

Am 6. November sah Stanley von der Höhe aus das ganze Kongothal bis zu den Nsangila-Fällen vor sich liegen. Der folgende Tag war ein Sonntag, und alle freuten sich, nach der anstrengenden Arbeit der letzten Tage sich wieder einmal behaglicher Ruhe hingeben zu können. Niemand ahnte, wie unangenehme Kunde schon die nächsten Stunden bringen sollten.

Da meldete Stanley einer der mit dem Bau der Straße zwischen Vivi und Nsangila beschäftigten Neger, daß ein Weißer am Kongo entlang aus dem Innern komme. Stanley zuckte ungläubig die Achseln; er hielt es nicht für möglich, daß ein anderer in das zuerst von ihm betretene Innere gedrungen sei, und er war nichts weniger als angenehm überrascht, als er 24 Stunden später Brazza ankommen sah. Zu spät bereute er nun, daß er dem Räte des Königs Leopold nicht gefolgt war. Der König hatte ihm empfohlen, so rasch als möglich zum Stanley-Pool vorzudringen und mit den dortigen Häuptlingen Verträge abzuschließen, um zu verhindern, daß irgend eine andere Macht sich dort festsetze. Überzeugt, daß die großen Gefahren einer Reise zum Stanley-Pool jeden von einem solchen Versuche abschrecken würden, hatte Stanley sich nicht beeilt, das Ziel zu erreichen, und alle Zeit darauf verwendet, sich eine sichere Basis zu fernem Vordringen zu schaffen, Wege längs des Flusses anzulegen und Stationen zu errichten. Nun war der kühne französische Reisende, der bereits einmal, auf seiner ersten Reise vom Ogowee zur Allima, nahe daran war, den Kongo weit oberhalb des Stanley-Pool (zwischen 1° und 1° 55' südl. Br.) zu erreichen, dennoch an den Kongo gelangt, und Stanley blieb nicht lange im Zweifel darüber, ob und wie sein Rivale den errungenen Vorteil ausgenutzt habe. Brazza teilte ihm mit, daß er am Stanley-Pool eine Station errichtet und dort einen Sergeanten der Senegal-Armee und zwei Schwarze zurückgelassen habe, doch dies war nur ein kleiner Teil seiner Errungenschaften — die volle Wahrheit sollte Stanley zu seinem Entsetzen erst einige Wochen später kennen lernen.

Brazza hatte am 27. Dezember 1879 Europa verlassen und sich abermals an den Ogowee begeben. Während Stanley die mühsame und langsam fortschreitende Arbeit des Straßenbaues begann, fuhr Brazza den Ogowee hinauf und gründete, 6 Monate nach seiner Abreise, im Lande der Ondumbo und Lumbo bei Nghimi am Zusammenflusse des Ogowee und Passa eine Station, welche den Namen Franceville erhielt. Dieser erste Posten im obern Ogoweegebiet war 815 Kilometer von Gabun entfernt, stand aber durch den schiffbaren Fluß in direkter Verbindung mit demselben. Das Land rings um die Station war fruchtbar, das Klima gesund, die Bevölkerung friedlich und den Bestrebungen der Weißen freundlich gesinnt. Brazzas Begleiter Michaud fuhr mit 740 Eingeborenen, Nduma und Okanda, in 44 Piroguen den Fluß hinab bis zur Mündung, dadurch darthend, daß das Handelsmonopol der Uferbewohner nicht mehr existiere und nun auch der Oberlauf des Flusses dem europäischen Handel erschlossen sei.

Anfang Juli 1880 vertraute dann Brazza die Leitung der Station Nogues an und brach zu einem Zuge durch das unbekannte Land im Süden auf, um zu versuchen, den Kongo vom Ogowee aus zu erreichen. Es war ein friedlicher Eroberungszug. Stanley, der sich in 52 Gefechten den Weg zur Küste gebahnt, hatte weithin Schrecken verbreitet, und andererseits war auch Kunde von Brazzas friedlichem Vorgehen und von den Einrichtungen, welche er bereits am obern Ogowee getroffen, tief ins Innere gedrungen, und er erntete nun die Früchte seiner Bemühungen. Anfangs dem Laufe des Flusses Passa folgend, wandte er sich später ostwärts und erreichte nach einem Marsch durch eine schwach bevölkerte Gegend den Eketi, einen Nebenfluß der Allima. Auf dem von ihm zurückgelegten Wege konnte von der Station am Kongo in 4 Tagen die schiffbare Strecke der Allima erreicht werden. Brazza überschritt den Eketi und gelangte nun auf das große Plateau von Ukefuya, 800 Meter über dem Meerespiegel. Das Plateau ist sehr fruchtbar und dicht bevölkert, die dort wohnenden Batele friedlich. Ungehindert zog Brazza durch ihr Land (siehe Seite 156), setzte über den M'Pama, welcher ostwärts dem Kongo zusießt, und erreichte das nicht minder dicht

bevölkerte und fruchtbare Aboma-Plateau. Er betrat hier bereits das Reich des mächtigen Königs Makoko, dessen freundliches Entgegenkommen ihm die Wege zum Kongo ebnete. Durch Ngamforou, einen der Häuptlinge der Aboma, erfuhr Brazza, daß Ntamo (Stanley-Pool) in 4 Tagen erreicht werden könne, aber er wandte sich nicht diesem zu, sondern beschloß, den Versuch zu wagen, mit den weiter aufwärts am Kongo ansässigen Oubandji, mit denen sowohl er auf seiner ersten Reise als auch Stanley Kämpfe zu bestehen hatte, ein freundliches Einvernehmen zu erzielen. Der König von Makoko hatte seinen Häuptlingen befohlen, Brazza nach Kräften zu unterstützen, und unter ihrem Schutze fuhr er auf einem Floß den Efini (von Stanley „Lawson“ genannt) hinab. Da er darauf gefaßt sein mußte, daß er am Kongo feindliche Stämme traf, wollte er dieselben nicht durch sein plötzliches Erscheinen auf dem Flusse überraschen, und schlug daher, als er dem Kongo schon ziemlich nahe gekommen war, den Landweg ein. Das Gepäck blieb unter Bewachung seiner Leute im Lager am Efini zurück, und nur von 5 Mann begleitet, setzte Brazza den Marsch fort. Nach zwei forzierten Märschen stand er am Ufer des Kongo. Er wurde in Ngambey von dem Häuptling, der ein Unterthan von Makoko ist, freundlich aufgenommen und beauftragte denselben, mit den Oubandji, mit deren Hauptort Bolobo er in Verkehr stand, in seinem Namen Unterhandlungen anzuknüpfen. Ohne den Erfolg der Bemühungen des Häuptlings abzuwarten, kehrte er zu seinen am Efini lagernden Leuten zurück und führte sie auf das Plateau von Makoko, zu der Hauptstadt des Königs, der ihm schon, obwohl er ihn gar nicht kannte, so viele Beweise freundschaftlicher Zuneigung gegeben und ihn nun zu einem Besuche in seine Residenz geladen hatte. Der König vermittelte eine Zusammenkunft Brazzas mit den Häuptlingen der Oubandji, und dank der Vermittelung des Königs Makoko erklärten sich alle bereit zum Abschluß von Freundschaftsbündnissen. Brazza war reichlich mit französischen Fahnen versehen. Er verteilte dieselben an die Häuptlinge und forderte sie auf, die Fahnen in ihren Ortschaften aufzustecken, damit man sie sofort als Freunde der Weißen erkenne. König Makoko aber, der bereits wußte, daß Europäer den Kongo herauf kamen, und der deshalb befürchtete, es könnte zu einem feindlichen Zusammenstoß mit denselben kommen, unterzeichnete einen Vertrag, durch welchen er sein Land unter französischen Schutz stellte und sich bereit erklärte, Brazza den zu einer Niederlassung nötigen Grund und Boden zu überlassen. Begleitet von einigen Häuptlingen der Oubandji begab sich nun Brazza nach Ntamo, wo er eine Station gründen wollte. Am 1. Oktober war der Stanley-Pool erreicht.

Brazzas Expedition war nicht so ausgerüstet wie jene Stanleys. Ohne das überraschende Entgegenkommen Makokos wäre es ihm trotz aller bisher erzielten Erfolge nicht möglich gewesen, sich am Stanley-Pool zu behaupten, und alle Mühen und Anstrengungen wären vergebens gewesen. Seine Mittel erlaubten ihm auch nicht, am Stanley-Pool eine wohl eingerichtete Station zu hinterlassen. Die Wichtigkeit seiner Errungenschaft in ihrem vollen Umfange erkennend, war aber Brazza entschlossen, sie um jeden Preis zu behaupten. Er ließ Malamine, einen Sergeanten der Senegal-Armee, mit zwei Negern dort zurück, übergab ihnen, was er von Schießbedarf und sonstigen Gegenständen entbehren konnte, mit der Weisung, bis zu seiner Wiederkehr ihren Lebensunterhalt durch die Jagd zu decken, und zog mit dem Rest seiner Begleiter längs des Flusses weiter nach der Küste. In Ndambi Mbonga stieß er dann, wie schon oben erwähnt, auf Stanleys Leute, die mit dem Straßenbau und dem Transport der Dampfer beschäftigt waren.

Die Begegnung mit Brazza hatte Stanley gezeigt, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war. Brazza wollte, wie er mitgeteilt, sich zunächst nach Europa begeben, um dort eine neue Expedition auszurüsten, aber obwohl mehrere Monate vergehen mußten, bevor diese am Kongo eintraf, war doch offenbar keine Zeit zu verlieren, wenn man das Versäumte einholen wollte. Die Europäer, die sich bei Stanley befanden, litten alle am Fieber, (6 waren bereits gestorben), und einige waren so geschwächt, daß sie zurückgesandt werden mußten. Die ganze Last des Unternehmens ruhte auf Stanleys Schultern. Trotzdem war am 18. Februar Tsangila erreicht und die Fahrzeuge ins Wasser gelassen. Die Expedition war nun 80 Kilometer ins Innere vorge-
drungen, hatte aber auf den durch den Transport der Fahrzeuge und Waren nötig gewordenen wiederholten Touren 3784 Kilometer zurückgelegt und fast ein volles Jahr zum Zurücklegen dieser Strecke gebraucht.

Da nun eine schiffbare Strecke des Flusses erreicht war, verminderten sich die Schwierigkeiten, welche dem Vordringen entgegenstanden, ganz bedeutend. Bald durchschnitt der erste Dampfer die Fluten, welche bisher nur leichte Canoes getragen hatten. Als die Schaufelräder das Wasser aufzuwühlen begannen, kamen die Krokodile scharenweise an die Oberfläche, und wie früher die Menschen das Eindringen der Weißen in ihr Gebiet zu verhindern suchten, so wollten jetzt die Krokodile den Eindringling nicht in ihrem Gewässer dulden. Sie glaubten wohl, daß der Dampfer ein ihnen unbekanntes Tier sei, und kamen heran, um den Kampf mit ihm aufzunehmen. In größter Wut umschwärmten sie das Fahrzeug, dem sie nicht beikommen konnten, und folgten ihm auf seiner Fahrt, die funkelnden Augen unablässig auf den unverwundbaren Feind gerichtet.

Nach 70 Tagen, während welcher auf Hin- und Herfahrten 3962 Kilometer zurückgelegt wurden, befand sich die Expedition bei Manjanga, 225 Kilometer oberhalb Vivi. Die Anstrengungen der letzten Wochen waren auch für Stanleys eiserne Natur zu groß gewesen, und das Fieber überfiel ihn nun mit solcher Heftigkeit, daß er mehrere Wochen ans Bett gefesselt blieb. Er erholte sich nur langsam, aber kaum war er wieder soweit gekräftigt, daß er das Lager verlassen konnte, so traf er auch schon die Vorbereitungen zu einer Reise nach dem Stanley-Pool. Die Häuptlinge von Manjanga hatten sich anfangs nicht sehr entgegenkommend gezeigt, und schienen gar nicht darüber erfreut zu sein, daß er in ihrem Gebiet eine „Stadt“ gründen wollte, aber während der langen Krankheit Stanleys hatten sie Zeit gehabt, über seine Vorschläge nachzudenken, und als er nun verlangte, daß sie ihm Land zur Anlage einer Station überlassen sollten, erklärten sie sich dazu bereit. Es vergingen trotzdem noch mehrere Tage, bevor der Vertrag abgeschlossen wurde. Am 19. Juli konnte Stanley endlich die Reise nach dem Stanley-Pool antreten. Ein Deutscher, Herr Eindner, der während seiner Krankheit eingetroffen war, wurde beauftragt, die Wagen und Waren zu Wasser nach dem 35 Kilometer von Manjanga entfernten Mpakambendi zu bringen und dort vom Ufer aus eine für Wagen fahrbare Straße nach dem Plateau anzulegen, während Stanley, von 2 Europäern begleitet, direkt nach dem Stanley-Pool vordringen wollte.

In neuerer Zeit sind die Leistungen der deutschen Mitarbeiter Stanleys von gewisser Seite ziemlich abfällig beurteilt worden. Dieselben sollten weit hinter den Engländern, Franzosen und Belgiern, die am Kongo thätig waren, zurückstehen, ja man bezeichnete sie geradezu als unbrauchbar und als eine Last für das Unternehmen. Diesen Beschuldigungen gegenüber enthält Stanleys Urteil über Herrn Eindner, der sich rasch sein volles Vertrauen zu erwerben wußte, eine glänzende Anerkennung deutscher Leistungsfähigkeit. „Wäre ich,“ schreibt er, „schon bei Beginn der Expedition so glücklich gewesen, zwei solche Männer wie Herr Eindner in meinen Diensten zu haben, dann würde ich bereits im September 1879 den Stanley-Pool erreicht haben.“

Das einzige bedeutende Hindernis auf dem Landwege war nun der Lubamba-Fluß oder — wie er bei der Mündung in den Kongo heißt — Nkenke, ein reißender, etwa 40 Meter breiter Strom. Auf einer Fähre, welche dort eingerichtet ist, gelangte Stanley mit seinen Begleitern über den Fluß und erreichte am 27. Juli das am Gordon-Bennett-Fluß gelegene Dorf Buabua-Ndjali, wo sich wieder eine Fähre befindet. Dem Häuptling dieses Dorfes, der durch seine Fähre ein reicher Mann geworden ist, widmet Stanley eine ausführliche Beschreibung:

„Er ist Schauspieler, d. h. ein Mann, der etwas zu sein vorgiebt, was er nicht ist. Höflich seinen Gästen gegenüber, gleichviel wie oft dieselben kommen, sucht er vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit einem Fremden auf systematische Weise dessen Freundschaft zu gewinnen mit der Absicht, ihn zu plündern. Er macht zuerst den Eindruck, als sei er eitel wie ein Weib und übermütig wie ein Kind; allein ehe man schließlich von ihm Abschied nimmt, hat man die Überzeugung gewonnen, daß er ein grundsatzloser Schurke ist. Stets heißt es: „Mein Bruder, was ist dies? Mein Bruder, was ist das? Oh, wirklich, mein Bruder! Lege das fort, mein guter Bruder! Wirklich ist mein Bruder gekommen, das Land zu sehen? Lieber, guter Bruder!

Wahrhaftig, ein Bruder unter Brüdern! Mein eigener lieber Bruder!“ So schwirrt es beständig um einen herum, und dabei wandern seine Augen fortwährend von der Person zum Eigentum des Fremden, damit ihm nichts entgehe. Und mit welchem Staat umgiebt er sich bei der Ankunft eines Fremden! Ein Löwenfell — ein echtes Löwenfell — wird ausgebreitet, ein fettes hochrotfarbiges Polster, welches die Stelle eines Staatsessels vertritt, wird hingelegt, und respektvoll im Kreise setzen sich die hervorragendsten Angehörigen seines Stammes. Während man auf sein Erscheinen wartet, bereitet Buabua-Udjali sich auf die Zusammenkunft vor, indem er sich in einem Dutzend an den Wänden seines Hauses hängenden Spiegeln beschaut, das Haar glättet, Wangen und Stirn aufs neue mit Ocher beschmiert, unter dem einen Auge einen gelben, unter dem andern einen weißen Strich zieht, den Nasenrücken mit Holzkohle noch schwärzer färbt, den Zopf liebevoll ordnet und die rote Decke in glatte, malerische Falten wirft. Dann erst erscheint Buabua-Udjali! Ich habe oft, wenn ich die Bemühungen der afrikanischen Häuptlinge sah, die prahlende Majestät des Königlichen nachzuäffen, darüber nachgedacht, welches großartige Vorbild sich dieselben zum Muster genommen haben mögen. Mtesa von Uganda ist zu weit entfernt, und in der Nachbarschaft habe ich keinen König entdeckt und von keinem Fürsten gehört, dessen Pomp so berühmt ist, daß derselbe zur Nachahmung dieses phantastischen Königtums Veranlassung geben könnte. Ich muß daher wohl annehmen, daß dieses Streben dem Menschen angeboren ist — dem afrikanischen Nsumu so gut wie dem englischen

Europas Kolonien. II.



Station am Stanley-Pool.

Gerichtsdieners. Doch hat Buabua Ndjali auch einige gute Eigenschaften, welche Leute von solch ungeheurer Eitelkeit gewöhnlich besitzen. Er ist — was man nicht von allen afrikanischen Häuptlingen sagen kann — an seinem Körper sehr reinlich und keineswegs unansehnlich von Gestalt oder von der Natur stiefmütterlich behandelt, vielmehr ein bronzefarbiger, wohlproportionierter Mann von 35 Jahren. Wenn er große Gegenstände erwartet, giebt er zuvor reichlich; wenigstens übertrafen seine Gaben alle anderen, welche ich zwischen Divi und seinem Dorfe erhalten hatte. Vielleicht hat er auch andere gute Eigenschaften, die noch in seiner halbverborgenen Persönlichkeit schlummern.“

Stanley war kaum im Dorfe Buabua-Ndjalis angekommen, als sich ihm ein Neger in Uniform näherte, welchem 2 Neger-Matrosen folgten, deren einer die französische Tricolore trug. Es war der von Brazza am Stanley-Pool zurückgelassene Sergeant Malamine. Er wies ein Schriftstück vor, welches die Übersetzung des von Brazza mit König Makoko geschlossenen Vertrages vor. Brazza, erklärte er, habe ihn beauftragt, dieses Schriftstück allen Europäern zu zeigen, welche in diese Gegend kämen; andere Instruktionen, fügte er hinzu, habe er nicht erhalten. Der schwarze Sergeant sprach geläufig französisch und erwies sich als ein sehr gewandter, der Situation vollkommen gewachsener Mann. Wie groß sein Einfluß bereits war, lernte Stanley bald kennen. In dem großen Dorfe Malina, in dessen Häuptling Gamankono er einen alten Bekannten von seiner letzten Reise wiederfand, war die Stimmung seinen Plänen nicht ungünstig. Gamankono wollte von einer Oberhoheit des Königs Makoko nichts wissen, und erklärte, er sei ebenso Häuptling in Malina wie Makoko Häuptling in Mbe, obwohl der letztere reicher sei und über mehr Krieger gebiete. Gamankono war bereit, Stanley einen Platz zur Ansiedelung zu überlassen, als aber am Abend Malamine in das Dorf kam, änderte sich plötzlich das Benehmen des Häuptlings. Ob ihn nun Malamine durch allerlei Schaudergeschichten, welche er von den Weißen erzählte, mißtrauisch gemacht oder andere Erwägungen ihn beeinflusst haben, kurz, er untersagte plötzlich seinen Leuten allen Verkehr mit Stanley und verweigerte auch den Verkauf von Lebensmitteln. Am nächsten Tage wurde die Stimmung der Eingeborenen von Stunde zu Stunde eine gereiztere, so daß Stanley endlich das Dorf verließ, um unterhalb Mfwa ein Lager aufzuschlagen und von dort aus Unterhandlungen mit einem Häuptling am südlichen Ufer anzuknüpfen. Auf dem Wege nach Mfwa kam es fast zu einem Zusammenstoß mit Eingeborenen, welche Stanleys Kolonne den Weg versperrten, und nur der Hinweis auf die Überlegenheit seines Gefolges bewog sie, sich zurückzuziehen. Bei Mfwa wurde ein Lager aufgeschlagen, aber die Kunde der Vorgänge in Malina war Stanley vorausgeeilt, und die Bevölkerung der ganzen Umgegend verhielt sich ablehnend. Lebensmittel waren nirgends zu erlangen, alle in die Dörfer ausgesandten Boote kamen mit leeren Händen zurück.

Stanleys Lage begann bereits bedenklich zu werden, als Ngalgema, der Häuptling des am andern Ufer gelegenen Dorfes Mamo, sich in seinem Lager einfand. Freudig überrascht erkannte Stanley in ihm jenen Häuptling Itji, mit dem Grant im Jahre 1877 Blutsbruderschaft geschlossen hatte. Itji war in der Zwischenzeit durch Elfenbeinhandel ein reicher Mann geworden und hatte seinen Reichtum zur Erweiterung seiner Macht benützt. Großer Ehrgeiz besaßte ihn, und nachdem er seinen Einfluß über die im Innern wohnenden Wambundu ausgedehnt hatte, strebte er danach, der mächtigste Häuptling zu werden. „Das,“ sagt Stanley, „war der Mann, welcher das Geschick der Association Internationale du Congo in Händen hielt, auf dessen Gnade unsere einzige Hoffnung auf eine friedliche Niederlassung am obern Kongo beruhte.“ Itji oder Ngalgema brachte zwar Ziegen, Schweine und einige Brote als Geschenk für den Blutsfreund mit, aber er verstand es auch, sich für seine Freigebigkeit schadlos zu halten, und erpreßte unter allerlei Vorwänden von Stanley eine Menge Geschenke. Trotz langen Palavers war er nicht zu bewegen, sofort seine Einwilligung zu einer Niederlassung der Weißen zu geben. Die Basombo- und Bakongohändler sollten gedroht haben, ihm und seinen Leuten kein Elfenbein mehr zu verkaufen, wenn er gestatte, daß Weiße sich in der Nähe des Stanley-Pool ansiedelten. Schließlich erklärte er, Stanley solle zehn seiner Sanfibarier bei ihm lassen und zu

seinen nachrückenden Leuten zurückkehren; er wolle indessen mit den anderen Häuptlingen überlegen, ob man ihm die Niederlassung gestatten könne. Und dabei blieb es.

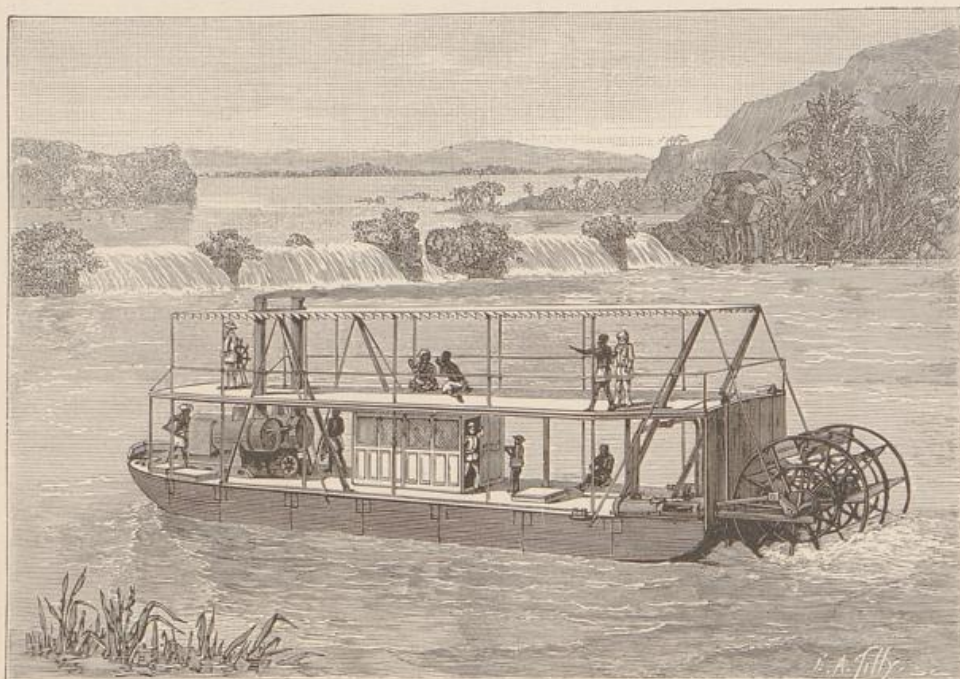
Zehn Sanfibarar unter Kommando Sufis, der schon Livingstone gedient hatte, zurücklassend, eilte Stanley seiner Pionierexpedition entgegen und traf Herrn Lindner am 21. August auf dem Plateau von Mpakambendi. Mit Hilfe der von Stanley mitgebrachten frischen Mannschaft rückte nun die Expedition rasch vorwärts. Am 31. August erreichte man den volkreichen Singa-Distrikt, überschritt dann den Fluß Intissi auf einer von Herrn Albert erbauten festen Brücke und wandte sich jenseits des Flusses wieder dem Kongo zu, da die vielen Unebenheiten des Bodens zwischen dem Intissi und Kinduta das Vordringen zu Lande zu sehr erschwert hätten. Die Boote wurden ins Wasser gebracht, und am 10. Oktober war das untere Ende der Lady-Alice-Stromschnellen erreicht, von wo aus wieder eine Straße gebaut werden mußte. Während die Leute mit dem Verladen der Kessel und Maschinen auf die Wagen beschäftigt waren, traf Sufi mit den bei Ngalsjema zurückgelassenen Sanfibarar ein. Was er berichtete, war nicht sehr erfreulich. Händler aus Sombo hatten den Wambundu gedroht, allen Handelsverkehr mit ihnen abzubreaken, wenn sie den Weißen gestatteten, sich unter ihnen niederzulassen, und die eingeschüchterten Häuptlinge hatten schließlich die Sanfibarar gezwungen, das Land zu verlassen.

Aus Sufis Bericht ergab sich, daß Ngalsjema, der Stanley gegenüber den allmächtigen Häuptling gespielt hatte, nichts anderes war als ein reicher Elfenbeinhändler, der über eine Masse bewaffneter Sklaven gebot. Er war ein Fremdling im Lande der Wambundu, dem diese gestattet hatten, sich dort niederzulassen und das Dorf Kintamo oder Utamo zu erbauen. Er verfügte über 150 Gewehre, und durch Bündnisse mit mehreren Bateke-Häuptlingen und durch Verschwägerung mit den Häuptlingen von Lema und Kimbangu hatte er sich einen großen Anhang verschafft, welcher im Kriegsfall mehr als 1000 Gewehre zur Verfügung hatte, doppelt soviel als alle Wambundu-Häuptlinge. Der Handel hatte ihn allerdings zum reichen Mann gemacht, und in Kintamo lagerten große Vorräte von Elfenbein, Seide, Samt, Baumwollstoffen, Glas und Töpferwaren u. s. w. Stanley schätzte seinen Besitz, die Sklaven ungerchnet, auf 60000 Mark. War ein solcher Mann kein gering zu schätzender Gegner, so blieb doch nach Klarstellung seines Verhältnisses zu den Wambundu die Hoffnung, daß es gelingen werde, die letzteren der Expedition freundlich zu stimmen. Das langsame Vorrücken der Expedition bot Gelegenheit, manche Vorurteile der Eingeborenen zu zerstreuen und die Gerüchte zu widerlegen, welche die um ihr Handelsmonopol besorgten Elfenbeinhändler verbreitet hatten. Trotzdem sollte der schlaue Ngalsjema in den nächsten Wochen noch eine wichtige Rolle spielen und durch seine Falschheit und seine Intrigen Stanley noch manche sorgenschwere Stunde bereiten.

Wir können hier nicht auf die Einzelheiten der langwierigen Verhandlungen eingehen, welche Stanley mit Ngalsjema und den Häuptlingen am Stanley-Pool zu führen hatte und die er in seinem neuesten Werke ausführlich schildert. Trotz der vielen und wertvollen Geschenke, welche er erhielt und trotz immer wieder erneuter Freundschaftsversicherungen sann Ngalsjema stets aufs neue auf Vorrat, und man mußte ständig auf der Hut sein, um nicht von ihm überfallen zu werden. Nachdem die Wambundu-Häuptlinge ihre Zustimmung zur Errichtung einer Station in der Kintamo-Bucht gegeben und Stanley einen Landstrich am Flusse abgetreten hatten, war übrigens die Hauptschwierigkeit beseitigt.

Die Errichtung der Gebäude der neuen Station, welche den Namen Leopoldville erhielt, nahm fast 3 Monate — Dezember 1881 bis Ende Februar 1882 — in Anspruch, denn die gefährliche Nachbarschaft des ränkevollen Ngalsjema zwang zu außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln. Es wurde ein solides Blockhaus errichtet, ein für die Eingeborenen uneinnehmbares Gebäude, „trotz seines Grasdaches feuerfest, weil unter dem letztern eine 2 Fuß dicke Erdschicht liegt, auf welcher das Feuer sich ohne weitem Schaden ausbreiten kann.“ Von dem Blockhaus führt eine aus 2 Reihen Lehmhütten, den Wohnungen der Sanfibarar, bestehende Straße zum Landungsplatze, wo der Dampfer und die Boote lagen. Stanley entwirft von der Station eine begeisterte Schilderung:

„Gerade vor dem Wohnhause des Chefs der Station, welches durch fleißige Arbeit mit der Zeit noch sehr hübsch werden kann, liegt das Becken, auf das seine Arbeit sich bezieht. An Sonntagen haben die Europäer Gelegenheit zu prächtigen Spaziergängen auf einer bequemen Straße zum Leopold-Berg hinauf, von dem man stets eine sehenswerte Aussicht genießt. Von diesem hervorragenden Punkte kann man in mäßiger Entfernung die springenden Gewässer des Kintamo-Wasserfalls, das runde, von Bergen, Klippen und isolierten Gipfeln eingefasste Becken des Stanley-Pool, die große Insel Vamu und die unzähligen zierlichen Schwesterinseln bewundern, entweder im Sonnenschein oder von leichten Nebeln bedeckt oder von schwarzen Wolken



Der zerlegbare Dampfer „Stanley“.



Transport der Bestandteile des Dampfers.

beschattet, welche alles mit Regen zu übersfluten drohen und durch ihre Dunkelheit die Wut des kommenden Sturmes ankündigen. Ist schon in der Nacht Regen gefallen und verspricht der bläulich schillernde Himmel einen hellen, klaren Tag, dann findet die Schönheit des Stanley-Pool und der ihn umgebenden Hügel, Berge und bewaldeten Abhänge kaum ihresgleichen. Dann treten die Berge und die von ihnen umschlossene, mit Inseln besäte Wasserfläche, der seeartig verbreiterte Fluß mit einer solchen Klarheit des Details und Schönheit der Umrisse dem Beschauer entgegen, daß er sie immer von neuem betrachten muß, selbst wenn er jeden Punkt der Landschaft schon bis zum Überdruß gesehen zu haben glaubt. Aber auch der Blick nach dem Innern des

Landes und nach Westen ist nicht zu verachten. Um einen wirklichen Genuß zu haben, kann ich den Aufstieg auf das Dach eines der Gebäude auf dem Hügel in Wahrheit empfehlen, weil dort die Aussicht auf die ganze Umgegend durch die Kronen der in der unmittelbaren Nachbarschaft stehenden Bäume nicht behindert wird. Man wird von dem weitem Gesichtsfelde, der größern Schönheit der wilden felsigen und Tafelberge, der gewundenen waldbedeckten Schluchten, der schlangenförmigen Vertiefungen und unregelmäßigen Wellenform des Landes geradezu überrascht. Dort liegt die massive Felsmasse des kahlen Jumbi-Gipfels, der Kegel des Usangu und der fast viereckige Kinduta-Berg; zur Linken dehnt sich der düster bewaldete Rücken von Lamanfori aus, zur Rechten steigt die hohe Bergkette von Usansi auf. Jenseits des Kongo erstrecken sich die mit üppigem braunen Grase bedeckten Ebenen von Mundele-Masuna bis weit ins Innere, und gerade gegen-



Typen der Haoussa.

über liegen die dichten Haine, welche die Dörfer Buabua-Mdjalis und Gampas beschatten. Aus den Tiefen des dunkeln grünen Laubwerks schießen die beiden silberfarbenen Ströme des Gordon-Bennett hervor, während ein von der Sonne beschienener langer breiter Wasserstreifen sich in der Ferne immer weiter nach dem Herzen des Berglandes zu verliert."

Ngalgema hatte, nachdem alle seine Ränke an Stanleys Vorsicht und energischem Auftreten zu schanden geworden, für gut befunden, einzulenken und sich ebenfalls die Freundschaft der Weißen zu sichern. Die Zeremonie des Brüderschaftsschließens endete am 9. April die Periode der Anfeindungen, deren Gegenstand die Expedition monatelang gewesen war. Sie wurde hier in feierlicherer Weise vollzogen als bei den wilden Völkerschaften am obern Kongo, wo die Blutsbrüder einer das Blut des andern auffangen, welches aus einer Wunde hervorquillt, die sie sich am Arm beigebracht haben. Auch hier wurden, während Stanley und

Ngaljema die Arme über Kreuz hielten, Einschnitte in dieselben gemacht, dann aber etwas Salz auf die Wunde gestreut, und während sie sich gegenseitig rieben, von Susi und dem Fetischmann von Kintamo alle möglichen bösen Folgen auf das Haupt desjenigen herabbeschworen, der die Brüderschaft verletzen würde.

Nachdem alle Arbeiten in der Station vollendet und dieselbe möglichst gesichert war, trat Stanley am 19. Mai auf dem Dampfer „En Avant“ eine Forschungsreise nach dem Kwa-Flusse an, welcher, von Nord-Ost kommend, auf dem linken Ufer in den Kongo einmündet. Der Kwa ist sehr reißend und bei seiner Mündung 410 Meter breit, oberhalb des Dorfes Mabua steigt aber seine Breite auf mehr als 3 Kilometer, so daß er fast dem Kongo gleich wird. Unzählige Inseln liegen dort in dem Flusse, die mit Gras bewachsen und von Scharen von Silberreiher, Enten und Pelikanen bewohnt sind, während Flußperde das Wasser beleben. Bei dem großen Dorfe Musije vereinigen sich zwei Flüsse, der Msini, dessen Wasser so dunkelbraun wie Kaffee ist, und der hellgraue Mbihe, und bilden den Kwa, an dessen beiden Ufern noch lange Zeit die dunklere oder hellere Färbung des Wassers erkennbar bleibt. Die Dörfer, welche die Niederlassung Musije bilden, dehnen sich $7\frac{1}{2}$ Kilometer weit ohne Unterbrechung am Ufer aus und dürften von etwa 5000 Menschen bewohnt sein. Stanley wurde von den Eingeborenen, welche der Anblick des Dampfers mit Staunen erfüllte, überall freundlich aufgenommen. Auch hierher war schon die Kunde von Bula-Matari gedrungen. Die Königin Gankabi von Musije versuchte zwar, ihn von der Weiterfahrt abzuhalten, indem sie erzählte, daß die weiter flussaufwärts wohnenden Leute schlecht seien und ihn töten würden, aber er ließ sich dadurch von seinem Entschluß, den Msini bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit hinaufzufahren, nicht abbringen. Der Lohn seiner Ausdauer war die Entdeckung eines großen Sees, welcher den Namen König-Leopold-See erhielt. Stanley umfuhr denselben vom 27. Mai bis zum 1. Juni und erreichte am 28. unter $1^{\circ} 28'$ südl. Br. das Ende desselben. In jede tiefere Bucht wurde hineingesteuert, in der Hoffnung, dort die Mündung eines Flusses zu entdecken, aber man fand nur einen am nördlichsten Ende, den man etwa $7\frac{1}{2}$ Kilometer weit hinauffuhr. Die Eingeborenen ergriffen überall vor dem Dampfer schon die Flucht, und einmal nahmen sie, als man sich dem Ufer näherte, eine so drohende Haltung an, daß Stanley nicht zu landen wagte. Die Lebensmittel gingen indessen zu Ende, und bei Stanley begannen sich die Anzeichen eines nahenden Fiebers einzustellen. Er mußte sich daher mit dem bisher Gesehenen begnügen und die Rückfahrt antreten.

Die größte Tiefe, welche man in dem See gemessen hatte, betrug 7,5 Meter, durchschnittlich war er etwa 5 Meter tief und bedeckte etwa 1860 □ Kilometer. Das nördliche Ufer besitzt mehrere Buchten und kleine Häfen und besteht aus einer dicht bewaldeten Hügelkette. Am Abfluß des Msini fand man viel Tierleben. „Vachstelzen und Strandläufer liefen am Strande lebhaft umher; Elstern hüpften von Busch zu Busch; ernste Fischadler betrachteten uns neugierig von ihrer hohen Warte auf den Bäumen; Papageien schwirrten mit schwerfälligem Fluge und schrillum Gekreisch über unseren Köpfen hin; eine Familie von Weibervögeln, mit der gelben Brust nach oben, hockte unter ihren Nestern; Taucher verschwanden ängstlich aus unserer Nähe, und hier und dort kroch ein faules, wohlgenährtes, fettes Krokodil, erboht über die Störung, langsam dem Wasser zu.“

Als Stanley in Musije ankam, war das Fieber bereits zum Ausbruch gekommen, und der Dampfer blieb deshalb 4 Tage beim Dorfe der Königin Gankabi liegen, ohne daß Stanleys Zustand sich besserte. Nachdem man Leopoldville erreicht, mußte er in die Station getragen werden und lag dann mehrere Tage bewusstlos. Als er für wenige Augenblicke das Bewußtsein wieder erlangte, gab er Befehl, ihn nach Vivi zu bringen. Obwohl sich während des Transportes auch noch eine Magenentzündung einstellte, siegte doch seine kräftige Natur über die böse Krankheit, und als er am 8. Juli in Vivi ankam, war er zwar noch sehr entkräftet, aber doch schon außer Gefahr. In Vivi fand er Dr. Pechuel-Eöschke vor, der von der Association abgesandt worden, um ihn im Falle einer Krankheit zu vertreten. Nichts konnte Stanley in diesem Augenblick willkommener sein als die Ankunft eines Stellvertreters, umso mehr, da ihm derselbe als ein höchst energischer Mann geschildert wurde. Nachdem er ihm die nötigen Informationen erteilt und ihm die Leitung des ganzen

Unternehmens übergeben hatte, schiffte sich Stanley auf dem Dampfer „La Belgique“ ein, der ihn nach San Paulo de Loanda brachte, von wo er sich nach Europa begab.

Das ganze Unternehmen am Kongo hatte völlig auf Stanleys Schultern geruht, und nach seiner Abreise mußte unbedingt ein Stillstand in den Arbeiten und dann ein Rückschritt eintreten, wenn sein Nachfolger nicht ein Mann war, der ihn in jeder Beziehung zu ersetzen vermochte. Der Rückschritt trat nun auch wirklich ein und Stanley fand, als er 1882 an den Kongo zurückkam, alle Stationen in einem trostlosen Zustand und manche dem Verfall nahe, aber trotzdem war seine durch Gesundheitsrücksichten erzwungene Reise nach Europa für das Unternehmen ein Glück, da sie ihm Gelegenheit bot, die Pläne seines Rivalen Brazza kennen zu lernen und Maßregeln zur Abwendung einer neuen drohenden Gefahr zu treffen.

Brazza war indessen nicht müßig gewesen. Sein Zusammentreffen mit Stanley war auch für ihn eine Mahnung, keine Zeit zu verlieren. Anstatt, wie er anfangs beabsichtigt, nach Europa zurückzukehren und dort eine neue Expedition auszurüsten, landete er in Libreville, entschlossen, den Vorsprung, den er bereits vor Stanley erlangt hatte, auszunutzen. Nach nur zweitägigem Aufenthalt fuhr er schon wieder stromaufwärts, ohne abzuwarten, bis Dr. Ballay und Leutnant Mizon, die ihn begleiten sollten, angekommen waren. Von einer mit Aduma- und Mfanda-Leuten bemannten Flottille begleitet, erreichte er ohne Unfall Franceville. Da er dort seine Reisegefährten, welche ihm die nötigen Ausstattungsgegenstände nachführten, erwarten mußte, benutzte er die Zeit seines gezwungenen Aufenthaltes zur Errichtung eines Postens am Zusammenfluß des Ngele und Gamboa, welcher den Namen Ulima erhielt. Erst Ende September 1881 traf Leutnant Mizon ein und übernahm das Kommando der Station Franceville. Dr. Ballay war noch am Gabun zurückgeblieben, da die Dampfschaluppe, welche er nach Franceville bringen sollte, Reparaturen erforderte. Brazzas Ungeduld ertrug keine neue Verzögerung. Er sah, daß seine Pläne seitens der Regierung nicht jene Unterstützung fanden, welche er für wünschenswert hielt, und rasch entschloß er sich, nach Frankreich zurückzukehren und dort selbst für die gründliche Ausnutzung seiner Errungenschaften zu wirken. Der kürzeste Heimweg war die Fahrt den Ogowe abwärts, aber Brazza wollte auch die Zeit, welche er zur Heimreise brauchte, ausnützen, und beschloß daher, durch unbekanntes Gebiet zur Küste vorzudringen. Er verließ Franceville im Dezember 1881, folgte bis auf das Plateau von Ascikuya dem ihm schon von seiner frühern Reise bekannten Wege, wandte sich aber dort nach Süden und drang zum Niadi vor, dessen Lauf er folgte. Vergebens versuchten die Bafamba, ihm den Weg zu versperren. Er schlug ihren Angriff zurück und erreichte am 17. April Landana. Der Wall, welchen einige Jahre zuvor die Loango-Expedition vergebens zu durchbrechen sich bemüht, durch den auch die Missionäre nicht zu dringen vermocht, war durchbrochen. Wieder hatte es sich gezeigt, daß Forschungsreisen von Osten her leichter durchzuführen sind als von Westen, wo der Eigennutz und das Handelsinteresse zahlreicher kleiner Machthaber auf Schritt und Tritt dem Reisenden Schwierigkeiten in den Weg legen. Brazza war überdies insofern günstiger gestellt als die Mitglieder der Loango-Expedition, als er nicht auf den Beistand von Eingeborenen als Lastträger angewiesen war, da er in den Laptots, welche er vom Senegal mitgebracht, eine genügende Anzahl verlässlicher Träger besaß.

Für Brazzas Erwerbungen am obern Ogowe und Kongo war diese Reise von der größten Wichtigkeit. In 4 Monaten hatte der unermüdlche Reisende eine neue Straße nach dem obern Kongo eröffnet, und das Kuilu-Thal, durch welches er gezogen, gewährte überdies so große Vorteile beim Warentransport, daß es unbedingt als die bequemste Straße nach dem Innern angesehen werden mußte, mit welcher die so viele Schwierigkeiten bietende Straße von Boma zum Stanley-Pool nicht zu konkurrieren vermochte, ganz abgesehen davon, daß die im Kuilu-Thal vorhandenen reichen Kupfer- und Bleilager den Wert dieser Route erhöhten.

Von Landana begab sich Brazza sofort nach Frankreich, um dort persönlich für seine Pläne Propaganda zu machen. Er konnte den Boden des Heimatlandes zu keiner günstigeren Zeit betreten. Der Feldzug gegen Tunis war vor kurzem beendet, Frankreichs Kolonialbesitz an der Nordküste Afrikas durch das über Tunis

erlangte Protektorat bedeutend vermehrt, und infolge dessen auch in Frankreich die Lust zu kolonialen Unternehmungen wieder rege geworden. Die Agitation Brazzas, der auf so große Erfolge hinweisen konnte, fand in der Bevölkerung günstige Aufnahme, und die Regierung konnte unter dem Druck der öffentlichen Meinung nicht länger zögern, ihm die ausgiebigste Unterstützung zuteil werden zu lassen. Die Kammer genehmigte den Vertrag, den Brazza mit König Makoko geschlossen hatte, und bewilligte am 11. Januar 1885 zur Ausrüstung einer neuen Expedition und zur Errichtung von Stationen in dem erworbenen Gebiet 1275000 Franken. Außerdem wurden Brazza vom Kriegsminister Waffen, Munition und Fahrzeuge zur Verfügung gestellt. Zum Vertreter Frankreichs im Kongo-Gebiet ernannt, schiffte sich Brazza schon am 21. April abermals ein, um sich an die Loango-Küste zu begeben und von dort nochmals ins Innere vorzudringen. Diesmal war aber trotz aller Eile, mit der die Ausrüstung betrieben worden, Brazza derjenige, der zu spät kam. Stanley hatte nicht nur am Kongo große Fortschritte gemacht, sondern auch Expeditionen unter der Leitung belgischer und englischer Offiziere in das Kuilu-Thal gesandt, welche mit vielen Häuptlingen Verträge abgeschlossen und auch schon Stationen errichtet hatten. Brazza mochte geahnt haben, daß sein Rival in dem großen Kampfe um den Kongo seine Abwesenheit benutzen werde, um für die Überrumpelung am Stanley-Pool Revanche zu nehmen. Er hatte deshalb die Absendung des Nvijo „Sagittaire“ an die Loangoküste veranlaßt, durch welchen noch vor dem Eintreffen seiner Expedition an der Küste Fuß gefaßt werden sollte. Nun war man doch zu spät gekommen und mußte sich zunächst mit der Besetzung von Loango und Ponta Negra, sowie mit der Errichtung der Station Ngotu am untern Kuilu begnügen. Brazza, der indessen mit 50 Europäern und einer Schar von 350 Laptots und Kruteuten in Libreville angekommen war, von dort aber sofort an die Loango-Küste eilte, erkannte alsbald, daß die Früchte seiner Entdeckungen unwiderruflich zum großen Teil schon von anderen geerntet waren und daß man mit dem vorlieb nehmen müsse, was noch zu erlangen war. Was hier verloren worden, sollte durch rasches Vordringen vom obern Ogowe aus wieder eingebracht werden, und Brazza eilte daher zu seiner Expedition zurück, welche indessen an der Ogowe-Mündung und dann bei den ersten Stromschnellen, wo die Schiffbarkeit des Stromes für die Dampfer aufhörte, mit der Errichtung neuer Stationen begonnen hatte.

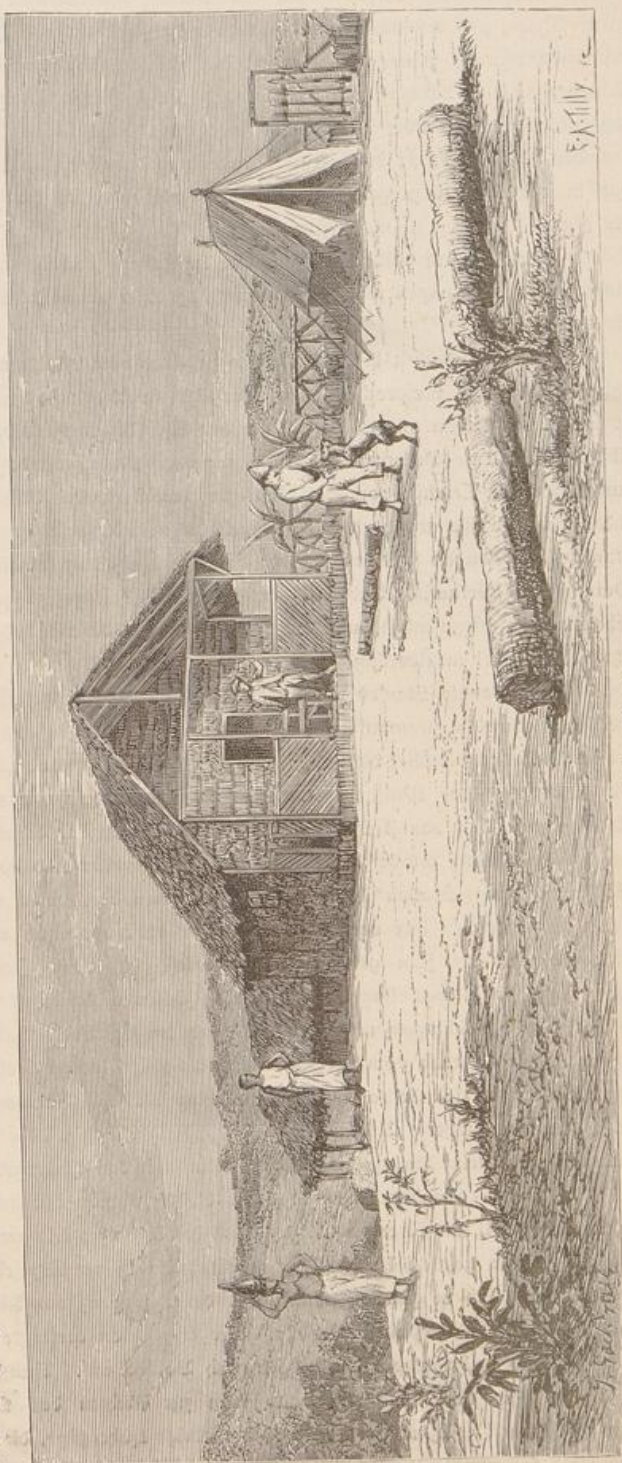
Die Überflügelung Brazzas war Stanley dasmal dadurch gelungen, daß er vor demselben an den Kongo zurückkehrte, sobald er während seines Aufenthaltes in Europa durch die Vorgänge in Frankreich belehrt worden, daß dem Unternehmen der Association ernstlich Gefahr drohe. Er hatte, obwohl seine Gesundheit noch nicht völlig hergestellt war, die Leitung der ferneren Unternehmungen wieder übernommen, unter der Bedingung, daß ihm bald ein tüchtiger Mann nachgesandt werde, um die Oberaufsicht in den Niederlassungen am untern Kongo zu führen. Die Unzuverlässigkeit, Untauglichkeit und der Ungehorsam der mit der Leitung der einzelnen Stationen betrauten Europäer hatte ihn früher so oft in seiner freien Bewegung gehindert, daß er diese Last jetzt unbedingt von sich abwälzen wollte. Er ahnte damals noch nicht, in welchem Zustande er bei seiner Rückkehr seine Schöpfungen wiederfinden sollte, und wie wenig sich die am Kongo zurückgelassenen Europäer bewährt hatten.

Als er nach fünfmonatlicher Abwesenheit in Vivi ankam, fand er die Station im Zustande des Verfalls und der größten Unordnung. „Der deutsche Herr,“ schreibt er, „der mir so vorzügliche Zeugnisse hinsichtlich seiner gewaltigen Charakterstärke und seines ernstesten Willens, seiner allbekannten Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse überbracht hatte, war fort und schon vor fast einem Monat nach Hause gereist! Die Expedition war beinahe 4 Wochen ohne Führer. Der Chef von Vivi, der zweite im Rang, war ebenfalls verschwunden; der Agent von Leopoldville, die drittwichtigste Person, genoß den Landaufenthalt an der Küste; der Chef von Tsangila war in die Heimat geeilt, der zweite Vorsteher von Leopoldville geflohen, der Kapitän der „La Belgique“ von irgend jemand entlassen, der „En Avant“ von einem rachsüchtigen Bösewicht seines Dampfventils beraubt, und hatte seitdem unthätig und unbrauchbar wie ein Stück Holz am Landungsplatz von Leopoldville gelegen.“

Während Stanleys ganze Kraft durch die Reinigung dieses Mugasstalles in Anspruch genommen wurde, verlor er doch die nicht minder wichtige Aufgabe, Brazza zuvorzukommen, nicht aus den Augen. Unter Führung des Kapitäns Elliot wurden 4 Europäer und einige 70 Farbige am 13. Januar 1883 nach dem Kuilu-Niadi geschickt, um dort für die Association sowohl im Binnenlande als an der Küste nördlich vom Kongo Erwerbungen zu machen. Nachdem dann in der Station die Ordnung wieder hergestellt war, ging Stanley daran, mit allen Häuptlingen der Umgegend Verträge abzuschließen und sie zu bewegen, ihre Souveränitätsrechte der Association abzutreten. Von Tsangila, wohin er sich zunächst begab, sandte er unter Führung des Leutnants van de Velde am 5. Februar eine zweite Expedition an den Kuilu-Niadi und setzte dann die Verhandlungen mit den Häuptlingen wegen Abtretung der Hoheitsrechte fort.

Die schlimmsten Zustände traf Stanley in Leopoldville. Er hatte gehofft, dort eine Reihe neuer Wohnhäuser und Magazine, neuangelegte Gärten und Felder vorzufinden, und mußte nun sehen, daß die Expedition nicht nur keine Fortschritte aufzuweisen hatte, sondern noch zurückgegangen war. Wohin er blickte, begegnete er Anzeichen der Verwahrlosung. Überall Gras: „auf der Terrasse Gras, an ihren Abhängen hohes, üppiges, dickes Gras, in den Spalten der Mauern des einen Wohngebäudes Gras, auf den der Rinde entkleideten 3 Pfeilern der Veranda ein feuchtes Grün, die breite Straße des Arbeiterdorfes wie ein von Gras bedeckter Sumpf, über welchem die Dächer der Hütten nur von den höheren Punkten der Terrasse aus zu entdecken waren.“ Der Dampfer und das Walfischboot, welche nie gereinigt worden, waren verrostet und fast ruiniert. Das Schlimmste war aber, daß während Stanleys Abwesenheit das gute Einvernehmen mit den Eingeborenen getrübt worden, und

Europas Kolonien. II.



Station Tsangila.

seitdem aller Verkehr derselben mit der Station unterbrochen war. Es kostete viele Mühe, die Häuptlinge zu versöhnen, und erst nach langem Palaver, zu welchem alle Häuptlinge der Umgegend mit großem Gefolge erschienen waren, gelang es Stanley, das frühere Verhältnis wieder herzustellen. Zugleich bewog er die Häuptlinge zum Abschluß eines Vertrages mit der Association, in welchem dieser das ausschließliche Recht zugestanden wurde, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Häuptlinge verpflichteten sich auch, keinem Fremden, der sich nicht durch eine Empfehlung der Beamten der Association legitimieren könne, den Aufenthalt in ihrem Lande zu gestatten und ihre Verbindung mit der Association an jedem Sonntag durch Aufhissen der Flagge derselben zu manifestieren.

Bald darauf verlangten auch die Häuptlinge von Kinchassa den Abschluß eines Vertrages, und nach längeren Verhandlungen wurde die Errichtung einer neuen Station vereinbart, deren Leitung Herr Swinburne übernahm.

Die Zwischenzeit benutzte Stanley zu einer völligen Reorganisation der Station. Er hatte den Häuptlingen im Palaver versprochen, alle Europäer, welche mit ihnen in Streit geraten waren, aus der Station zu entfernen. Schon am 1. April hatte der Chef der Station, der sein Amt so nachlässig verwaltet hatte, den Abschied erhalten. Dann wurde der Bau neuer Wohngebäude begonnen, das überwuchernde Gras überall ausgerissen, die Terrasse vor dem Blockhaus erweitert, ihre Abhänge mit Steinen belegt, Bananen, Mangos und Flaschenfurchen gepflanzt. Die Eingeborenen, welche sich so lange von der Station, wo man sie während Stanleys Abwesenheit schlecht behandelt hatte, ferngehalten, kamen nun wieder regelmäßig dorthin und brachten Waren zum Verkauf. Während der abgesetzte Chef gezwungen war, Leute meilenweit zum Einkauf von Lebensmitteln wegzusenden, und die Station infolge dessen ständig von Hungersnot bedroht war, hatte man jetzt Lebensmittel in Überfluß.

Nun konnte Stanley wagen, die Station sich selbst zu überlassen und die Führung einer Expedition zu übernehmen, welche stromaufwärts zu weiteren Entdeckungen ausziehen sollte. Eine kleine Flottille verließ am 9. Mai 1883 Leopoldville: die beiden Dampfer „En Avant“ und „Royal“, eine indessen vollendete Dampfbarasse „A. J. A.“ und das Walfischboot. Die Expedition, welche aus 80 Mann bestand, nahm das vollständige Material zum Bau von 2 Stationen mit und Proviant für dieselben für 6 Monate.

Nachmittag wurde die Station Kimpoko erreicht und dort Halt gemacht. „Kimpoko sollte eigentlich „Schöne Ausichts-Station“ heißen, weil man von dort einen herrlichen Blick auf den prächtigen, breiten Strom hat, der sich hier volle $7\frac{1}{2}$ Kilometer weit ausdehnt, während man denselben abwärts 20 bis 25 Kilometer weit bis zum grauen Horizont verfolgen kann. Im Norden sieht man eine lange Strecke der Vamu-Insel, und weit hinter den höchsten Bäumen derselben erheben sich die purpurnen Hügel, welche die Brazzas Ansiedelungen umgeben, während im Osten die halbmondförmigen Mauern der Dover-Klippen aufsteigen. Eine Strecke vom Uferlande entfernt stehen einige Pfeilern gleiche Hypphaena-Palmen, deren fächerartige Blätter im Winde rauschen, und in der Nähe, $\frac{1}{2}$ Kilometer vom Wasser, beginnen niedrige Hügel, hinter denen ein höherer Rücken sich erhebt, für welchen wieder die Ausläufer des unter der Herrschaft von Njumu-Nguma stehenden Hochlandes von Banjumu den Hintergrund bilden.“

Mehrere Stunden Fahrt brachten die Expedition am folgenden Tage zur nordöstlichen Einfahrt in den Stanley-Pool, und sie erreichte am Abend des 3. Tages Mbuata, wohin Stanley schon vor einem Jahre den Leutnant Janssen gesandt hatte. Hier war kein Anlaß zur Unzufriedenheit, die von Leutnant Janssen errichtete Station befand sich in gutem Zustand, und der Häuptling von Mbuata, Papa Gobila, ein alter, sehr beliebter Mann, mit ihm in herzlichem Verkehr. Die Expedition versorgte sich in Mbuata mit frischem Proviant und brach erst nach mehrtägigem Aufenthalt nach Bolobo auf. Nachdem man früh morgens an der Mündung des Kwa-Flusses vorbeigefahren, hatte man zur Rechten das Land Ujansi, zur Linken Mbe. Längs des linken Flußufers (in Ujansi) erstreckten sich niedrige Höhenzüge, die sich allmählich senkten und gegen den Fluß zu in steile Felsenspitzen ausliefen, während die auf dem rechten (Mbe-) Ufer bis etwa 90 Meter ansteigenden

Hügel meist bewaldet waren. Gegen Mittag erreichte man die etwa 250 Meter breite Mündung des Lawson-Eufini-Flusses, in welcher mehrere kleine Inseln liegen, die den Fluß in zwei Hauptarme teilen. Er bildet die Grenze zwischen dem von Sumu-Ataba beherrschten Bateke-Gebiet Mbe, und den Dörfern der Bateke, welche unter der Herrschaft der Häuptlinge Muudjuba und Kamolondo stehen. Bald nach seiner Einmündung in den Kongo ändert sich die Landschaft: auf dem linken Ufer sieht man von Palmengruppen umgebene Dörfer und Palmenhaine, die sich stellenweise bis zum Flusse erstrecken, während in der Ferne wieder Höhenzüge auftauchen, und auf dem rechten Ufer treten die Hügel zurück, und fruchtbares Land breitet sich zwischen ihnen und dem Flusse aus.

„Nachdem man die „Felsenspitze“ passiert hat,“ sagt Stanley, „und die Verbreiterung des Flusses in Sicht gekommen, ist man erst in die eigentliche Region des obern Kongo eingetreten. Von Boma an, wo der untere Flußlauf mehr die Breite eines Meeresarmes besitzt, sind wir bis jetzt in einem Engpaß oder Dëfilé gefahren; von Boma nach Vivi dampften wir zwischen zwei gebirgsartigen Höhenzügen dahin; zwischen Vivi und Ijangila zogen wir durch eine der spaltenförmigen Mulde des Kongo parallel laufende schmale Vertiefung; zwischen Ijangila und Manjanga liefen unsere Boote durch ein gewundenes schluchtartiges Thal, und zwischen Manjanga und Leopoldville marschierten wir dem Rande eines tiefen Risses in dem Hochplateau entlang, durch den der Kongo sich mit beständigem Tosen hindurchwölzt. Nachdem wir dann in der seeartigen Ausweitung des Flusses, dem Stanley-Pool, eine Weile aufgeatmet hatten, wurden wir aufs neue eingeengt von zwei Höhenzügen von mehr oder weniger malerischer Schönheit, bis wir die Felsenspitze oberhalb Tschumbiri erreichten, wo wir in eine zweite seeartige Ausweitung gelangten, welche die ungestümen Gewässer aus den niedrigen Vorlanden und Ebenen herausgespült haben, die sich ohne irgendwelche wahrnehmbare Erhöhung oder Hügelbildung nach beiden Seiten weithin ausdehnen, bis wir uns dem Nebenfluß Bijerre nähern. Diese fruchtbare Zentralregion, deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichtum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europas zu bringen, vollauf bezahlt machen wird, ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika. Nicht die Hochlande der Seegegend mit den Millionen Schluchten und backofenheißen Thälern, kahlen, kaum mit Gras bewachsenen Hügelspitzen und kleinen Grasebenen, auf denen hier und dort eine Baumgruppe oder ein dschungelartiger Wald wie eine Insel über der weiten Graswüste hervorragt, strebte ich zu erreichen, sondern diese Millionen Acker des ebenen Bodens, der eigentliche Kern Afrikas, sind es, welche die Mühe wert sind, die 360 Kilometer dicke, rauhe Bergschale zu durchbrechen, welche ihn von der Energie der Europäer trennt, die, wenn sie nur dahin gelangen könnten, der Welt bald zeigen würden, wie viel Gutes aus Afrika kommen kann.“

Der Strom wird oberhalb Tschumbiri wieder seeartig breit, und die Expedition brauchte eine volle Stunde, um vom rechten auf das linke Ufer hinüberzukommen. Weiterhin teilen ihn viele Inseln in 5 breite Arme. Einzelne Inseln sind mit dichtem Wald bedeckt, aus welchem mächtige Baumwollbäume emporragen. Bei der sogenannten Zwei-Palmen-Spitze wurde gelandet und ein Lager aufgeschlagen. Dort kam unangenehme Nachricht. Eingeborene überbrachten einen Brief, in welchem gemeldet wurde, daß zwei Leute von der in Bolobo errichteten Station von einem benachbarten Häuptling ermordet worden seien. Bei der Ankunft in Bolobo fand Stanley die beiden Offiziere, welche mit 25 Mann als vorgeschobener Posten dort lebten, in der größten Erregung. Der Häuptling Ibaka, von welchem Kapitän Hanssens seiner Zeit die Erlaubnis zum Bau einer Station erhalten hatte, ein sehr energischer Mann, hatte in langen Kämpfen die schon von seinem Vater ausgeübte Herrschaft über ganz Bolobo sich sichern müssen, und die anderen Häuptlinge sahen daher mit Neid und Mißgunst seine Verbindung mit den Weißen, durch welche nach ihrer Ansicht sein Übergewicht noch vermehrt wurde. Haß gegen die Weißen war die nächste Folge, und sie suchten denselben auf alle mögliche Art Schwierigkeiten zu bereiten. Trotzdem schien sich allmählich ein besseres Verhältnis herauszubilden, als plötzlich ihr Haß neue Nahrung erhielt. Der Häuptling Gatula beschuldigte seine Frau unerlaubten Umgangs mit Leuten von der Station, und als er dort in ungestümer Weise sich beschwerte und deshalb

schimpflich aus der Station gejagt wurde, rächte er sich, indem er 2 zum Holzfällen ausgesandte Leute erschoss. Am Tage darauf forderte ein in den Zweigen eines Baumes versteckter Mann aus Gatulas Dorfe den Sergeanten Khamis heraus und wurde von diesem erschossen.



Vivi im Jahre 1885.

Das war der Thatbestand, den Stanley feststellte. Die Lage war eine sehr schwierige. Die Tötung seiner Leute durfte nicht ungestraft bleiben, da sonst leicht der Fall eintreten konnte, daß jeder dieselben für vogelfrei hielt und sie bei der ersten besten Gelegenheit niederschoss. Andererseits war, wenn der Thäter sich



Bootsfahrt über Stromschnellen.

nicht zu einem gütlichen Ausgleich herbeiließ und ein Sühnegeld zahlte, seine Züchtigung durch Zerstörung seines Dorfes zwar leicht zu erreichen, aber solch feindliches Auftreten konnte für die weitere Ausbreitung der Weißen verhängnisvoll werden. Blutvergießen mußte, da man noch weiter stromaufwärts vordringen wollte, um jeden Preis vermieden werden, denn wenn die Nachricht davon, durch allerlei Gerüchte ausgeschmückt, zu



Alter und junger Wollbaum (*Eriodendron anfractuosum*).

anderen Völkern kam, konnte sofort das Mißtrauen derselben erregt werden. Es kam also alles darauf an, ob Gatula sich bereit finden ließ, ein Sühnegeld zu zahlen, oder ob er es auf die Entscheidung durch die Waffen ankommen lassen wollte. Gatula und der ihm befreundete Manga begannen sich in ihren Dörfern zu verschanzen und sandten ihre Frauen und Kinder landeinwärts, aber durch Stanleys energisches Auftreten und dank der Vermittelung Ibakas kam doch ein friedlicher Ausgleich zustande. Stanley hatte als Blutgeld für die Familien der Ermordeten 3000 Messingstangen, welche einen Wert von etwa 1000 Mark hatten, verlangt, ermäßigte aber seine Forderung auf etwa 840 Mark, welche Gatula zahlte. Da er die Kosten des von Ibaka mit mehreren anderen Häuptlingen abgehaltenen Gerichts — 120 Messingstangen im Werte von 60 Mark — ebenfalls tragen mußte, hatte er eine empfindliche Einbuße erlitten, und es war anzunehmen, daß er sich künftighin hüten werde, mit den Weißen wieder in Konflikt zu geraten.

Nachdem diese schlimme Angelegenheit erledigt war, wurde es Stanley nicht schwer, in einer großen Versammlung der Häuptlinge diese zu bewegen, einen Vertrag mit der Association abzuschließen, in welchem die Abtretung des derselben überlassenen Gebietes bestätigt wurde.

Nachdem so der Schaden, der während seiner Abwesenheit durch die Beamten der Association angerichtet worden, wieder gut gemacht war, konnte Stanley daran denken, weiter stromaufwärts vorzudringen, um auch mit jenen Gegenden Verbindungen anzuknüpfen, in denen er auf seiner Reise so viel durch die Feindseligkeit der Bevölkerung gelitten hatte. Er setzte seine Fahrt Kongo aufwärts diesmal bis zum Äquator fort und gründete dort an der Mündung des großen Urufi (Mahindu) eine Station, welche den Namen Äquator-Station erhielt. Eine kleine Strecke unterhalb derselben fuhr Stanley in einen Nebenfluß des Kongo ein und entdeckte den großen See Mahumba, dessen südliches Ende dem Nordende des König-Leopold-Sees bis auf etwa 30 miles nahekommen soll.

Von all den großen Erfolgen, welche Stanley auf seiner Äquatorfahrt erzielt, wurde die Welt nur durch einen Brief von wahrhaft lakonischer Kürze in Kenntnis gesetzt. Seitdem Stanley wußte, daß er einen Konkurrenten am Kongo hatte, war der Schleier, welcher alle Vorgänge in dem Flußgebiet umgab, noch dichter geworden als er früher schon war, und erst die vollzogenen Thatsachen wurden bekannt. Eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit herrschte nach Stanleys Rückkehr von Europa am Kongo, und die Jahre 1883 und 1884 weisen eine Reihe großartiger Fortschritte des Zivilisationswerkes auf. Stanley selbst ging allen mit gutem Beispiel voran, denn kaum war die Expedition vom Äquator zurückgekehrt, rüstete er sich schon wieder zu einer neuen.

Am 24. August 1883 brach Stanley auf dem „En Avant“ von Leopoldville auf. Bei der Station Mfuata schlossen sich ihm der „Royal“, „l'Association internationale africaine“ und das große Boot „l'Éclairer“ an, und am 27. war die kleine Flottille bereits bei der neugegründeten Station Kwamouth, welchen in vorzüglicher und gesunder Lage errichteten Posten der schwedische Leutnant Papels leitete, angelangt. Nach kurzem Aufenthalt ging es weiter nach Bolobo, wo ernste Streitigkeiten mit den unruhigen Bajanzi zu schlichten waren. Die Entfernung des Chefs, welcher während Stanleys Anwesenheit in Europa mit den Häuptlingen in Streit geraten war, hatte die Beziehungen zu denselben zwar gebessert, aber nur für kurze Zeit. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen den Weißen und den Eingeborenen nahm bald ein Ende, und als eines Tages wieder Streitigkeiten ausbrachen, griffen die Bajanzi die Station an und steckten sie in Brand. Es kostete nun viele Mühe, eine Versöhnung zustande zu bringen und das alte Verhältnis wieder herzustellen. Stanley blieb 2 Wochen in Bolobo, bis nach Unterzeichnung des Friedensvertrages die Station wieder aufgebaut war.

Auf der Fahrt nach der Äquator-Station, welche man in 13 Tagen erreichte, wurde noch an der Mündung des Mbossi (Mima) in einer sehr fruchtbaren Gegend beim Dorfe Kulolela eine neue Station gegründet, und dann der Häuptling Irebu von Usindi besucht, den man noch ebenso freundlich gesinnt fand wie vor einigen Monaten. Am 29. September war die Äquator-Station erreicht, wo Stanley fast

3 Wochen verweilte, um sowohl die neue Station Lufolola von dort aus zu verproviantieren, als auch die Vorbereitungen zu der Expedition nach den Stanley-Fällen zu vollenden. Erst am 17. Oktober lichtete die Flottille wieder die Anker.

Am 18. Oktober erreichte die Expedition das am Nordufer gelegene Uranga und entdeckte bei diesem Dorfe den Eulengu, einen großen Nebenfluß des Kongo, den man bisher übersehen hatte. Die Eingeborenen kamen Stanley freundlich entgegen, ebenso jene von Bangala, deren Gebiet 3 Tage später erreicht wurde. Das war das Volk, welches Stanley auf seiner ersten Kongofahrt unter dem Kriegsgeschrei: „Ja Bangala!“ angegriffen und mit dem er ein hitziges Gefecht zu bestehen hatte (siehe Seite 138). Die Bangala, die sich damals seiner Fahrt durch ihr Gebiet so hartnäckig widersetzt, ließen sich nun bewegen, ihm zur Errichtung einer Station das nötige Land abzutreten. Am 1. November wurde Rubunga erreicht. Dort war Stanley seiner Zeit von dem großen Häuptling freundlich empfangen worden (siehe Seite 136), hatte sich aber der diebischen Unterthanen desselben kaum zu erwehren vermocht, und auf der Weiterfahrt erfolgte jener verräterische Angriff, dem einer von Stanleys Leuten zum Opfer fiel. Nun gingen die Rubunga bereitwilligst auf Stanleys Vorschläge ein. Bei der Fahrt durch die von den vielen Inseln gebildeten Seitenarme geriet die Expedition in einen Nebenfluß des Kongo auf dem rechten Ufer, welchen Stanley auf seiner ersten Fahrt nicht bemerkt hatte, weil er damals, um von den Uferbewohnern nicht gesehen zu werden, seinen Weg durch das Inselgewirr genommen. Man fuhr diesen Fluß mehrere Stunden aufwärts, bevor der Irrtum entdeckt wurde, worauf man sofort zu dem Hauptstrom zurückkehrte.

Wichtige Ereignisse brachte der 15. November. An diesem Tage erreichte die Expedition den Aruwimi, in welchen einfahrend Stanley vor 6 Jahren sich jener großen Kriegsschlacht gegenüber fand, mit welcher er eine förmliche Schlacht zu bestehen hatte. Dieser Fluß war eines der interessantesten Probleme, welche Stanleys Kongofahrt angeregt hatte, da sich allgemein die Ansicht geltend verschaffte, daß er der vielbesprochene Nèle Schweinfurths sei. Vielleicht war es der Expedition beschieden, diese Frage zu lösen. Alles hing aber davon ab, wie die wilde Bevölkerung diesmal die Fremden aufnahm. War sie durch die Niederlage, welche Stanley ihr beigebracht, eingeschüchtert, oder mußte man sich auf eine Wiederholung des erbitterten Kampfes vom 1. Februar 1877 gefaßt machen?

Die Expedition sollte über die Gesinnungen der Bevölkerung des Landes Koruru nicht lange in Zweifel bleiben. Als die Flottille am Nachmittag des 15. November gegenüber den Dörfern der Kannibalen vor Anker ging, erscholl alsbald auf dem ganzen linken Ufer der Lärm der Kriegstrommeln, und binnen wenigen Minuten wimmelte es am Strande von bewaffneten Kriegeren, aber dieselben stürzten sich nicht in die Boote, um über den Strom zu fahren und die Fremden anzugreifen, sondern betrachteten staunend und erschreckt die ihnen völlig neuen Dampfer. Sie sahen in den großen Schiffen, die sich ohne Ruder und Segel fortbewegen konnten, übernatürliche Wesen und scheuten sich, dieselben anzugreifen. Stanley ließ ihnen Zeit zur Überlegung. Erst nach etwa einer Stunde dampften der „En Avant“ und „Royal“ mit der Barkasse nach dem andern Ufer hinüber und machten in geringer Entfernung von demselben Halt. Der den Schloten entsteigende Dampf, die das Wasser zu Schaum peitschenden Räder, alles fesselte die Wilden so sehr, daß sie an Angriff und Kampf gar nicht mehr dachten, und als sie endlich sich zu den Schiffsungetümen heranwagten und zu unterhandeln begannen, war schnell ein freundschaftlicher Verkehr angebahnt. In dieselben Dörfer, welche er vor 6 Jahren erstürmt und der Plünderung preisgegeben, zog Stanley nun als Freund und Gast der Kannibalen ein.

Die Verhältnisse am Aruwimi hatten sich seit Stanleys erster Reise sehr geändert. Der Unterlauf des Flusses war allmählich dem Handel erschlossen worden, da Araber vom Sudan aus hierher vorgedrungen, wahrscheinlich um Elfenbein zu holen. Die Aruwimi berichteten auch noch von einem wilden Stamm auf dem linken Kongoufer, den Bahunga, mit denen sie häufig Kriege führten. Über den Fluß, an dem sie wohnten, konnten sie aber keine Auskunft erteilen, und Stanley beschloß daher, obwohl sie ihm entschieden

davon abrieten, den Uruwimi hinaufzufahren. Drei Tage folgte er seinem Laufe stromaufwärts und erreichte am 20. November unter 2° 13' nördl. Br. das Dorf Jambunga, wo eine Weiterfahrt unmöglich war, da Stromschnellen den Weg versperren. Stanley kehrte mit der Überzeugung um, daß der Uruwimi mit dem Uelle Schweinfurths identisch sei, in welcher Ansicht ihn hauptsächlich die Wahrnehmung bestärkte, daß die Bauart der Hütten, welche den am Kongo vorkommenden nicht im geringsten gleichen (sie sahen wie große Pilze aus), auf den Beginn einer andern Kulturregion hinwies.

Die Expedition kehrte zum Kongo zurück, den sie am 23. November erreichte, und fuhr am folgenden Tage weiter stromaufwärts. Bald sah man den Fluß mit vielleicht 1000 Kähnen bedeckt, in denen sich dichte Massen von Eingeborenen befanden. Sie kamen der Flottille langsam entgegengefahren. Die vielen Boote glücken, von Ferne gesehen, einer schwimmenden Stadt. Stanley befürchtete einen Angriff, aber die Boote fuhren ruhig vorüber. Am folgenden Tage begegnete man noch mehrmals solchen Flotten, die jedoch minder groß waren. Bei den Mawembu (auf dem rechten Flußufer) erfuhr Stanley, was diese Völkerwanderung veranlaßt hatte. Die ganze Gegend war verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Palmen- und Bananenpflanzungen vernichtet. Die Dörfer waren bei Nacht von Sklavenhändlern überfallen und alles, was sich zur Wehr setzte, niedergemacht worden. Viele hundert Gefangene, Männer, Frauen und Kinder, wurden in die Sklaverei fortgeschleppt. Die Kunde von dem Überfall hatte sich schnell verbreitet, und die benachbarten Stämme begannen ihre Wohnsitze zu verlassen und sich gegen Norden zurückzuziehen.

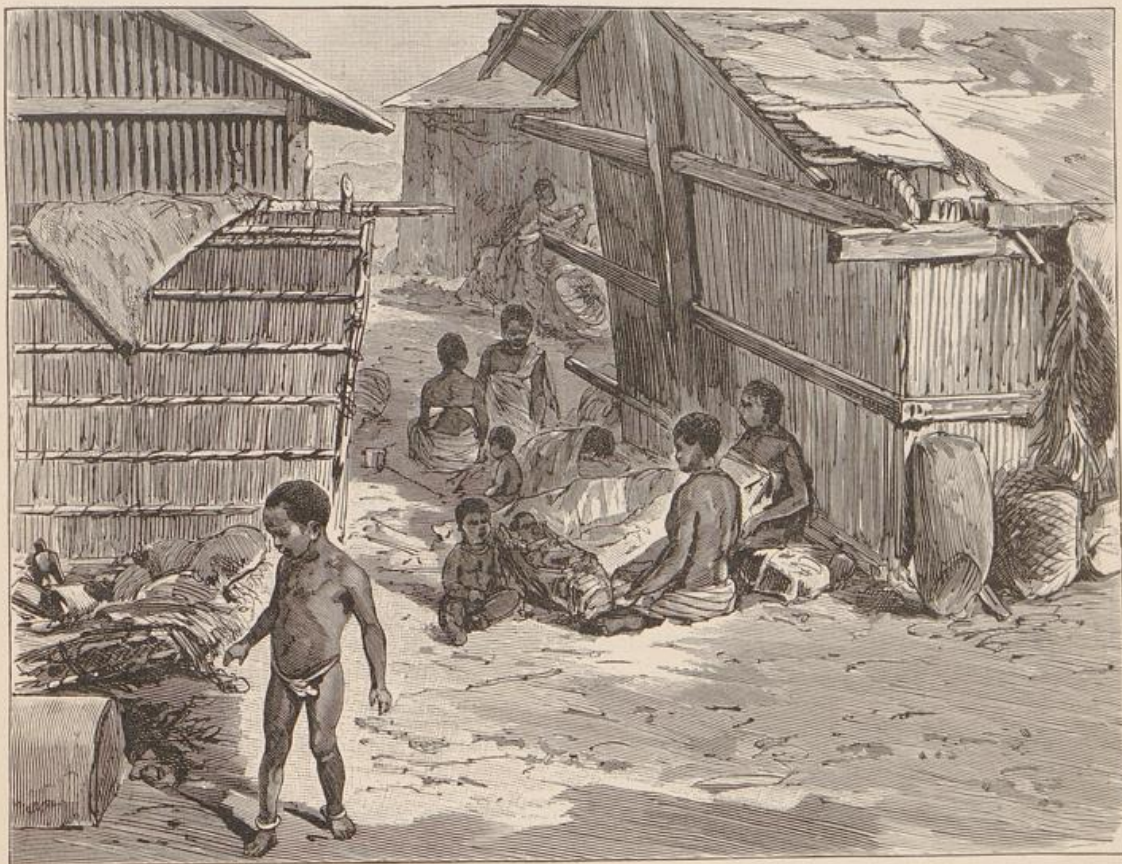
Da der Überfall erst in der letzten Nacht stattgefunden, konnten die Räuber nicht fern sein. Stanley fand sie am 27. November am Ufer des Kongo, wo sie ein Lager aufgeschlagen hatten, in welchem sich mehr als 1300 Gefangene befanden, aber er verfügte leider nicht über genügende Macht, um die Gefangenen befreien zu können, für welche überdies in der verwüsteten Gegend die Befreiung in diesem Augenblicke mit dem Hungertode gleichbedeutend gewesen wäre. Die Sklavenjäger luden ihn ein, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, ein Anerbieten, welches er selbstverständlich ebenso freundlich ablehnte, wie jenes der Sklavenjäger in Tabora, Udschidschi und Nyangwe, mit denen er auf seiner ersten Reise zusammengetroffen war. Was er gesehen, hatte ihn übrigens in der Überzeugung bestärkt, daß man nur durch eine Reihe von Stationen, welche den Eingeborenen einen Rückhalt gewähren konnten, dem Unwesen der Menschenjagden ein Ende bereiten könne.

Er verabschiedete sich von den Sklavenjägern und setzte die Fahrt zu den Stanley-Fällen fort, welche er am 1. Dezember erreichte. Während die 4 Dampfer in einiger Entfernung vom Nordufer vor Anker gingen, näherte sich der „l'Éclaireur“, an dessen Bord sich der mitgenommene Dolmetsch befand, den Dörfern. Die Verhandlungen mit den Eingeborenen nahmen einen befriedigenden Verlauf, denn schon nach einer Stunde kehrte der „l'Éclaireur“ mit mehreren Häuptlingen zurück. Wie sehr hatten sich auch hier die Verhältnisse seit Stanleys erster Reise verändert! Beim letzten der Stanley-Fälle hatte damals ein erbitterter dreitägiger Kampf mit den Wenya die Reihe der 20 Gefechte beschlossen, in denen er sich vom 6. bis 23. Januar den Weg an den 7 Fällen vorbeibahnen mußte (siehe Seite 134). Von feindlicher Stimmung war heute keine Spur mehr. Die Eingeborenen begrüßten Stanley in der herzlichsten Weise, und nach einem langen Palaver fuhren alle Schiffe bis dicht zu den Fällen, wo sie Anker warfen. Die Häuptlinge gaben ihre Zustimmung zur Errichtung einer Station, und nach gründlicher Besichtigung der Umgegend der Fälle entschied sich Stanley für die mitten im Strom gelegene, 1800 bis 2000 Meter lange und stellenweise 600 bis 700 Meter breite Insel Wana-Ausani, welche etwa 4 Kilometer vom untersten Fall entfernt ist (0° 10' nördl. Br.).

Auf seiner ersten Fahrt hatte Stanley, durch den Landtransport seiner Boote und durch die Kämpfe mit den Kannibalen in Anspruch genommen, den Fällen nicht viel Aufmerksamkeit widmen können; jetzt wurden sie eingehend besichtigt. Von Wasserfällen kann hier streng genommen nicht die Rede sein. Der Strom stürzt über treppenartige Absätze von vulkanischem Gestein, welches in seinem Bette lagert, hinab, und die eingeeengten Gewässer bilden ein Chaos von Wirbeln und Strudeln. Während sie über das Gestein dahin, prallen an dasselbe an, bäumen sich schäumbedeckt hoch empor und erzeugen ein Getöse, welches weithin vernehmbar

ist. Jetzt vermochte Stanley auch festzustellen, daß bei seiner eiligen Aufnahme der Katarakte Fehler unterlaufen waren und daß dieselben auf der Karte weit östlicher verzeichnet werden mußten als dies bisher der Fall war.

Die Wahl der neuen Station war eine sehr glückliche. Auf der Insel Wana-Rufani befinden sich viele Dörfer mit einer Bevölkerung von etwa 1500 Seelen. Dieselbe gehört zum Stamm der Wenya, einem betriebsamen Volke, welches in der Holzschnitzerei ziemliche Fortschritte gemacht hat. Elfenbein ist in den Dörfern in großen Mengen vorhanden.



Kru-Wohnungen am Kongo.

Stanley verweilte 9 Tage bei den Fällen. Diese Zeit wurde außer zur Erforschung derselben zum Abschluß von Verträgen mit den Häuptlingen und zum Bau des Stationsgebäudes benützt. Die Leitung der Station, in welcher 10 Sansibarer und 20 Haussas, mit Vorräten für ein Jahr versehen, zurückgeblieben, übernahm ein Engländer, der Ingenieur Bennie. Bevor Stanley den Rückweg antrat, sandte er noch einen Boten mit einem Briefe über Nyangwe an den Kommandanten der Station Karema, um ihn zu benachrichtigen, daß die Flagge der Association nun im Herzen Afrikas wehe und sein vorgeschobener Posten nur noch etwa 100 Meilen vom Tanganjika entfernt sei.

Europas Kolonien. II.

Die Rückfahrt nach Leopoldville ging schnell von statten. Die Uferbevölkerungen zeigten sich überall freundlich gesinnt. Ein Unfall, der dem Dampfer „Royal“ zustieß — er wurde durch einen schwimmenden Baumstamm schwer beschädigt — zwang zu viertägigem Aufenthalt, um den Schaden auszubessern; dann ging es wieder ungehindert weiter. Stanley landete am 20. Dezember noch im Gebiet von Upoto, um mit dem Häuptling desselben, der über alles Land bis zu den Upotobergen herrscht, einen Vertrag abzuschließen. Der Häuptling nahm seine Vorschläge freundlich auf und überließ ihm ein großes Stück Land zur Anlage einer Station. Auch im Bangala-Lande wurde angehalten, aber der alte Häuptling, mit welchem Stanley auf der Reise flussaufwärts verhandelt hatte, war abwesend, und als er nach 2 Tagen noch nicht eingetroffen war, setzte Stanley die Fahrt fort, nachdem er den Unterhäuptlingen versprochen, ihnen recht bald einen weißen Mann zur Errichtung einer Station zu schicken. Bei der Mündung des Eulengu wurde der Häuptling von Uranga nochmals besucht. Er schloß mit Stanley Blutsbruderschaft, unterzeichnete den ihm vorgelegten Vertrag und bat dringend um Errichtung einer Station in seinem Gebiet.

Auf dieser Rückfahrt zeigte sich deutlich, welch gewaltiger Umschwung sich während der letzten 5 Jahre in den Gesinnungen der Uferbevölkerungen vollzogen hatte. Damals suchten Tausende mit den Waffen in der Hand die Europäer vom Eindringen in ihr Gebiet abzuhalten — jetzt bemühten sie sich eifrig um ihre Freundschaft und beruhigten sich nicht eher, als bis sie das Versprechen erhalten hatten, es werde in ihrem Gebiet eine Station errichtet werden.

Am 30. Dezember erreichte Stanley die Grenze des alten Gebietes der Association, die Äquator-Station. Die beiden Belgier, Leutnant Coquilhat und Van Gèle, denen die Leitung der Station übertragen war, hatten sich bewährt und ernteten von Stanley das Lob, daß ihre Station eine der am besten geleiteten am ganzen Kongo sei. Auch die Station Eufolela war in befriedigendem Zustand und der Verkehr mit den benachbarten Dörfern wurde immer lebhafter. Weniger erfreuliche Wahrnehmungen machte man in Bolobo. Das erst vor wenigen Monaten nach seiner Zerstörung wiederaufgebaute Stationsgebäude war niedergebrannt, und zwischen dem Leiter der Station, Herrn Brunfaut, und dem Häuptling Ibaka herrschte wieder Feindschaft. Da es danach schien, daß Herr Brunfaut nicht imstande sei, ein gutes Einvernehmen mit den Eingeborenen zu erzielen, wurde an seiner Stelle der belgische Artillerie-Leutnant Lieberechts zum Chef von Bolobo ernannt.

In den folgenden Stationen, in Kwamuth, Mjuata und Kinschascha am Stanley-Pool, wurde alles in bester Ordnung vorgefunden, und als die Expedition am 20. Januar Leopoldville erreichte, fand sie auch dort alles in erfreulichem Gedeihen. Eine stattliche Reihe Häuser war längs der Terrasse entstanden, die Magazine mit Waren und Lebensmitteln reichlich gefüllt, der Gesundheitszustand ein vortrefflicher. Stanley selbst kam krank nach Leopoldville zurück. Die Expedition war 4 Monate und 26 Tage unterwegs gewesen, und die großen, ununterbrochenen Anstrengungen während dieser Zeit hatten seine Kräfte erschöpft, aber Ruhe und gute Pflege in Leopoldville stellten ihn bald wieder her.

Als Stanley von seiner erfolgreichen Reise nach Leopoldville zurückkam, erwarteten ihn erfreuliche Nachrichten vom Kuilu, wo weite Gebiete für die Association erworben worden. Er traf in Leopoldville auch den tüchtigsten aller seiner Mitarbeiter, den Kapitän Hanssens, der das Kongowerk so fördern sollte wie kein zweiter außer Stanley. Dagegen ging der Association um dieselbe Zeit die Mitwirkung eines Mannes verloren, von dessen Unterstützung sie sehr viel erwartet hatte. General Gordon, der bereits die Einladung der Association, welche ihm die Stelle eines General-Administrators des Kongogebietes anbot, angenommen hatte, verzichtete auf diesen Posten, als Englands bedrängte Lage in Ägypten sein Erscheinen in dem insurgierten Sudan wünschenswert machte.

Das Jahr 1884 brachte trotzdem großartige Fortschritte am Kongo. Am 23. März hatte Kapitän Hanssens seine erste Reise Kongo aufwärts angetreten. Er erforschte zunächst zwei Nebenflüsse des Kongo, den Ngala oder Mangala auf dem rechten, und den Mbula oder Bulumbu auf dem linken Ufer. Den Ngala fuhr er 130, den Mbula 75 Kilometer aufwärts. Die Eingeborenen erzählten, daß der erstere aus einem

See Bufumba komme, welcher in 15 Tagereisen zu erreichen sei. Am Mbula (dem Itembiri Stanleys) wohnt der Stamm Nankowe; auf dem rechten Ufer liegt das Land Itembo, links Busombi, Eibuti und Bumbuni. Am 24. Juni erreichte Hanssens die Aruwimi-Station. Von dort verdankte man ihm die Mitteilung, daß der Aruwimi von den Eingeborenen Ubingi genannt wird, während die am Flusse wohnenden Bajoko dem Kongo den Namen Aruwimi gegeben haben. Die Station Aruwimi fand Hanssens, wie überhaupt alle Stationen, in erfreulicher Ordnung, die Bevölkerung war überall freundlich, und ohne die geringste Unannehmlichkeit gelangte die Expedition, welche am 3. Juli bei den Fällen eingetroffen war, nach einer Fahrt von 132 Tagen nach Leopoldville zurück.

Leider sollte der tüchtige Mitarbeiter und Stellvertreter, den Stanley in Hanssens gewonnen hatte, ihm nicht lange erhalten bleiben. Eine 2. Reise, zu der er sich bereits rüstete, sollte er nicht mehr unternehmen. Krankheit zwang ihn bald nach der Ankunft in Leopoldville zur Einstellung seiner Thätigkeit. Er hoffte, daß eine Ruhepause seine Gesundheit wieder kräftigen werde, und begab sich daher nach Vivi, wo auch in der That eine Besserung in seinem Befinden eintrat. Da überfiel ihn plötzlich das Fieber abermals und er erlag demselben in Vivi Ende Dezember 1884.

Die Thätigkeit der Association war nun in eine neue Phase getreten. Ursprünglich beabsichtigte sie nur die Erforschung des Kongobeckens und die Unterdrückung des Sklavenhandels in Zentral-Afrika. Dann hatten die Berichte über die Beschaffenheit des Landes und seine Bewohner den Plan angeregt, in Zentral-Afrika einen internationalen Staat zu gründen, welcher sich über den Kongo, alle Nebenflüsse desselben und die großen Seen im Osten ausdehnen sollte. Die reichen Geldmittel, welche durch die Freigebigkeit des Königs der Belgier zur Verfügung standen, ermöglichten es, binnen 4 Jahren ein riesiges Gebiet teils unter den Einfluß der Association zu bringen, teils ihr den unbeschränkten Besitz desselben zu sichern. Diese überraschenden Fortschritte rüttelten aber jene Völker, welche nördlich und südlich von der Kongomündung Kolonien besaßen, die Franzosen und Portugiesen, aus ihrer Unthätigkeit auf. Wir haben bereits gesehen, wie Brazza vom Ogowe gegen den Kongo vordrang, um Frankreich eine Stellung an dem Riesenstrom zu sichern, und wie dann, durch seine ersten Erfolge angeregt, die Lust zu kolonialen Unternehmungen in Frankreich immer stärker wurde. Streitigkeiten zwischen Brazza und den Beamten der Association, endlose Eifersüchteleien, die auch bei dem Zusammentreffen der beiden Forscher in Europa zu unangenehmen Austritten führten, waren die Folge. Der eine strebte danach, die Früchte seiner großen Entdeckungen allen Völkern gleichmäßig zugänglich zu machen, während der andere sie ausschließlich Frankreich zu sichern suchte. Portugal dagegen betrachtete sich wegen seiner schon vor Jahrhunderten angeknüpften Verbindungen mit dem Kongo als Herr des untern Laufes desselben und hielt sich durch die Bestrebungen der Association in seinem Besitz für bedroht.

Da die Portugiesen ihre Ansprüche auf das untere Kongogebiet auf ihre alten Handelsverbindungen stützten, dürfte hier ein Blick auf die Handelsverhältnisse am Kongo angezeigt sein. Die Portugiesen waren zwar die Entdecker des Stromes, aber nachdem sie aus San Salvador vertrieben worden und der 150 Jahre später unternommene Versuch, das Missionswerk von Neuem aufzunehmen, mißglückt war, kümmerten sie sich nicht mehr um den Kongo, und erst durch einen deutschen Reisenden, Dr. Bastian, der von den Ruinen San Salvadors berichtete, wurde im Jahre 1857 wieder die Aufmerksamkeit den verschollenen Gegenden zugelenkt. Die Portugiesen besaßen damals am Kongo nicht nur keine Niederlassung, sonder waren dort auch so verhaßt, daß die Eingeborenen z. B. Leutnant Grandy den Zug durch ihr Land verwehreten, weil sie fürchteten, daß ihn Portugiesen folgen könnten. Als der Sklavenhandel in voller Blüte stand, besaßen die Portugiesen an den Ufern des Stromes allerdings einige Stationen, in welchen Sklaven gekauft und nach Amerika eingeschifft wurden, als aber die Nachfrage sich verminderte und Angola imstande war, allein den Bedarf der brasilianischen Pflanze zu decken, wurden auch diese Stationen aufgegeben. Im Jahre 1877 befand sich der Handel des Kongo hauptsächlich in den Händen dreier Firmen: Der Holländischen Handelsvereinigung in Rotterdam, der Firma Hatton und Cookson in Liverpool und Daumas, Verand & Co. in Paris. Neben diesen trieben nur

einige kleine portugiesische Händler unbedeutenden Handel, die meisten am Kongo lebenden Portugiesen waren bloß Kommissionäre der Holländer, Engländer und Franzosen, von denen sie die Waren bezogen, oder in den großen Firmen als Kommis und Unteragenten beschäftigt. Als jene großen Firmen ihre Thätigkeit am Kongo begannen, gab es nämlich dort eine Menge armer Portugiesen, welche früher am Sklavenhandel beteiligt gewesen und seit dem Verbot desselben sich ihres Erwerbes beraubt sahen. Man fand in ihnen billige Arbeitskräfte und bediente sich ihrer um so lieber, als sie durch langen Aufenthalt im Lande mit der Sprache, den Bedürfnissen und Gewohnheiten der Bevölkerung wohl vertraut, überdies bereits akklimatisiert waren. Eine Menge solcher Leute fand Beschäftigung als Kotsen, als Arbeiter bei den Ausladestellen und auf den Werften; aber aus solcher Thätigkeit ließ sich doch unbedingt ein Beweis für das Vorhandensein irgendwelcher Ansprüche Portugals auf die Kongomündung ebenso wenig ableiten wie aus dem Umstande, daß die portugiesische Sprache unter den Eingeborenen verbreiteter war als irgend eine.

Im Vergleich mit den Fortschritten auf der Strecke von Vivi zu den Stanley-Fällen ist überhaupt am untern Kongo bisher nur wenig geleistet worden, und das, was geschaffen wurde, ist zum weitaus größern Teil ein Werk der Holländer, so daß auch daraus Portugal keine Ansprüche auf die Kongomündung ableiten konnte. Trotz des ziemlich regen Handelsverkehrs in Banana ist dort von einer kulturellen Thätigkeit wenig zu sehen. „Das Zentraldepot ist in Banana-Point, wo die Waren aus den Ozeandampfern empfangen, gelöscht und in den Speicherräumen und Vorrathshäusern gelagert werden, bis sie durch Privatdampfer der Zentral-etablissements nach den einzelnen Faktoreien geschafft werden. Die Holländer besitzen vier Dampfer: „Prince Hendrik“, „Carl Nieman“, „Banana“ und „Morian“, von denen die drei ersten geräumige Schiffe sind, die nach Europa fahren könnten, während der „Morian“ ein Schleppdampfer von 40 Tonnen Gehalt ist und die Galioten, Schuner, Barkassen und Leichter nach den oberen Stationen des untern Kongo bugsiert. Der „Prince Hendrik“ und der „Carl Nieman“ holen die Produkte von den Niederlassungen an der Küste zusammen, und zu bestimmten Zeiten trifft ein Ozeandampfer nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt von Rotterdam und Madeira in Banana-Point ein, um nach kurzem Aufenthalt mit Kautschuk, Öl, Gummi, Kernen, Erdnüssen, Elfenbein, Orseillemoos, Kaffee und anderen Artikeln beladen nach Europa zurückzufahren. Das englische Haus hat einen Küsten- und Flußdampfer von 250 Tonnen Gehalt, den „Kabinda“, der die afrikanischen Produkte auf den zerstreut liegenden Faktoreien sammelt, um dieselben für ihren Liverpool-Dampfer „Angola“ herbeizuholen. Die Kongo- und Zentralafrikanische Gesellschaft beschäftigt einen Dampfer von 250 Tonnen, den „Albuquerque“, in derselben Weise. Die Franzosen und Portugiesen besitzen nur Galioten, Schuner, Barkassen und verschiffen die Produkte häufig mit Segelschiffen. Fügt man diesen Schiffen, welche beständig zwischen Banana und Boma auf dem Kongo auf- und niederfahren, die den eingeborenen Häuptlingen gehörenden Canoes noch hinzu, so kann man wohl sagen, daß es dem Kongo nicht gänzlich an Beweisen einer Handelsbewegung mangelt. Und dennoch ist das allgemeine Aussehen, einerlei ob vom Flusse oder vom Lande aus, keineswegs ein einnehmendes zu nennen; das Auge bleibt unbefriedigt und sehnt sich nach Zeichen von Leben und Bewegung, und der Instinkt des an ein Zusammensein mit seinesgleichen gewöhnten Leben wird durch die unerklärliche Einsamkeit beleidigt und gekränkt. Schaut man von der Spitze des Hügels über die Faktoreien genau in die Ferne, dann wird man verstehen, weshalb dies geschieht. Nach Norden dehnt sich die großartige Masse auf- und niedersteigender massiver Hügel, eine lange, wellenförmige Linie hohen Landes aus, bis dieselbe in grauer Ferne verschwindet; zu Füßen bewegt sich eine mächtige, lebende Wassermenge langsam dem Meere zu, aber gerade in diesem Augenblicke vermag man weder ein großes, noch ein kleines Boot auf den vielen hundert Quadratmeilen Wasserfläche zu entdecken, auf dem unendlichen Landareal, auf Hügeln und Ebenen keine schlanke Thurmspitze, keinen Dom, keinen Schornstein zu sehen; ja man erblickt nicht einmal etwas, das Ähnlichkeit mit einer menschlichen Wohnung hat, keine in der stillen Luft aufsteigende Rauchsäule, welche den Trost geben würde, daß man nicht allein ist. Alles ist großartige, weite, anscheinend nie vom Menschen berührte und betretene Natur.“

Und doch betrug die Einfuhr nach dem Kongogebiet im Jahre 1885 nahezu 17,7 Millionen Mark und die Ausfuhr nahezu 38 Millionen! Die Holländische Handelsvereinigung exportierte 1879 für ungefähr 19 Millionen, und importierte für etwa 5,7 Millionen Mark; den Umsatz des Hauses Hatton & Cookson kann man auf etwa $\frac{3}{4}$, jenen von Daumas, Véraud & Co. auf die Hälfte dieser Summe schätzen. Dazu kommt in den letzten Jahren die bedeutende Einfuhr der Internationalen Gesellschaft, welche 1885 sich auf etwa 700000 Mark belief, und die Einfuhr der englischen Mission, welche in demselben Jahre ungefähr 160000 Mark betrug. Genaue Zahlen anzugeben ist ja heute noch unmöglich, aber nach Stanleys Schätzung betrug der Umsatz im Kongogebiet schon 1885 in runder Summe etwa 56 Millionen Mark.

Das Gebiet, auf welches dieser Handel sich erstreckte, umfaßte etwa 39000 □ Kilometer, denn es kam nur der schiffbare Unterlauf des Flusses bis Vivi und ein 160 Meilen langer Küstenstrich in Betracht.



Lotzenboot in der Kongomündung.

Was ist zu erwarten, wenn erst die 235 Meilen lange Strecke zwischen Vivi und dem Stanley-Pool in den Handelsverkehr hereingezogen sein wird, wenn die Völkerschaften zu beiden Seiten des Flusses mit ihren Tausch-artikeln auf dem Markte erscheinen werden! Dieses Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 62400 □ Kilometer. „Es steht an Fruchtbarkeit, sowie an Gewerbesleiß, Fähigkeit und Geneigtheit der Eingeborenen für den Handel nicht hinter dem untern Gebiet zurück, dessen jährlicher Handelsumsatz ungefähr 56 Millionen Mark beträgt; was die Gesundheitsverhältnisse und die Bevölkerungsziffer anbetrifft, so steht es über den Küstengebieten. Oberhalb Leopoldville bis nach den Stanley-Fällen finden wir eine freie, breite Stromstrecke von 1060 englischen Meilen Länge; die großen Zuflüsse, die sich hier in den Kongo ergießen, geben ein weites schiffbares Stromgebiet von zusammen 2000 (engl.) Meilen Länge, so daß wir 3000 Meilen Wasserweg haben, der nach allen

Richtungen hin in das Land eindringt und sich über einen Flächenraum von 300000 Meilen erstreckt. Jeder Einfluß, der auf dieser obern Flußstrecke ausgeübt wird, muß sich daher in diesem ganzen Gebiet, welches Frankreich und Deutschland zusammengekommen gleichkommt, nach der einen oder andern Richtung hin fühlbar machen, sowohl was den Handel, als auch was Religion oder Politik anbelangt. Das Gebiet, welches dieser stolze Strom und seine Zuflüsse durchschneiden, enthält den reichsten Boden in ganz Afrika; jezt ist jedoch der Ertrag auf einige Tonnen Elfenbein, Gummi, Kopal und Rotholz beschränkt, weil Transportmittel fehlen. Der bestimmte und bleibende Weg, der eine so große Wohlthat für die soeben beschriebene Region der Katarakte sein würde, wäre dies noch in größerem Maße für den obern Kongo und seine ziemlich ebenen Landschaften, sowie für die schneidigen, unternehmenden und mutigen Bewohner derselben. Selbst jezt fährt manche kleine Flotte den großen Strom 500 Meilen weit hinunter bis nach Stanley-Pool und wartet dort geduldig monatelang, bis ihre Waren an die unteren Kongo-Karawanen abgegeben werden können; ungefähr 30 Karawanen oder mit anderen Worten 1000 Mann sind heute schon wöchentlich dazu erforderlich, um das, was in Stanley-Pool käuflich ist, zu befördern.⁷⁴⁾ Durch jahrelange mühsame Arbeit war die Verbindung der großen Absatzgebiete im Innern mit der Küste hergestellt worden, und nun war diese Verbindung in Gefahr, durch eine Macht unterbrochen zu werden, deren Begehrlichkeit, wie Stanley trotz mancher unberechtigten Animosität gegen die Portugiesen sich vollkommen treffend ausdrückt, in demselben Maße wuchs, in dem die Stationen der Association in das Innere vorrückten und der Wert der durch sie dem Handel erschlossenen Gebiete sich steigerte. Selbst unfähig, ein solches Werk zu vollbringen, wollte Portugal doch die Früchte der Arbeit ernten, indem es sich des Eingangsthores von Zentral-Afrika bemächtigte, von wo aus es mit der Zeit leicht werden mußte, unter irgend einem Vorwand das ganze Gebiet der Association an sich zu reißen. Das greifbare Resultat dieses Strebens war der zwischen Portugal und England am 26. Februar 1884 abgeschlossene Staatsvertrag über die Anerkennung der portugiesischen Souveränität an der Westküste Afrikas und die Handels- und Schifffahrtsfreiheit auf dem Kongo.

Die wichtigsten Bestimmungen dieses Vertrages waren: Die Anerkennung der Souveränität Portugals in dem Gebiete zwischen dem 8.^o und 5^o 12' südl. Br., und zwar landeinwärts längs des Kongo bis Noki, längs der Küste soweit, als sich die Herrschaft der dort ansässigen Negerkönige erstreckt. Allen Nationen steht es frei, in diesem Gebiete Missionsanstalten und Faktoreien zu errichten; jede Nation und Konfession ist der portugiesischen gleichgestellt. Auf dem Kongo und allen Flüssen und Gewässern dieses Gebietes sollen Handel und Schifffahrt völlig frei sein. Jede Art von Monopolisierung bleibt ausgeschlossen, wenn nicht durch spätere Vereinbarungen zwischen England und Portugal Beschränkungen eingeführt werden. Eine Regulative für die Schifffahrt und die Handhabung der Polizei auf dem Kongo wird durch Delegierte Englands und Portugals verfaßt werden. Diese werden zugleich eine Kommission zur Überwachung des Schiffverkehrs bilden. Durch die Regulative, welche sie ausarbeiten werden, sollen Schifffahrtsgebühren nur in einer solchen Höhe erhoben werden, als unbedingt zur Deckung der durch Arbeiten zur Erleichterung des Verkehrs verursachten Ausgaben erforderlich ist. Für Waren, welche auf dem Wasserwege transportiert werden, sollen Transitzölle nicht erhoben werden; ebenso nicht für Waren, welche behufs Weitertransports an einem Landungsplatz umgeladen werden, doch soll die Umladung im Beisein portugiesischer Beamten stattfinden müssen, und die Kosten sind von den betreffenden Kaufleuten zu bezahlen; ihre Höhe bestimmt die englisch-portugiesische Kommission. Den Kaufleuten, Karawanen und Reisenden stehen alle Wege nach dem Innern offen. Artikel 7 und 8 des Vertrages sicherten die Freiheit der Religionsausübung und der Missionsthätigkeit, sowie Rechte und Eigentum der Eingeborenen, soweit letztere nicht mit den Souveränitätsrechten Portugals kollidierten. Artikel 9 bestimmte die Eingangszölle. Während der nächsten zehn Jahre sollte kein höherer Tarif als in Mozambik eingeführt

⁷⁴⁾ Vortrag Stanleys in der außerordentlichen Generalversammlung der Handelskammer in London am 18. September 1884.

werden. England wurden die größten Begünstigungen zugestanden: englische Schiffe sollten dieselben Gebühren zahlen wie portugiesische, und Waren, welche Eigentum von Engländern oder auf englischen Schiffen verfrachtet oder englischen Ursprungs waren, sollten genau so wie portugiesische behandelt werden. Den Unterthanen Großbritanniens wurde in allen afrikanischen Besitzungen Portugals die Stellung der meistbegünstigten Nation eingeräumt. Schließlich wurde bestimmt, daß englische Kreuzer berechtigt sein sollten, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in allen Häfen, Baien und Flußmündungen, wo portugiesische Beamte nicht vorhanden waren, einzulaufen und verdächtige Schiffe anzuhalten.⁷⁵⁾

Über den letzten Punkt (Artikel 12) hatten lange Unterhandlungen stattgefunden. Portugal wollte anfangs England die Unterdrückung des Sklavenhandels an den portugiesischen Küsten Afrikas nur während der nächsten 3 Jahre gestatten, aber England beharrte fest auf seiner Forderung, obwohl Portugal sie für eine schreiende Ungerechtigkeit erklärte und sie als einen Beweis „unverdienten Mißtrauens“ bezeichnete. England gab schließlich nur insofern nach, daß es das Kontrollrecht seiner Schiffe auf jene Teile der Küste beschränkte, wo sich keine portugiesischen Beamten befanden. Dagegen erlangte England für seine Kaufleute noch eine Begünstigung, indem die Zölle von Mozambik, welche am Kongo für die englische Einfuhr als Norm gelten sollten, bedeutend ermäßigt wurden.⁷⁶⁾

Dieser Vertrag war kaum bekannt geworden, als auch schon lebhafte Proteste gegen denselben laut wurden. Belgien, Frankreich, Holland, die Vereinigten Staaten legten Verwahrung gegen denselben ein, aber auch in England und Portugal war man mit den Vereinbarungen nicht zufrieden. Die Portugiesen betrachteten sich als übervorteilt und empfinden die Bestimmungen wegen Unterdrückung des Sklavenhandels, sowie die Fixierung der Grenzen nach dem Innern, wodurch einer Ausdehnung ihrer Souveränität eine Schranke gesetzt wurde, als eine Demütigung, und die englische Kaufmannswelt rief eine lebhafte Agitation ins Leben, um die Bestätigung des Vertrages durch das Parlament zu verhindern.

Die Opposition gegen den Vertrag war zunächst durch die Besorgnis beeinflusst, daß der Handel am Kongo leiden müsse, wenn man dort den maßgebenden Einfluß einer Macht einräumte, welche nicht in dem Rufe stand, auf dem Gebiete der Kolonisation Vorzügliches zu leisten. Mehr als hohe Eingangszölle fürchtete man die Zollplackereien und das Unwesen in den portugiesischen Zollämtern. Dazu kam dann noch, daß der Vertrag streng genommen allen Staaten außer Portugal und England den Handel am Kongo so erschwerte, daß derselbe unbedingt mit der Zeit zum Monopol Portugals und Englands werden mußte, welches letztere ja gleich von vornherein durch die Gleichstellung mit Portugal eine bevorzugte Stellung erhielt. Indem man die Grenze des portugiesischen Gebietes am Kongo bis Noki vorschob, zwang man Schiffe, welche das neutrale Gebiet hinter Noki wegen ihres Tiefgangs nicht erreichen konnten (und das waren voraussichtlich die meisten) zum Umladen ihrer Waren, wodurch sie allen Chikanen der bestechlichen portugiesischen Zollbeamten preisgegeben wurden. Es lag also auf der Hand, daß alle Bestimmungen des Vertrages über Freiheit des Handels im Kongogebiet nur Phrasen bleiben und Engländer und Portugiesen allein die Früchte der Forschungsarbeit am Kongo ernten würden.

Die Internationale Afrikanische Gesellschaft wurde durch die Publikation des Vertrages aus ihrer Zurückhaltung herausgetrieben. Sie ließ am 22. April 1884 im weißen Hause in Washington eine Note überreichen, in welcher sie anzeigte, daß ihr von den Fürsten am Kongo, Kuilu Niadi u. s. w. Land „zum Wohle und Nutzen von Freistaaten abgetreten worden, welche unter ihrem Schutze gegründet worden sind und im Begriffe stehen, gegründet zu werden.“ Ein blaue Fahne mit goldenem Stern werde die Flagge der Gesellschaft und der freien Staaten sein.

⁷⁵⁾ Siehe „Times“ vom 4. März 1884.

⁷⁶⁾ Der Zoll betrug in Mozambik 24 bis 40% für Pulver sogar 72% und für geistige Getränke 120%. Die beiden letzteren blieben nun bestehen, aber alle anderen Zölle (nur noch jenen auf Tabak ausgenommen) wurden auf 10% des Wertes der Ware herabgesetzt.

Seitens der Vereinigten Staaten erfolgte darauf sofort die Anerkennung dieser Flagge als der Flagge einer befreundeten Regierung, aber die Verhältnisse waren dadurch nur noch verwirrter geworden. Über Nacht war ein Staat entstanden, aber welcher ein seltsames Geschöpf war dieser neueste Staat! Er war, wie die Gesellschaft selbst erklärte, noch nicht fertig, er „stand im Begriffe gegründet zu werden.“ Ein Staat ohne Grenzen, ohne Unterthanen, ohne Gesetze, ohne Oberhaupt — dergleichen hatte die Welt noch nicht gesehen! Kein Wunder, daß das Mißtrauen erwachte. Nun hatte man die Lösung des Rätsels entdeckt, nun wußte man, in welcher Absicht Millionen für angeblich rein philanthropische Pläne ausgegeben worden. Man munkelte auch bereits, daß die Gesellschaft damit umgehe, für den Fall ihrer Auflösung Frankreich zum Erben ihres Kongogebietes einzusetzen.

Deutschland war vorerst an der Entwicklung der Dinge im Kongogebiet nicht direkt interessiert, da deutsche Kaufleute dort nicht ansässig waren, aber deutsche Waren gingen bereits in großen Mengen dorthin, und dieser Import im Verein mit der lebhaften deutschen Schifffahrt ließ die Annahme zu, daß über kurz oder lang auch Deutsche sich am Kongo niederlassen würden. Die Reichsregierung hatte durch Entsendung Dr. Nachtigals auf der „Möve“ sich Aufklärung über die Verhältnisse verschafft, und sie zögerte dann nicht, mit Entschiedenheit für die Wahrung der Interessen ihrer Reichsangehörigen einzutreten.

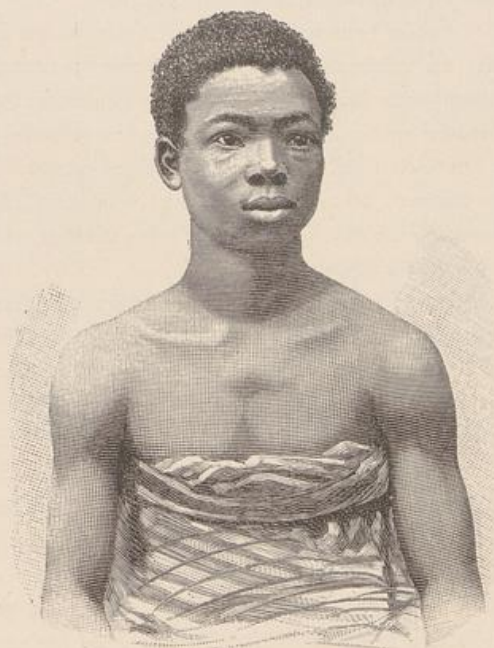
Die Notwendigkeit einer völkerrechtlichen Regelung der Verhältnisse am Kongo trat immer mehr zu Tage. Schon im Herbst 1883 hatte sich die Versammlung des völkerrechtlichen Institutes in München damit beschäftigt, nachdem eine erste Anregung, welche auf der Versammlung des Institutes in Paris (1878) von Herrn Moynier ausging, keine Beachtung gefunden hatte. Im Mai 1884 trat der englische Gesandte in Lissabon mit der Idee hervor, durch eine internationale Konferenz das Verhältnis des zu gründenden Kongostaates zu den anderen Mächten zu regeln. Es überrascht gewiß jeden, daß Portugal sich dieser Idee sofort bemächtigte und eifrig das Zustandekommen der Konferenz betrieb, aber der scheinbare Widerspruch zwischen diesem anfänglichen Eifer und dem spätern Verhalten Portugals auf der Konferenz, welche durch dasselbe fast zum Scheitern gebracht worden wäre, erklärt sich leicht: mehr als irgend ein anderer Staat hatte Portugal ein Interesse daran, Klarheit in die verwirrten Verhältnisse zu bringen und die Berechtigung seiner Ansprüche feststellen zu lassen. Den Verlauf, den die Konferenz nehmen sollte, ahnte man in Lissabon damals noch nicht, sonst würde man von Anfang an eine andere Stellung eingenommen haben.

Es war kaum zu erwarten, daß Fürst Bismarck unterlassen würde, in einer Frage von so allgemeinem Interesse das Gewicht Deutschlands in die Waagschale zu legen. Da England die Konferenz-Idee sehr unsympathisch war, wäre dieselbe kaum über das erste Stadium des Vorschlags hinausgekommen, wenn Fürst Bismarck sich nicht rasch der Initiative bemächtigte und nach schnell beendigten geheimen Verhandlungen mit Frankreich gemeinsam mit diesem England zur Beschickung einer Konferenz einlud, auf welcher sowohl die Kongofrage als auch die Frage der freien Schifffahrt auf dem Niger vor dem europäischen Aleropag zum Austrag gelangen sollte.

Da das englische Kabinet von den Verhandlungen Deutschlands mit Frankreich keine Ahnung hatte — Fürst Bismarck nahm sich hier einmal die Handlungsweise des englischen Ministeriums zum Muster und lüftete den Schleier des Geheimnisses erst, als vollzogene Thatfachen vorlagen — überraschte die Einladung in London aufs höchste. Man sah ein, daß eine Ablehnung der Einladung unmöglich sei, hatte aber doch keine Lust, derselben zu folgen, und griff daher zu dem altbewährten Mittel der Verschleppung, indem man zunächst über einzelne Punkte Aufklärung verlangte. Dergleichen verfiel aber gegenüber einem Gegner wie Fürst Bismarck nicht, der schnell erriet, auf was man im Foreign Office abzielte.

Als seine Erwiderung, daß die Konferenz selbst die Aufklärungen zu geben habe, welche die englische Regierung vorher verlange, die Angelegenheit noch nicht in Fluß brachte, erhielt der deutsche Botschafter Graf Münster den Auftrag, der Mißstimmung des Fürsten Bismarck über die Verzögerung unumwunden Ausdruck zu geben. Seine am 19. Oktober abgegebene Erklärung, daß der deutsche Reichskanzler vermute, man wolle

in London die Angelegenheit verschleppen, erzielte die erwartete Wirkung. Lord Granville bestritt zwar die ihm zugeschriebene Absicht, aber die Verhandlungen kamen nun in Fluß und England erklärte sich bald darauf bereit, die Konferenz zu beschicken. Nun kam aber für den englischen Staatsmann eine bittere Pille: Graf Münster erklärte nämlich, daß die Grundsätze, welche England bei den Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten über die Oregon-Mündung geleitet, den Fürsten Bismarck zu der Annahme veranlaßten, daß England, auch wenn es imstande sei, sein Anrecht auf die Nigermündungen zu beweisen, doch nicht die Absicht habe, andere Nationen von der freien Schifffahrt auf dem Niger auszuschließen. So sehr man sich auch winden und sträuben mochte, die eiserne Faust des deutschen Reichskanzlers lenkte das Steuer der Konferenz, und überall trat klar sein fester Entschluß hervor, jede Zweideutigkeit und Unklarheit auszuschließen, aus welcher sich später etwa neue Verwickelungen ergeben konnten.



W. Neger vom Kongo.

Die Konferenz wurde am 15. November 1884 um 2 Uhr nachmittags eröffnet.⁷⁷⁾ Die auf derselben vertretenen Mächte waren: Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Rußland, Österreich, Schweden-Norwegen, Dänemark, die Niederlande, Belgien, Portugal, Spanien, Italien, die Türkei und die Vereinigten Staaten. Rußland ausgenommen, welches, da sein Botschafter abwesend war, in der Person des Ministers Grafen Kapnist einen besondern Bevollmächtigten gesandt hatte, waren alle Mächte durch ihre Berliner Botschafter und Gesandten vertreten, und Portugal, Belgien und die Vereinigten Staaten hatten noch je einen zweiten Bevollmächtigten ernannt. An der Konferenz nahmen daher teil: der deutsche Reichskanzler, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Staatssekretär Graf von Hatzfeld, Unterstaatssekretär Busch, Geheimer Legationsrat von Kusserow;

⁷⁷⁾ Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Nach den offiziellen Quellen von Art. Hauptmann E. Bötticher. „Das Ausland“, 1885, Nr. 4, 13, 14. — Der Kongo-Staat von A. von Schweiger-Lerchenfeld. „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“, 1885, VII. Heft, Seite 388. — Abdruck der General-Akte der Berliner Konferenz (in verkleinertem Maßstabe) in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 24. Mai 1885. — Le mouvement géographique, 1885, N. 17–20 etc.

der französische Botschafter Baron von Courcel; der britische Botschafter Sir Edward Malet; Minister Graf Kapnist (Rußland); der österreichische Botschafter Graf von Széchenyi; der schwedisch-norwegische Gesandte General Baron von Bildt; der dänische Gesandte Jonkheer van der Hoeven; der belgische Gesandte Graf von der Straten-Ponthoz; der portugiesische Gesandte und der Rat von Serpa-Pimentel; der spanische Gesandte Graf von Benomar; der italienische Botschafter Graf von Lamay; der türkische Botschafter Said Pascha; der Gesandte der Vereinigten Staaten John A. Kasson mit dem Bevollmächtigten Henry S. Sanford. Nachdem Fürst Bismarck die Konferenz mit einer kurzen Ansprache eröffnet, wurde er einstimmig zum Präsidenten gewählt, mit der Befugnis, einen der anderen Vertreter Deutschlands zu seinem Stellvertreter zu ernennen.⁷⁸⁾ Nachdem noch der französische Botschaftsrat Raindre, Graf Wilhelm von Bismarck und der Vizekonsul Dr. Schmidt zu Sekretären ernannt worden, entwickelte Fürst Bismarck in längerer Rede die Aufgabe der Konferenz. Wir müssen darauf verzichten, die *s. J.* im Deutschen Reichs-Anzeiger in den Sitzungsprotokollen der Konferenz veröffentlichte Rede auch nur im Auszuge wiederzugeben. „Der lebhafteste Anteil“, sagte Fürst Bismarck zum Schluß, „den alle in dieser Konferenz vertretenen Völker an der Entwicklung der Zivilisation in Afrika nehmen, eine Anteilnahme, die unausgesetzt durch kühne Forschungsunternehmungen, durch die Handelsbewegung und durch die von jedem Volke für einen dieser Zwecke gebrachten Opfer und Mühen bezeugt wird, giebt uns eine Sicherheit für den Erfolg der Arbeiten, denen wir uns zu dem Zweck hingeben, die Handelsbeziehungen unserer Landsleute mit diesem Erdteil zu regeln und zu entwickeln und zugleich der Sache des Friedens und der Humanität zu dienen.“ Nun, diese Hoffnung ist in Erfüllung gegangen, obwohl die Erzielung einer vollen Übereinstimmung viele Mühe und schwere Kämpfe kostete, während welcher das Einigungs-
werk mehr als einmal fraglich zu werden schien.

Keine der früheren Konferenzen hatte so viele und so wichtige Prinzipienfragen zu entscheiden, bevor sie an ihre eigentliche Aufgabe herantreten konnte, wie die Afrikanische Konferenz in Berlin. Da handelte es sich um die Prüfung historischer Ansprüche, welche Jahrhunderte zurück datierten; da wollte die Anwendbarkeit verschiedener völkerrechtlicher Bestimmungen erwogen werden; da waren schwierige geographische Fragen zu entscheiden, die sich auf ein zum großen Teil noch unerforschtes Land bezogen u. s. w. Diese große Mannigfaltigkeit des Stoffes brachte es mit sich, daß bald von dieser, bald von jener Seite Opposition laut wurde und bald England, bald Frankreich, bald Portugal, in der Sklavenfrage sogar die Türkei Einwände erhoben, nur unter Vorbehalt ihre Zustimmung geben wollten, oder gar unumwunden protestierten. Schon in der 2. Sitzung traten die Bevollmächtigten Portugals und der Vereinigten Staaten mit zwei diametral entgegengesetzten Forderungen auf. Während jener die historischen Rechte Portugals geltend machte, empfahl dieser die Neutralisierung des Kongogebietes und wünschte eine möglichst weite Ausdehnung desselben.

Nachdem eine Kommission den ersten Verhandlungspunkt, die Erklärung der Handelsfreiheit im Kongogebiet, vorberaten und sich hauptsächlich mit der Feststellung der Grenzen jener Gebiete beschäftigt hatte, welche „das Becken des Kongo und seiner Zuflüsse“ bilden, trat die Konferenz am 27. November zu ihrer 3. Sitzung zusammen. Der von der Kommission ausgearbeitete Bericht enthielt Vorschläge 1) über die Ausdehnung des geographischen Kongobeckens; 2) über die Gebiete nördlich und südlich von der Kongomündung, welche im Interesse des Handels mit ihm zu verbinden wären; 3) über die eventuelle Ausdehnung der Handelsfreiheit auf einzelne Gebiete im Osten Afrikas.

Wir können hier die Verhandlungen der Konferenz nicht im Detail wiedergeben, und müssen uns darauf beschränken, die wichtigsten Vorgänge und Beschlüsse hervorzuheben. Unter diesen steht obenan die Erklärung der Handelsfreiheit im Becken des Kongo. Als die Kommission, welche mit den Vorarbeiten inbezug auf eine Stromfahrtsakte betraut war, in ihrem Bericht die Artikel 108 bis 116 der Schlußakte des Wiener

⁷⁸⁾ Die Association, welche von den europäischen Mächten noch nicht anerkannt war, blieb ohne Vertretung auf der Konferenz, aber ihr Präsident, Oberst Strauch, weilte in Berlin. Stanley nahm als amerikanischer Delegierter an der Konferenz teil.

Kongresses (und die ergänzenden Artikel 15 und 16 des Pariser Traktates vom 30. März 1856) auf die Kongo-Schiffahrt angewendet, stieß sie auf heftigen Widerstand seitens Rußlands, dessen Vertreter darauf hinwies, daß die in der Wiener Schlußakte für die Schiffahrt auf der Donau festgestellten Bestimmungen niemals in der Weise zur Anwendung gelangt seien, welche dem Kongresse vorschwebte. England sträubte sich ebenso hartnäckig gegen die Ausdehnung der Kongo-Schiffahrtsakte auf den Niger, weil es dort bereits geordnete Zustände geschaffen habe, und erklärte dann auch eine internationale Stromkommission für überflüssig, weil der untere Niger unter englischer Oberhoheit stehe. Erst nach langen Verhandlungen gelang es, den Widerstand Englands zu beseitigen, indem man den ihm zugute kommenden Vorbehalt annahm, der freie Verkehr auf dem Niger solle unter Anerkennung der Hoheitsrechte Englands allen Nationen gestattet sein. In engem Zusammenhange mit der Schiffahrtsakte stand die gleichzeitig vorgelegte „Deklaration der Handelsfreiheit im Becken des Kongo, seiner Mündungen und benachbarten Länder“. Durch dieselbe wurde bestimmt: daß die Flaggen aller Nationen freien Zutritt haben sollen; daß Waren jeder Ursprungsart, welche importiert werden, keine anderen Zagen zu entrichten haben, denn solche, welche als eine billige Kompensation für dem Handel nützliche Ausgaben erhoben werden können, daß dagegen Erhebung von Differentialabgaben verboten sei; daß die importierten Waren von Eingangs- und Durchgangszöllen frei sein sollen und in Handelsfachen keinerlei Monopole eingeräumt werden dürfen; die Fremden sollen in bezug auf den Schutz ihrer Person und ihres Eigentums, das Erwerbs- und Übertragungsrecht ihres beweglichen und unbeweglichen Besitzes und die Ausübung ihres Berufes den Nationalen vollkommen gleichgestellt sein. Fernere Bestimmungen bezogen sich auf den Schutz der christlichen Missionäre und Forschungsreisenden, auf die Gewährleistung religiöser Duldung und freier Ausübung aller Gottesdienste u. s. w. Alle diese Bestimmungen sollten Geltung haben: 1. In allen Gebieten, welche das Becken des Kongo und seiner Mündung ausmachen. Dieses Becken wird begrenzt durch die Gebirgsrücken der anstoßenden Becken, nämlich insbesondere des Niari, des Ogoewe, des Schari und des Nil im Norden; durch den Tanganjika-See im Osten; durch die Gebirgsrücken der Becken des Sambesi und des Logé im Süden. Demnach begreift es in sich alle durch den Kongo und seine Zuflüsse, einschließlich den Tanganjika-See und seine östlichen Zuflüsse entwässerten Gebiete. 2. In der Küstenzone, die sich auf den Atlantischen Ozean von Setta-Camma bis zur Logé-Mündung erstreckt. Die Nordgrenze wird dem Laufe des Logé bis zur Quelle dieses Flusses folgen und an der Quelle desselben sich östlich wenden, bis sie mit Vermeidung des Ogoewe-Beckens auf das geographische Becken des Kongo stößt. Die Südgrenze wird dem Laufe des Logé bis zur Quelle dieses Flusses folgen und von da ostwärts bis zur Verbindung mit dem geographischen Becken des Kongo geführt. 3. In der sich ostwärts vom Kongobecken erstreckenden Zone, wie dieses oben abgegrenzt ist, bis zum Indischen Ozean, vom fünften Grad nördlicher Breite bis zur Sambesi-Mündung im Süden; von diesem Punkte wird die Demarkationslinie dem Sambesi bis auf Meilen aufwärts vom Zusammenfluß mit dem Schire folgen und sich fortsetzen mittelst der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Nyassa-Sees und denen des Sambesi, um endlich die Scheidegrenze zwischen den Wassern des Sambesi und des Kongo zu erreichen.

Bei Beratung der Schiffahrtsakte für Kongo und Niger hatte der Vertreter der Vereinigten Staaten den Vorschlag unterbreitet, die für Kongo und Niger für den Fall eines Krieges vereinbarte Neutralität auf das ganze Kongo-Becken auszudehnen. Fürst Bismarck legte darauf in der 6. Sitzung einen „Zusatzartikel zur Erklärung über die Handelsfreiheit“ vor und begründete denselben mit folgender Ansprache:

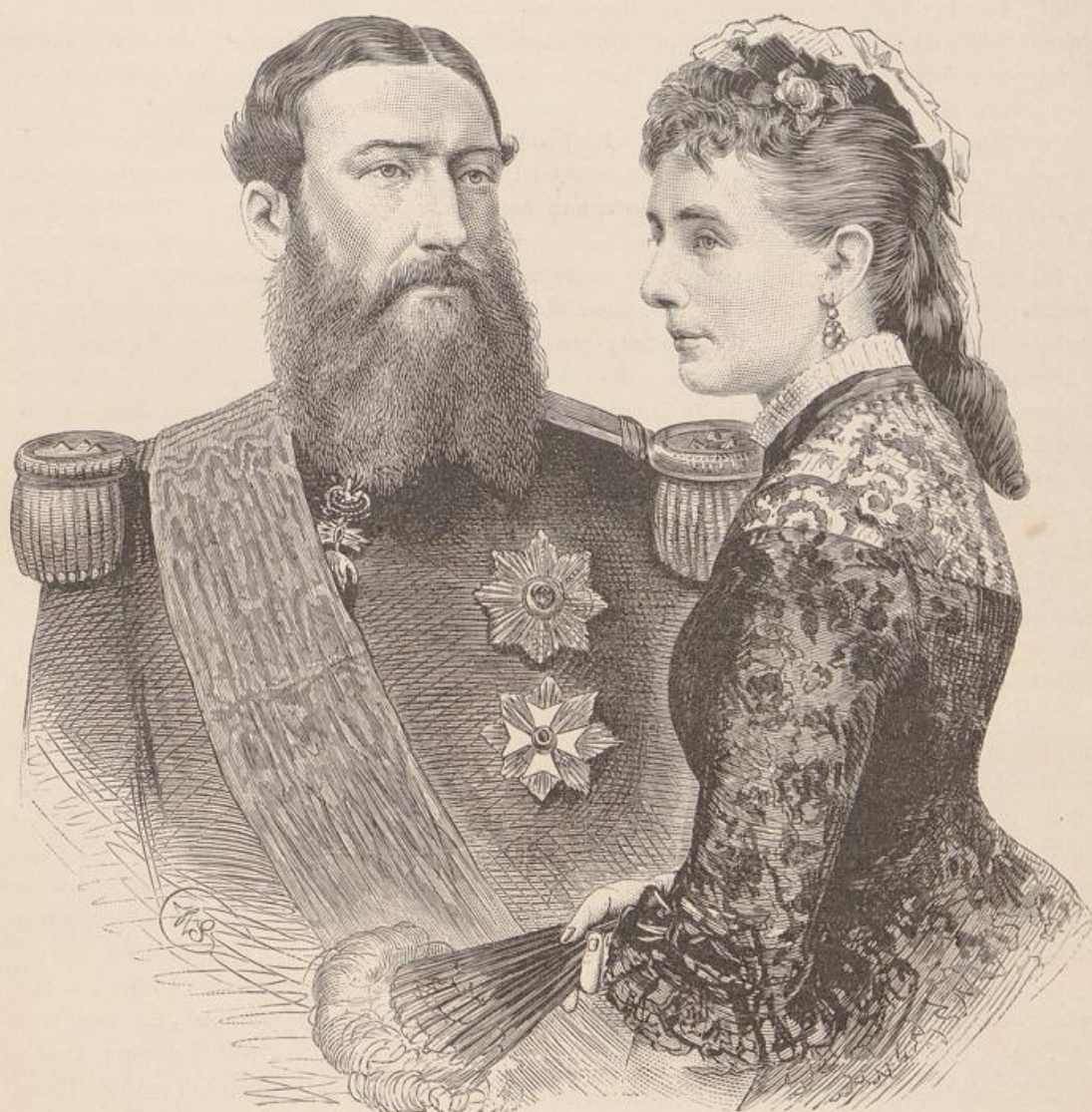
„Die kaiserliche Regierung stellt mit Befriedigung die Thatsache fest, daß die Konferenz nach langen und emsigen Beratungen zum Einverständnis über einen großen Teil des ihr unterbreiteten Programms gelangt ist. In Wahrheit sichern die in der Erklärung der Handelsfreiheit im Kongo-Becken und in der Kongo- und Niger-Schiffahrtsakte aufgestellten Grundsätze dem Handel aller Nationen freien Eingang in einen ausgedehnten Teil des afrikanischen Kontinents. Wenn aber diese einmütig angenommenen Grundsätze wirklich die Früchte tragen sollen, welche wir uns davon versprechen, müssen dieselben nach der Ansicht der

deutschen Regierung mit einer sie ergänzenden Sicherheit bekleidet werden, welche die Handelsunternehmungen ermutigt, indem sie ihnen gegen Kriegsgefahr den Schutz des internationalen Rechtes gewährt. Diese Gewährleistung wäre dadurch geschaffen, daß die Mächte sich gegenseitig verpflichteten, in Kriegszeiten die Feindseligkeiten nicht auf das Gebiet des Kongo-Beckens auszudehnen. Diese Verbindlichkeit würde nur die Vervollständigung der von der Konferenz bereits getroffenen Anordnungen sein. Mangels Sicherheit gegen Kriegsgefahr würde den in diesen Ländern zu gründenden Anstalten die Hauptbedingung für den Erfolg fehlen,



Oberst Strauch, Minister des Kongostaats.

nämlich das Vertrauen auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und auf die Sicherheit der erworbenen Rechte. Aus diesen Gesichtspunkten hat die kaiserliche Regierung den von dem Herrn Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten von Amerika eingebrachten Vorschlag zur Neutralisierung des Kongo-Beckens mit lebhafter Befriedigung begrüßt. In den Ausführungen, welche seinen Vorschlag begleiten, hat Herr Kasson dargelegt, welche Gefahren die Handeltreibenden und ihre Unternehmungen laufen, wenn die Mächte sich nicht zur Neutralisierung des Kongo-Beckens verstehen sollten. In der That bieten die Verhältnisse, unter denen Zentral-



Das Herrscherpaar des Kongostaats.

afrika jetzt der Kultur geöffnet wird, manche Ähnlichkeit mit den ersten Zeiten der Geschichte der amerikanischen Union. Es würde also sehr wohl angebracht sein, den Rat zu benutzen, der von der Regierung eines Landes ausgeht, das so sehr unter den Kriegen zwischen den europäischen Mächten und unter dem Verhalten der Eingeborenen gelitten hat. Die deutsche Regierung ist bereit, dem amerikanischen Vorschlage zuzustimmen."

Eine sofortige Beratung dieses Zusatzantrages war nicht möglich. Abgesehen von den ungenügenden Vollmachten der einzelnen Vertreter, in denen diese Frage nicht vorgesehen war, stand ihrer Erledigung hauptsächlich die noch immer nicht behobene Unklarheit des Begriffes Kongostaat entgegen, die jedoch nun bald beseitigt sein sollte.

Noch während der Verhandlungen der Konferenz kam es außerhalb derselben zu wichtigen Vereinbarungen. Die Internationale Gesellschaft hatte mit Frankreich und Portugal einen Ausgleich vereinbart und durch große Konzessionen an dieselben die Anerkennung des Restes ihres Besitzes erkaufte. Das Bewußtsein, daß ihr die Mittel fehlten, einen Besitz gegen den Willen jener beiden Mächte zu behaupten, hatte sie zur Nachgiebigkeit bewogen. Am 5. Februar 1885 wurde von der französischen Regierung und der Gesellschaft ein Vertrag unterzeichnet, welcher die Grenze ihrer Gebiete festsetzte. Die Grenze sollte danach längs des Flusses Tschiloango laufen, von dessen Mündung zum rechten Ufer des Kongo, und längs diesem von der Station Manyanga bis zu einem später zu bestimmenden Punkte zwischen dem Äquator und 1° nördl. Br. Frankreich erhielt durch diesen Vertrag ein riesiges Gebiet, das ganze Becken des Kuisi-Niadi, die Küste bis zum Tschiloango und alles Land nördlich vom Kongo auf der Strecke von Manyanga bis über den Äquator. Brazzas Thätigkeit war nicht erfolglos gewesen: Frankreich hatte im Zentrum Afrikas am Kongo Fuß gefaßt.

Portugal, welches am Kongo gar nichts geleistet, setzte alle seine Forderungen durch. In dem am 14. Februar 1885 abgeschlossenen Vertrage wurde festgesetzt, daß der portugiesische Besitz am Südufer des Kongo von seiner Mündung bis Kofi reichen solle, während nördlich von der Kongomündung die etwa 50 Kilometer lange Küste von der Mündung des Tschiloango bis Huva als portugiesischer Besitz anerkannt wurde. Portugal vermochte streng genommen Ansprüche nur auf die Gebiete nördlich von der Kongomündung nachzuweisen, wo Kabinda und Malemba wiederholt in alten Urkunden als portugiesische Gebiete erwähnt werden. Diesen Besitz Portugals hatte Frankreich schon 1786, England 1810 anerkannt. Von der Kongomündung ist aber in allen Schriftstücken, die sich auf portugiesische Niederlassungen an der Westküste Afrikas beziehen, keine Rede, und Portugal hatte vor Stanleys Reise und vor dem Beginn der Thätigkeit der Association dieses Gebiet auch nie als sein Eigentum in Anspruch genommen. Um das Zustandekommen des großen Friedenswerkes nicht zu stören, gab die Association endlich nach und unterzeichnete auch diesen Vertrag, so daß ihr und dem im Entstehen begriffenen Kongostaat von der 700 Kilometer langen Küste von der französischen Ogowe-Kolonie bis Ambriz nur eine etwa 50 Kilometer lange Strecke übrig blieb, durch welche die Verbindung des Kongogebietes mit dem Meere hergestellt wurde.

Am raschesten wurde die Frage des Sklavenhandels erledigt. Die Konferenz nahm in der nur eine halbe Stunde dauernden 7. Sitzung am 7. Januar die von der Kommission ausgearbeitete „Erklärung über den Sklaven-Handel“ an, welche also lautet: „Da in Übereinstimmung mit den völkerrechtlichen Grundsätzen, wie solche von den Vertragsmächten anerkannt sind, der Sklavenhandel verboten ist und die Unternehmungen, die zu Lande oder zur See dem Handel Sklaven liefern, ebenfalls als verboten betrachtet werden müssen, so erklären die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Einfluß im Gebiet des konventionellen Kongo-Beckens ausüben oder ausüben werden, daß dieses Gebiet weder als Markt noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel von welcher Rasse, benutzt werden darf. Jede dieser Mächte verpflichtet sich, alle ihr möglichen Mittel aufzubieten, um diesem Handel ein Ende zu machen, und diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, zu bestrafen.“ Die Verhandlungen über die Erklärung der Förmlichkeiten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den afrikanischen Küsten als zu Recht bestehend angesehen werden, konnten noch nicht eröffnet werden, da der englische Bevollmächtigte immer noch keine Verhaltungs-

vorschriften empfangen hatte. Herrn Gladstones Verschleppungskunst brachte dadurch die Arbeiten der Konferenz 3 Wochen lang zum Stocken, denn erst am 28. Januar konnte die Konferenz die Beratung des vorliegenden Entwurfes beginnen. In der 8. Sitzung am 31. Januar erfolgte dann die Annahme folgender Erklärung:

1. Die Macht, welche von nun an ein außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen gelegenes Gebiet auf den Küsten des afrikanischen Kontinents an sich nehmen oder, bis jetzt besitzlos, ein solches erwerben wird, und desgleichen die Macht, welche dort eine Schutzherrschaft aufrichten wird, soll die betreffende Handlung mit einer an die Unterzeichner gerichteten Anzeige verbinden, um dieselbe in Stand zu setzen, gegebenenfalls ihre Einsprüche geltend zu machen. 2. Die Vertragsmächte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen auf den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Autorität zu sichern, welche hinreicht, die erworbenen Rechte zu schützen und die Freiheit des Handels und des Durchgangsverkehrs, wo sie statthaft, genau so, wie sie festgesetzt worden, aufrecht zu erhalten.

Der amerikanische Bevollmächtigte hatte eine Erklärung zu Protokoll gegeben, welche im Hinblick auf das Vorgehen der Vereinigten Staaten gegenüber den Indianerstämmen etwas seltsam klang. „Das moderne internationale Recht,“ lautete diese Erklärung, „verfolgt mit Festigkeit eine Richtung, welche zur Anerkennung des Rechtes der eingeborenen Rassen führt, frei über sich selbst und den väterlichen Boden zu verfügen. Im Einklang mit dieser Richtung würde meine Regierung gern einer erweiterten Regel beitreten, welche grundsätzlich die freiwillige Zustimmung der Eingeborenen, deren Land in Besitz genommen wird, ins Auge faßt, sofern dieselben das Zugreifen nicht herausgefordert haben.“ Zu einer Debatte über diese Erklärung kam es nicht; sie wurde durch die Erwiderung des Vorsitzenden, daß sie ein Gebiet berühre, welches außerhalb der Sphäre der Konferenz liege, beseitigt.

Die letzte Frage, welche die Konferenz beschäftigte, war die Erklärung der Neutralität aller im konventionellen Kongobecken eingeschlossenen Gebiete. Eine Einigung über diesen letzten Punkt war so lange unmöglich gewesen, als der „Kongo-Staat“ noch keine bestimmten Formen angenommen hatte und niemand wußte, was eigentlich unter diesem Namen zu verstehen sei. Inzwischen wurde die Internationale Kongo-Gesellschaft, welche bereits (22. April 1884) von den Vereinigten Staaten anerkannt war, successive auch von den anderen Staaten als ein Staat anerkannt, dessen Flagge ein goldener Stern im blauen Felde ist. Deutschland hatte auch hier die Bahn gebrochen, indem es am 8. November 1884 die Gesellschaft als Staat anerkannte;⁷⁹⁾ dann folgten am 16. Dezember England, am 19. Dezember Italien, am 24. Österreich-Ungarn, am 27. die Niederlande, am 7. Januar Spanien, am 5. Februar Frankreich und Rußland, am 10. Schweden und Norwegen, am 14. Portugal und am 23. Februar Belgien und Dänemark. Hierauf kamen die langwierigen Verhandlungen der Gesellschaft mit Frankreich und Portugal wegen Abgrenzung ihrer Gebiete, wobei das letztere auf Umwegen zu erlangen suchte, was ihm durch Deutschlands Protest gegen den Kongovertrag ent-

⁷⁹⁾ Der zwischen Deutschland und der Internationalen Kongo-Gesellschaft abgeschlossene und in ihrem Namen am 8. November 1884 in Brüssel vom Grafen von Brandenburg und Oberst Strauch unterzeichnete Vertrag enthielt folgende Bestimmungen: Die Internationale Kongo-Gesellschaft verpflichtet sich, in ihren jetzigen und künftigen Besitzungen am Kongo, Kuisu-Niadi und an der Küste des Atlantischen Ozeans von den eingeführten Waren keinerlei Zölle zu erheben, speziell nicht auf der Straße längs der Katarakte. Die Angehörigen des deutschen Reiches sollen berechtigt sein, sich in dem Gebiet der Gesellschaft aufzuhalten und niederzulassen. Sie genießen in bezug auf Schutz ihrer Person und ihres Eigentums, auf freie Ausübung ihrer Religion u. s. w. alle Vorteile der Angehörigen der meist begünstigten Nation. Sie können im Gebiet der Gesellschaft Grund und Boden kaufen, Handelsniederlassungen gründen und unter deutscher Flagge Handel treiben. Die Gesellschaft verpflichtet sich, alle Bevorzugungen, die sie später etwa anderen Nationen zugestehen wird, auch den deutschen Reichsangehörigen zuzugestehen. Sollte sie später irgend einen Teil ihres Gebietes einer andern Macht abtreten, so sollen die von ihr eingegangenen Verpflichtungen auf den neuen Erwerber übergehen. Das deutsche Reich erkennt dagegen die Flagge der Gesellschaft — eine blaue Fahne mit goldenem Stern in der Mitte — als die eines befreundeten Staates an. Gleichzeitig erkennt das deutsche Reich die Grenzen des Gebietes der Gesellschaft, sowie des von ihr zu gründenden Staates, an, wie sie auf einer der Vertragsurkunde beigelegten Karte verzeichnet sind. — Siehe *Le mouvement géographique*, 1884, N. 21, Seite 86.

rissen worden und es wirklich dahin brachte, daß dem riesigen Gebiet, das die Internationale Gesellschaft im Binnenlande behielt, nur eine winzig kleine Ausgangspforte zum Weltmeer blieb. Nach Beendigung dieser Verhandlungen konnte endlich die Gesellschaft am 25. Februar der Konferenz anzeigen, daß die Grenzen des neuen Staates festgestellt und dieser selbst von allen Konferenzmächten anerkannt sei, worauf die Konferenz noch an demselben Tage die Beratung der Neutralitätserklärung begann.

Die Neutralitäts-Erklärung wurde in nachstehender Fassung angenommen: „Um Handel und Gewerbe eine neue Gewähr der Sicherheit zu geben und durch Erhaltung des Friedens die Entwicklung der Zivilisation in den im Art. I genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern zu begünstigen, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche demselben für die Folge beitreten, die Neutralität der zu den genannten Gegenden gehörigen Gebiete oder ihrer Teile, einschließlich ihrer Gewässer, so lange zu achten, als die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Schutz in diesen Gebieten ausüben werden, in Benutzung des Rechts sich neutral zu erklären, die Pflichten erfüllen, welche die Neutralität auslegt. In dem Falle, daß eine Macht, welche Hoheitsrechte oder Schutz in den im Art. I genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche ihm für die Folge beitreten, ihren Einfluß aufzuwenden, damit die dieser Macht gehörigen und in die konventionelle Zone der Handelsfreiheit einbegriffenen Gebiete mit gemeinsamem Einverständnis dieser Macht und der anderen kriegführenden Partei oder Parteien für die Dauer des Krieges unter die Geltung der Neutralität gestellt und als zu einem nicht kriegführenden Staate gehörig angesehen werden; die kriegführenden Parteien sollen von da an darauf verzichten, die Feindseligkeiten in die auf diese Art neutralisierten Gebiete zu tragen, sowie darauf, diese als Basis für Kriegsoperationen zu benutzen. In dem Falle, daß sich anlässlich oder innerhalb der im Art. I aufgeführten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Gebiete eine ernste Meinungsverschiedenheit unter den Mächten, die diesen Vertrag unterzeichnet haben oder demselben für die Folge beitreten, erhebt, verpflichten sich diese Mächte, bevor sie zu den Waffen greifen, die Vermittelung einer befreundeten Macht oder mehrerer anzurufen. Für denselben Fall behalten sich die Mächte vor, freiwillig zu dem Verfahren eines Schiedsspruches Zuflucht zu nehmen.“

So war das große Werk glücklich zu Ende geführt. Ein neuer Staat war geschaffen, der räumlichen Ausdehnung nach einer der größten unter den Staaten der Erde. Seine Grenze lief von der Mündung des Kongo aufwärts mitten im Strom bis Noki, von dort auf dem Parallelkreise dieses Ortes (annähernd 5° 40' südl. Br.) bis zum Kuango, diesem Strom folgend bis zum 6.° südl. Br. und auf letzterem entlang zum 24. Längengrad, dann südlich zur Grenze der Freihandels-Zone und längs dieser zum Bangweolo- und Moero-See, alsdann weiter zum Westufer des Tanganjika, dieses entlang zum Nordostende des Njige-Sees, von dort parallel mit dem 30. Längengrade bis zum 4. Breitengrad, auf diesem bis zum 17. Längengrade, auf diesem südwärts bis 0° 20' nördl. Br., von dort zum rechten Kongo-Ufer gegenüber der Mündung des Ruki. Nun liegt die Grenze wieder mitten im Strom bis zu den Katarakten von Atombo Makata, wendet sich dann nordwestwärts und folgt der Wasserscheide zwischen Kongo und Kuisu Niadi bis zum Tschiloango, zieht sich längs dieses Flusses westwärts, worauf sie bis etwa 5° 38' nach Süden zurückweicht und dort dem Breitengrad parallel zur Meeresküste läuft. Das ganze Gebiet umfaßt etwa 2400000 □ Kilometer und ist (Schätzung Stanleys) von 35 bis 40 Millionen Menschen bewohnt.

Dieser Staat und außer ihm noch ein großes Gebiet um seine Grenzen war allen handeltreibenden Völkern zum freien, durch keine Zollschranken gehinderten Wettbewerb erschlossen und als Stätte friedlichen Wettstreits für immer dem Einfluß der Feindseligkeiten entrückt, welche später zwischen einzelnen Staaten ausbrechen konnten. Das 19. Jahrhundert hatte sich, schon seinem Ende nahe, ein herrliches Denkmal gesetzt und die Macht der Zivilisation, welcher es in dem dunkeln Erdteil eine Bahn brechen wollte, glänzend dargehan durch ein Werk, welches man noch vor einem Jahrzehnt für eine Unmöglichkeit, für ein Hirngespinnst gehalten

hätte. Indem wir aber staunend betrachten, was vor unseren Augen entstanden, dürfen wir nicht vergessen, wessen Werk wir eigentlich bewundern. Neben den Männern, welche in mühsamer jahrelanger Arbeit die einzelnen Bausteine zusammentrugen, neben dem hochherzigen König der Belgier, neben Stanley, Hanssens, Oberst Strauch und all den vielen, welche das Kongowerk gefördert, tritt uns der Name des deutschen Reichskanzlers, dessen Initiative und energischer Förderung der Kongostaat so viel verdankt, in erster Reihe entgegen. Mit berechtigter Genugthuung konnte er daher in der Schlußsitzung der Konferenz am 26. Februar seiner Freude mit folgenden Worten Ausdruck geben:

Meine Herren! Nachdem nun unsere Konferenz nach langen und mühsamen Beratungen ihre Arbeit beendet hat, stelle ich mit hoher Befriedigung fest, daß Dank Ihrem Bemühen und Dank dem versöhnlichen Geiste, der in unseren Unterhandlungen vorgewaltet hat, vollständiges Einverständnis über jeden Punkt des uns vorgelegten Programms hergestellt worden ist. Die Beschlüsse, welche wir nunmehr mit unserer Unterschrift bekräftigen wollen, sichern dem Handel aller Nationen freie Bahn bis in das Herz des afrikanischen Kontinents. Die Bürgschaften, welche die Handelsfreiheit im Kongo-Becken sichern, und die Gesamtheit der in der Kongo- und der Niger-Schiffahrtsakte niedergelegten Anordnungen gewähren für Entwicklung und Sicherheit des Handels und der Industrie aller Nationen sehr günstige Vorbedingungen. In einer Reihe anderer Bestimmungen haben Sie Ihre Vorsorge für das sittliche und leibliche Wohl der eingeborenen Bevölkerung offenbart, und wir dürfen hoffen, daß diese von einem Geiste weisen Maßhaltens getragenen Grundsätze fruchtbar sein und dazu beitragen werden, diese Bevölkerung an den Kulturwohlthaten teilnehmen zu lassen. Die eigenartigen Zustände, welche in den von Ihnen den Handelsunternehmungen geöffneten weiten Gebieten obwalten, haben besondere Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung fordern lassen. In der That würde die Kriegsfurie einen ganz besonders verderbenbringenden Charakter annehmen, wenn die Eingeborenen dazu gebracht würden, in den Zerwürfissen der Kulturmächte Partei zu nehmen. In richtiger Vorausschau der den Interessen des Handels und der Kultur aus dieser Möglichkeit erwachsenden Gefahren haben Sie die Mittel gesucht, welche einen großen Teil des afrikanischen Kontinents den Wechselfällen der allgemeinen Politik entziehen und dort die nationale Nebenbuhlerschaft auf friedliche Mitbewerbung in Handel und Industrie beschränken. In demselben Geiste haben Sie Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitznahmen auf den afrikanischen Küsten Veranlassung geben könnten, vorbeugen wollen. Die Erklärung über die Förmlichkeiten, welche erfüllt werden müssen, wenn diese Besitznahmen als thatsächlich betrachtet werden sollen, führt eine neue Regel in das öffentliche Recht ein, die ihrerseits dazu beitragen wird, Ursachen zu Meinungsverschiedenheit aus den internationalen Beziehungen auszuschneiden. Der Geist gegenseitigen guten Einvernehmens, der Ihre Beratungen ausgezeichnet hat, überwog gleicherweise in den Unterhandlungen, welche außerhalb der Konferenz zur Lösung schwieriger Grenzfragen unter den Parteien stattgefunden haben, welche Hoheitsrechte im Kongo-Gebiete ausüben werden und infolge ihrer Stellung vornehmlich berufen sind, die Wächter des Werkes zu werden, welches wir in Vollzug setzen. Ich kann diesen Gegenstand nicht berühren, ohne den Ausdruck unserer Huldigung für die edlen Bemühungen Sr. Maj. des Königs der Belgier, des Begründers eines Werkes, das heute fast von allen Staaten anerkannt ist und das, wenn es sich befestigt, der Sache der Humanität kostbare Dienste wird leisten können. Meine Herren, ich bin von Sr. Maj. dem Kaiser und König, meinem erhabenen Herrn, beauftragt, Ihnen Seinen wärmsten Dank auszusprechen für den Anteil, welchen Jeder von Ihnen an der glücklichen Erfüllung der Aufgabe der Konferenz genommen hat. Ich erfülle eine letzte Pflicht, wenn ich dem Danke der Konferenz Ausdruck gebe, welchen dieselbe denen schuldet, die sich den schwierigen Kommissionsarbeiten unterzogen haben, vorzüglich dem Herrn Baron de Courcel und dem Herrn Baron Lambertmont. Ebenso danke ich den Herren Delegierten für den wertvollen Beistand, welchen sie uns geliehen haben, und nicht minder dem Sekretariat der Konferenz, das durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Erleichterung unserer Aufgabe beigetragen hat. Meine Herren, die Arbeiten der Konferenz werden wie alles Menschenwerk verbessert und vervollständigt werden können, aber sie

sind, wie ich hoffe, ein Markstein der fortschreitenden Entwicklung in den internationalen Beziehungen und schlingen ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Kulturvölkern.

Als Doyen des diplomatischen Korps ergriff dann der Vertreter Italiens Graf Launay das Wort, um im Namen der anderen Bevollmächtigten dem „Urheber des Zusammentrittes der Konferenz, dem Verfasser des Programms, welches die Grundlagen ihrer Beratungen bildete, Seiner Durchlaucht dem Fürsten Bismarck“ den Dank auszudrücken. Graf Launay, der besonders hervorhob, wie unser Reichskanzler es verstanden, sowohl aus der Ferne wie aus der Nähe den Arbeiten die beste Richtung zu geben, schloß mit dem Ausdruck des Dankes für das durch Seine Majestät den deutschen Kaiser den Teilnehmern an der Konferenz entgegengebrachte Wohlwollen und die freundliche Aufnahme derselben. Hierauf ergriff Fürst Bismarck nochmals das Wort, um mitzuteilen, daß die Internationale Kongo-Gesellschaft am 26. Februar ihren Beitritt zur General-Acte der Berliner Konferenz angezeigt habe, worauf die vorliegende General-Acte von den Bevollmächtigten aller Staaten unterzeichnet wurde, womit die Konferenz ihren Abschluß erreichte.

Am 25. April gelangte dann an die belgische Kammer folgende Botschaft des Königs Leopold III:

„Meine Herren! Das in Afrika durch die Internationale Kongo-Gesellschaft geschaffene Werk hat einen großen Aufschwung genommen. Der neue Staat ist gegründet, seine Grenzen sind hergestellt und seine Flagge ist fast von allen Mächten anerkannt. Es erübrigt nun, an den Ufern des Kongo die Regierung und die Verwaltung zu organisieren. Die Bevollmächtigten der auf der Berliner Konferenz vertretenen Nationen haben sich dem unternommenen Werke günstig gezeigt, und seitdem haben die gesetzgebenden Kammern, die hervorragenden Städte des Landes und eine große Anzahl von Körperschaften und Vereinen Mir über diese Angelegenheit ihre höchst sympathischen Gefühle zum Ausdruck gebracht. Angesichts dieser Ermutigungen vermag Ich vor der weitem Verfolgung und Vollendung einer Aufgabe, an der Ich thatächlich einen bedeutenden Anteil genommen, nicht zurückzuweichen, und da Sie, Meine Herren, so wie Ich der Ansicht sind, daß diese Aufgabe dem Lande Nutzen bringen kann, ersuche Ich Sie, von der gesetzgebenden Kammer die Mir notwendige Zustimmung zu erlangen. Der Wortlaut des Artikels 62 der Verfassung kennzeichnet selber die zu schaffende Situation. Als König der Belgier würde Ich zugleich der Souverän eines andern Staates sein. Dieser wäre, so wie Belgien, unabhängig und würde wie Belgien der Wohlthat der Neutralität theilhaftig sein. Er hätte für seine Bedürfnisse aufzukommen; die Erfahrung, sowie das Beispiel der benachbarten Kolonien ermächtigen Mich zur Behauptung, daß diesem Staate die notwendigen Hilfsmittel zur Verfügung ständen. Zu seiner Verteidigung und zu seiner Polizei hätte er eingeborene Streitkräfte, welche von europäischen freiwilligen befehligt würden. Es bestände somit zwischen Belgien und dem neuen Staate lediglich ein persönliches Band. Ich hege die Überzeugung, daß diese Union für das Land vorteilhaft sein würde, ohne ihm irgendwelche Lasten aufzuerlegen, und verwirklichen sich Meine Hoffnungen, so werde ich darin eine genügende Belohnung für Meine Anstrengungen finden. Belgiens Wohl ist, wie Sie wissen, meine Herren, das Ziel Meines ganzen Lebens. Leopold.“

Die Kammer gab in ihrer Sitzung vom 28. April die Zustimmung zur Annahme der Hoheitsrechte über den neuen Staat durch den König, welcher den Titel „Souverän des Kongostaates“ führen sollte. Für die Verwaltung des Staates wurden „General-Direktionen“ ernannt, welche ihren Sitz in Brüssel hatten. Das vom König seit 7 Jahren mit so großen Kosten und mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte Werk war vollendet.

Viel war zur Zeit, als die Internationale Gesellschaft zum erstenmal mit ihrer Idee, am Kongo einen Staat zu bilden, vor die Öffentlichkeit trat, über diesen Staat gespottet worden — nun stand er doch fertig da und hatte ein Oberhaupt. Ein seltsames Staatengebilde, dem die Geschichte nichts Gleiches zur Seite zu stellen vermag, bleibt er trotzdem. In dem weitaus größern Teil des Gebietes, dessen Souverän der König der Belgier geworden ist, kennt die Bevölkerung dessen Namen gar nicht, weiß gar nicht, daß sie über Nacht einen neuen Oberherrn erhalten hat, und ihre Könige dürften wohl kaum geneigt sein, denselben als über sich

stehend anzuerkennen. In dem Rest des Gebietes sind zwar die Souveränitätsrechte durch Verträge mehr oder minder auf die Internationale Gesellschaft und dann durch diese auf den neugebildeten Staat übergegangen, aber dieser Teil des Kongostaates bildet — wie wahrscheinlich auch die noch unerforschten Teile — ein mosaikartiges Gefüge von Einzelstaaten, welche in den meisten Fällen nichts weiter sind als Dorfkönigreiche, unabhängige Dörfer unter der Herrschaft eines Häuptlings oder „Königs“, auch jetzt noch ohne andern Zusammenhang als das Band, welches die Konferenz so mühsam gewoben und dessen Bedeutung ihnen ziemlich unklar sein dürfte.

Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung des Kongo-Gebietes gehört der großen Bantu-Familie an, welche sich wie ein breiter Keil zwischen die Niederlassungen der Hottentotten und Buschmänner im Süden und der verschiedenen Negerstämme im Norden einschiebt, das ganze riesige Gebiet vom Tanganjika und Ukerewe bis zur Kongomündung und hinab bis zum Sambesi bevölkernd. Nur vereinzelt trifft man am Kongo zwischen den Bantustämmen andere Rassen. Der Flussmündung zunächst wohnen die Kafongo und Mussirongo; dann folgen die Bakongo, Basundi, Babwende, Wabuno, Bateke, Wabuma, Banunu und Bajansi. Die Mussirongo, wie sie die Portugiesen nennen, oder Basirongo (richtiger Basikongo) sind nur ein entarteter, wahrscheinlich mit einer vor dem Eindringen der Bantu-Rasse hier ansässigen Negerbevölkerung vermischter Zweig der von Banana bis zum Stanley-Pool ansässigen Bakongo, welche dieselbe Sprache, das „Siote“, sprechen. Die unvermischten Bakongo waren die Gründer des Königreiches Kongo, welches die Portugiesen an der Küste vorfanden. Auch heute noch besteht ein Königreich Kongo, dessen König in der alten Residenzstadt San Salvador seinen Sitz hat, aber die Macht und Herrlichkeit des Reiches ist dahin und dem König nur noch ein kleiner Landstrich zwischen San Salvador und dem Strome unterthan. Römische und Baptisten-Missionäre haben in seinem Reiche den Versuch unternommen, das Land, welches schon einmal zum Christentum bekehrt war, demselben zurück zu erobern, und der König schwankt noch zwischen beiden Konfessionen hin und her.

Bei den Völkern am obern Kongo dürfte wenig oder gar keine Mischung mit Negerblut stattgefunden haben, und dieselben repräsentieren wahrscheinlich die völlig reine, unverfälschte Bantu-Rasse von schokoladen-ähnlicher Hautfarbe. Westlich vom Stanley-Pool bis zum Gordon-Bennett-Fluß und über diesen hinaus wohnen am Nordufer die Bateke, deren Wohnsitze sich bei Kintamo auch auf das südliche Ufer erstrecken; weiterhin folgen die Wabumba und Bajansi. Charakteristisch für alle diese Völker ist, daß sie keine Religion besitzen. Eine sehr verschwommene Vorstellung von einem Gott ist zwar vorhanden (das Wort, womit sie ihn bezeichnen, wird auch für „Himmel“ oder „Luft“ gebraucht), und man glaubt auch an ein Leben nach dem Tode, weshalb am Grabe des Häuptlings Sklaven geschlachtet werden, um ihm als Begleiter auf seiner Reise ins Jenseits zu dienen, aber eine bestimmte Verehrung der Gottheit ist nirgends zu finden, nur für die Verehrung der Vorfahren haben sich gewisse Normen herausgebildet. „Von Charakter sind die Rassen des obern Kongo gutmütig, leichten Sinnes und sehr empfänglich für Schönheit. Sie sind Verehrer von Farben und Musik und lieben den Tanz, den sie grazios und mit Verständnis ausführen. Sie haben entschieden vererbte Anlagen, aber es liegt eine gewisse Poesie in ihren Gefühlen, welche ihre Liebe veredelt und über die rein geschlechtliche Sinnlichkeit des Negers erhebt. Die Ehemänner lieben ihre eigenen Weiber wie auch die anderen Leute, und man könnte manches hübsche Familienbild in ihren Behausungen malen, wenn Vater und Mutter sich mit ihren Kindern herumbalgen oder in einer gierig essenden Gruppe um den Suppentopf herum sitzen.“⁸⁰⁾

Der Zusammenhang zwischen den einzelnen Stämmen der Bantu-Rasse ist im Laufe der Zeit völlig zerrissen worden, und nirgends am obern Kongo trifft man große Staatenbildungen. Auch der König Makoko, mit welchem Brazza verhandelte, sowie sein Nachfolger Mpumo-Ntaka, der König Jbaka, der bei Stanleys

⁸⁰⁾ H. H. Johnston, Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo. Übersetzt von W. von Freeden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884, Seite 407.

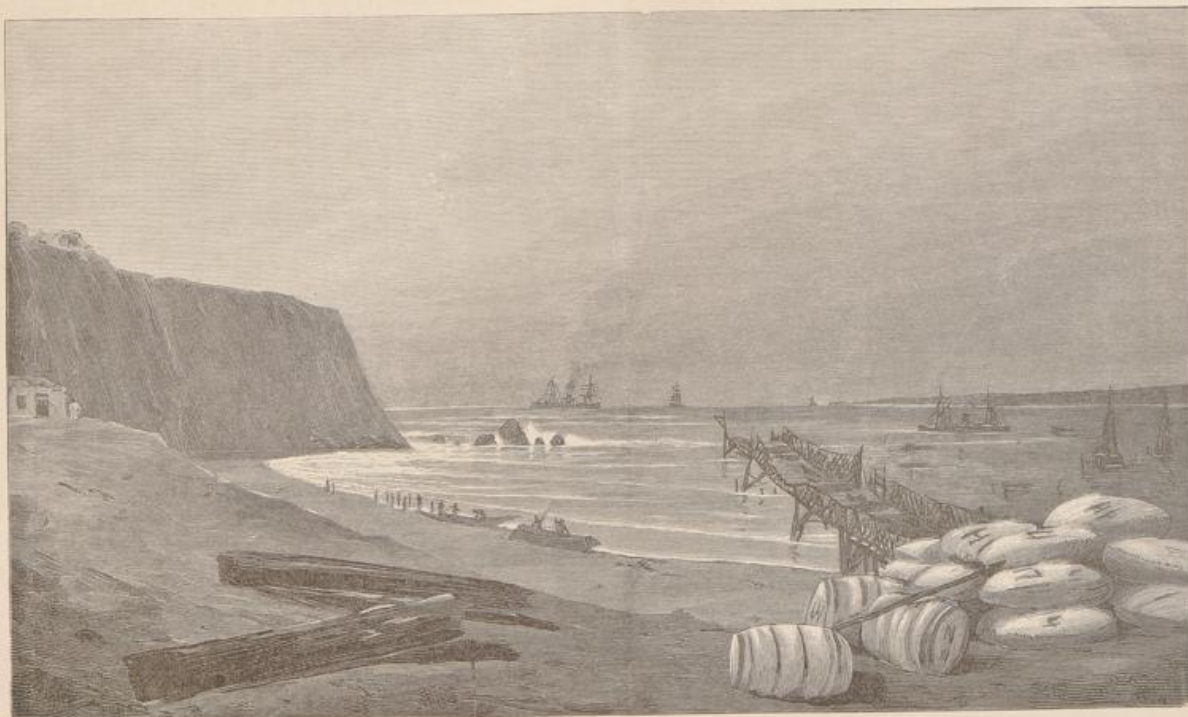
Erwerbungen am Pool eine Rolle spielte, und andere sich für sehr mächtige Fürsten ausgebende Häuptlinge herrschen höchstens über einige tausend Unterthanen. Gewöhnlich bildet jedes Dorf einen Staat für sich, ohne alle Verbindung mit den benachbarten Dörfern. Dies hat das Vordringen der Association wesentlich begünstigt. Hätte alles Land um den Stanley-Pool einem einzigen Herrscher gehört, dann wäre es Stanley, nachdem Brazza ihm zuvorgekommen, kaum möglich geworden, am obern Kongo festen Fuß zu fassen, während er so, in einem Dorfe abgewiesen, sich nach dem nächsten wenden konnte, wo man ihn vielleicht mit Freuden empfing. Der Plan, der vor kurzem angeregt worden, die Kongostämme zur Bildung eines großen nationalen Staatswesens zu veranlassen, ist daher keineswegs empfehlenswert. Ein großer, einheitlich regierter Eingeborenen-Staat am Kongo wäre kein Gewinn, sondern ein Hindernis der Zivilisation. Überall in Afrika, wo die Europäer große geordnete Staatswesen vorfanden, wie z. B. in Dahome, stieß die Zivilisation auf fast unüberwindliche Hindernisse, während sie dort, wo ihre Erfolge nicht von der Laune eines mächtigen Despoten abhängen, rasch Eingang findet. „Der schwarze Mann kann nie herrschen, wohl aber einen willigen Unterthan abgeben. Die Völker sind geneigt, in ihrer gegenwärtigen Lage Kultur anzunehmen, aber die Zivilisation muß nicht als demütige Bittstellerin kommen, sondern als eine Gebieterin. Sie muß sowohl Achtung als naive Bewunderung einflößen können, und darum hat gerade die von Stanley geleitete Expedition so viel Erfolg gehabt.“

Wer vermag heute vorauszusagen, welchen Verlauf die Entwicklung des Kongostaates nehmen wird? Auf Schritt und Tritt sehen wir uns am Kongo Rätseln gegenüber, welche nur die Zukunft zu lösen imstande sein wird. Daß die Neger oder wenigstens die meisten Negerstämme einer höhern Kultur fähig sind, daß sie bei der Berührung mit der Zivilisation nicht dahinschwinden werden wie die Indianer und die anderen Eingeborenen Amerikas, kann heute bereits als zweifellos gelten, denn zahlreiche Beispiele beweisen die Bildungsfähigkeit der Rasse. Schwieriger als die Verbreitung der Zivilisation dürfte sich die Bekämpfung des Islam gestalten, der seit Jahrhunderten langsam aber stetig nach Süden vordringt und schon riesige Landstriche im Innern und an den Küsten erobert hat. Zwei verschiedene Kulturen werden sich begegnen, und der Entscheidungskampf zwischen Islam und Christentum um die Herrschaft in Afrika kann wohl aufgeschoben, aber nicht verhindert werden. Gegenwärtig haben die Sendboten des Islam in ganz Afrika noch günstigere Chancen als die christlichen Missionäre, da ihre Lehre der Fassungskraft der Eingeborenen mehr entspricht und durch ihren sinnlichen Inhalt, namentlich durch die gestattete Polygamie dieselben mehr anzieht als die Christenlehre. Der Kongostaat ist der Repräsentant des Friedens inmitten zahlreicher kriegerischer Nachbarn. Er verfügt noch nicht über die Mittel, sich gegen einen kühnen Eroberer, wie deren der Islam in Afrika viele hervorgerufen, mit den Waffen zu verteidigen, und er wird diese Mittel vielleicht noch lange nicht besitzen. Die Alarmanachricht von einem Eroberungszuge des bekannten Tippu-tib nach dem obern Kongo hat sich zwar zum Glück nicht bewährt, aber heute oder morgen kann doch der Fall eintreten, daß die Schöpfungen Stanleys durch feindliche Scharen bedroht werden. Ob an eine Masseneinwanderung von Europäern, wie dieselbe Amerika der kaukasischen Rasse erobert hat, in der nächsten Zeit auch hier schon zu denken ist und ob sie überhaupt möglich sein wird, ist noch sehr fraglich. Das Eindringen von Europäern ist ja allerdings durch die große Wasserstraße und die vielen herrlichen Nebenströme des Kongo sehr erleichtert. Wenn man für den Hauptstrom eine Ausdehnung der Schiffbarkeit von 1000 (engl.) Meilen annimmt, ferner für den Kuango 500 Meilen, für die Seen 420 Meilen, für den Kassai etwa 800, für den Pankuru 300, für den Aruwimi 500 und für die noch unerforschten Wasserstraßen 1000 Meilen, so wird das ungeheure Becken durch etwa 4000 Meilen schiffbare Stromläufe erschlossen.⁸¹⁾ Ob aber das Klima nicht stets ein Hindernis für europäische Niederlassungen bilden und das Entstehen der großen Städte im Innern, welche Stanley und mit ihm viele andere bereits im Geiste an den Ufern des Kongo sich erheben sehen, gestatten wird — das ist doch

⁸¹⁾ Siehe Stanleys Brief an Mr. Johnston aus Leopoldville vom 23. Juli 1883.



Küste bei Zimbris.



Küste bei Ambrs.

noch sehr fraglich. Stanley, der mit begeisterten Worten für die Gründung von Niederlassungen am Kongo plaidierte und den neuen Staat den Europäern als Ziel ihrer Auswanderung empfahl, hat damit vielseitigen lebhaften Widerspruch hervorgerufen, und die ersten Autoritäten sind gegen ihn ins Feld geführt worden, um die Unmöglichkeit seiner Kolonialprojekte zu beweisen.⁸²⁾ Nur der Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens wird — wie in so vielen ähnlichen Fällen — die Frage entscheiden können.

„Daß der gegenwärtige König der Belgier so lange leben wird, daß er seinen Plan völlig verwirklicht sieht,“ sagt Johnston, „ist unwahrscheinlich, gerade wegen der Größe seiner Anlage, aber wenn erst in nicht mehr ferner Zukunft Leopoldville eine gedeihliche Stadt geworden ist und in ihrem Glücke das Andenken ihres frühesten Beschützers dankbar ehrt, so wollen wir hoffen, daß die Marmorstatue Leopold II. von ihren sonnigen Terrassen und waldreichen Abhängen hinausblicken möge über die breiten Massen des großen Stromes, die er im Leben niemals sehen sollte, mit deren Erschließung zur Zivilisation aber sein Name unauflöslich verbunden ist.“ Schon finden wir aber, wenn wir das Kongowerk überblicken, in dem neuen Staate so viele Schöpfungen, wie sie in so kurzer Zeit kein anderes Land aufzuweisen hatte, in welches Europäer zum erstenmal durch feindliche Bevölkerungen eindringen. Die in Boma ansässigen Kaufleute haben seit Stanleys Reise 15 Handelsstationen zwischen Boma und Vivi gegründet, und von der Association sind 25 Stationen errichtet worden; Vivi und Leopoldville sind zu kleinen Städten herangewachsen; eine Strecke von 1100 Kilometer Länge, von der Flugmündung bis zur Äquator-Station, ist dem Handelsverkehr eröffnet, und man kann heute durch jene Gegenden, in welchen Stanley noch schwere Kämpfe zu bestehen hatte, ebenso sicher und ungehindert reisen, wie von Banana nach Vivi; vom Stanley-Pool aus führt eine Straße zur Flugmündung, und eine andere zum Kuilu-Miadi, dessen ganzer Lauf erforscht ist und an dessen Ufern eine Reihe rasch aufblühender Niederlassungen entstand; Dampfschiffe befahren den Kongo nicht nur im untern Lauf bis Vivi, sondern auch auf der ganzen großen Strecke zwischen den beiden Kataraktengruppen, und die zwischen diesen gelegenen Nebenflüsse; längs der ganzen Ufer, zwischen denen Stanley vor einigen Jahren als geheimer Flüchtling hindurcheilte, gilt heute sein Wort als ausschlaggebend, sein Einfluß hält den Frieden aufrecht und schlichtet den Streit der Eingeborenen; und auch die Missionäre, denen so lange das Eindringen ins Innere des Landes verwehrt war, sind nun am Kongo erschienen und wetteifern in Thätigkeit mit dem Kaufmanne und dem Forschungsreisenden.

Drei Missionen sind im Kongo-Gebiet thätig: die Livingstone-, die Baptisten- und die römisch-katholische Mission. Bevor noch Stanley am Pool festen Fuß gefaßt hatte, und während ihm von den Eingeborenen, um

⁸²⁾ „In der ganzen langen Geschichte der Kolonisation in tropischen Klimaten giebt es nur zwei erfolgreiche Unternehmungen: Indien und Java. Alles andere brach binnen kurz oder lang in nichts zusammen. Es ist bei der so höchst lehrreichen Geschichte sämtlicher Kolonisationsversuche nur zu wundern, wenn Stanley in einem jüngsten Briefe Zentralafrika für deutsche Kolonisation anempfehlen konnte! Er sagt: „Ich werde sehr gerne die Distrikte angeben, welche ich den Kolonisten als gesund und fruchtbar empfehlen möchte . . . wir würden sehr gern eine Eisenbahn bauen, welche die Kolonisten sicher nach den gewünschten Gegenden oberhalb Stanley-Pool bringen sollte u. s. w.“ Ähnliche Äußerungen Stanleys findet man in vielen anderen Briefen, Interviews etc., und daraus kann man schließen, daß der kühne Reisende den festen Glauben hat, im äquatorialen Afrika etwa ähnliche Freistaaten zu gründen, wie in Südafrika oder Südamerika. Da vor Stanley niemand mit diesem Gedanken die Regionen am Oberlaufe des Kongo und die Ländereien zwischen diesem und dem Tanganjika-See besucht hat, so können wohl auch die in seinen Schriften, Briefen und Interviews enthaltenen enthusiastischen Schilderungen, welche er von jenen Gegenden entworfen hat, nicht leicht widerlegt werden. Aber wir haben denn doch wissenschaftliche Autoritäten, welche dem kühnen Journalisten Stanley in bezug auf seine Staatsgründungsprojekte die Stange halten können. Da ist vor allen anderen Bastian, der gründlichste, gelehrteste Kenner aller Tropen, sowie aller Kolonien, welcher der Kolonisation und Staatsgründung am Kongo jedwede leiseste Möglichkeit abspricht. Da sind Leroy-Beaulieu, Pechuel-Loesche, Nachtigal, endlich Schweinfurth, der hierüber vor kurzem folgendes schrieb: „Keineswegs gebe ich mich dem Glauben hin, als könnten daselbst viele Tausende von weißen Ansiedlern eine zweite Heimat finden. Im Lande der Termiten wird der Weiße stets ein Fremdling bleiben.“ — Ueber die enorme Fruchtbarkeit des großen, überaus reich bewässerten und zudem von genügenden Wasserstraßen durchzogenen Kongogebietes dürfte wohl kein Zweifel herrschen, denn Livingstone, Cameron, Stanley und nun der Allerjüngste, H. Johnston, sind sich darüber einig. Ubrigens ist dies schon aus der üppigen tropischen Vegetation, welche das ganze Gebiet mit Ausnahme weniger Stellen bedeckt, ersichtlich. Aber die Hauptfaktoren, welche einer Kolonisation im wahren Sinne des Wortes hier gewaltig entgegenstehen, sind das Klima und der Mangel an Arbeitskräften.“ — „Die Kolonial-Projekte am Kongo“ von Ernst von Hesse-Wartegg. Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, 1885, 2. Heft, Seite 51.

ihn zu vertreiben, die Lieferung von Lebensmitteln verweigert wurde, traf dort schon ein französischer Missionär ein, P. Mugouard, welcher 27 Tage gebraucht hatte, um von Divo zum Stanley-Pool zu gelangen. König Makoko, der den Vertrag mit Brazza unterzeichnet hatte, nahm den Missionär zwar freundlich auf, wollte ihm aber doch vor der Rückkehr Brazzas, welche vor 6 Monaten nicht zu erwarten war, nicht gestatten, irgend welche Thätigkeit zu beginnen. Auch das Geschenk eines roten, goldverzierten Mantels, der ihm große Freude bereitete, vermochte daran nichts zu ändern, doch versprach er P. Mugouard, wenn er später wiederkomme, ihm die Niederlassung in seinem Gebiet zu gestatten. Der Missionär trat auf dem Dampfer „Royal“, den Stanley ihm zur Verfügung stellte, den Rückweg an.⁸³⁾

Seitdem haben sich die Missionen am Kongo rasch vermehrt. In Boma befindet sich eine blühende katholische Mission. Weiter flussaufwärts hat sich in Underhill die Mission der Baptisten niedergelassen. Als Johnston im Jahre 1882 den Kongo hinauf fuhr, war das kleine Missionshaus noch im Bau. Das Material, das zum Bau desselben, wie überhaupt fast aller Gebäude am untern Kongo verwendet wurde, nennen die Portugiesen „Bordão“, die Engländer „Bambu“. „Es ist nichts anderes als die starken Rippen der vollausgewachsenen Wedel von *Phoenix spinosa*, einer Art Zwergpalme, die in Übersuß auf den morschigen Strichen und flachen Schlammuffern wächst, welche den untern sich weitenden Stromlauf bis zum Meere einfassen. Das Gerippe des Hauses wird zuerst durch ein Gerüst starker Pfähle gebildet, wozu die jungen Bäume des benachbarten Waldes dienen müssen, und zwischen diese werden die Bambusstäbe versflochten, welche dann eine ausgezeichnete und starke Scheidewand bilden, durch deren Ritzen die Luft frei durchstreichen kann.“ Weiter vorgeschritten war damals bereits die Livingstone-Binnenland-Mission in Pallaballa, unweit Divo. Johnston spricht zwar der Bevölkerung von Pallaballa alle Veranlagung ab, das Christentum zu verstehen, das ändert aber doch nichts an der Thatsache, daß es dem Missionär gelungen war, eine stattliche Gemeinde, welcher auch der König-Mpaka angehörte, um sich zu versammeln. Einer religiösen Vertiefung scheint der Neger auf seiner jetzigen Kulturstufe nicht fähig zu sein, und Johnston verlangt wohl zu viel von den Neubekehrten, wenn er hervorhebt, daß der König während der Predigt stets verstohlene Blicke auf seine vor dem Hause arbeitenden Weiber warf, um ihre Thätigkeit zu kontrollieren. Der Gottesdienst wurde entweder in dem von der Mission errichteten Schulhause, oder im Hause des Königs abgehalten. Der Missionär hielt zunächst eine Predigt in Siote, der Landessprache, wobei der König stets „das Ende einer jeden Periode auffaßte und es mit patronisierendem Interesse nach dem Missionär wiederholte, um damit seine Aufmerksamkeit kundzugeben“, während die übrigen Anwesenden stumm und unbeweglich dasaßen; dann folgte ein Gesang in Siote, und ein kurzes Gebet beschloß den Gottesdienst, worauf noch eine Zeremonie folgte, auf welche die Eingeborenen nicht verzichten wollen: einer nach dem andern trat an den Missionär und die anderen anwesenden Weißen heran und reichte ihnen mit einem „Gu' Nacht Herr“ die Hand. Sie haben diese Begrüßung von den Missionären gelernt, und auf seiner Wanderung durch das Dorf wurde Johnston überall mit „G' Morgen!“ begrüßt.

Am Stanley-Pool hatten sich schon im Jahre 1882 zwei englische Missionen niedergelassen, beide auf Grund und Boden, der ihnen von der Association abgetreten wurde, die eine rechts, die andere links von der durch Stanley errichteten Station.

„Die eine liegt auf dem Leopold-Berg und nennt sich die Arthington-Mission der Baptistenkirche; die andere führt keinen besondern Namen und gehört der Livingstone-Inland-Kongo-Mission an. Die erstere stand unter Aufsicht des Herrn T. J. Comber, die zweite wurde von Dr. Sims geleitet; beide Herren haben ein warmes Herz für ihre Anstalt, sind außerordentlich energisch und zeichnen sich durch großen Eifer bei Wahrung der ihnen anvertrauten wichtigen Interessen aus. Es war ein scharfer Wettkampf um ein großes Ziel; die Baptisten gewannen am Stanley-Pool den Sieg; Dr. Sims war der erste, welcher die Gewässer des obern Kongo besuhr. Die Baptisten kamen den Konkurrenten mit der Anlage einer Station oberhalb des Stanley-

⁸³⁾ Les missions catholiques, 1882, Seite 100 2c.

Pool zuvor, doch hatten diese dafür sich bald darauf auf einer Station am Äquator festgesetzt. Die Baptisten besaßen den ersten Dampfer auf dem Kongo, aber auch die Ewingstone-Missionare bauten schon einen solchen in Leopoldville, als jener vom Stapel lief. Es war ein seltsamer religiöser Zweikampf, welchen diese beiden Missionen der protestantischen Kirche miteinander ausfochten; die Chiefs von beiden hatten abwechselnd einer dem andern den Rang abgelassen und außerordentliches individuelles Geschick bewiesen. Wann und wo dieser eigenartige Wettstreit aufhören wird, weiß niemand. Solange die Missionen durch die jährlichen Beiträge ihrer gläubigen und getreuen Anhänger unterstützt werden, wird derselbe zweifelsohne fortgesetzt, bis das Kongobecken überwunden, moralisch besiegt und dem christlichen Glauben gewonnen ist.⁸¹⁾

Die Baptisten sind auch noch weiter vorgedrungen und haben in Eufolela eine Station errichtet, und kaum daß sie dort festen Fuß gefaßt hatten, rüsteten sie sich zu einer großen Expedition, zu welcher Mr. Hartington 40000 Mark zur Verfügung stellte: sie wollten versuchen, vom obern Kongo zum Ukerewe und nach Muta Njige vorzudringen. Jedenfalls können sie mit ihren bisherigen Erfolgen zufrieden sein, denn seit der Gründung ihrer ersten Station in San Salvador, welche 1878 durch die Missionäre Comber und Grenfell errichtet wurde, haben sie es bis auf ein halbes Duzend Stationen am Kongo gebracht: San Salvador, Underhill, Bayneston, Wathen (Manyanga gegenüber), Arthington am Stanley-Pool bei Leopoldville und Eufolela. Sie haben am Stanley-Pool einen eigenen Missionsdampfer „Peace“ erbaut, mit welchem zunächst eine Rekognoszierungsfahrt auf dem Kuango unternommen wurde, wobei man in 5 Tagen bis oberhalb des Zusammenflusses von Kuango und Wabuma vordrang. Für die fernere Ausbreitung des Wirkungskreises der rührigen Mission wird dieser Dampfer gewiß noch von großer Wichtigkeit werden.

Die englische Mission hat ihre Erfolge nicht leicht errungen.⁸¹⁾ Es galt hartnäckigen Widerstand der Eingeborenen zu besiegen, und die ersten Errungenschaften der Missionäre waren mit Blut erkaufte. Die Missionäre Comber und Hartland ließen sich durch die unfreundliche Haltung der Eingeborenen nicht abschrecken und drangen bis zum Kiloa, einem Zufluß des Kongo vor. Dort änderte sich die Szene. Die Eingeborenen flohen nicht mehr vor ihnen wie bisher, sondern nahmen eine drohende Haltung an. „Nie,“ schreibt Combers Begleiter, „werde ich den Empfang vergessen, der uns zuteil wurde. Wir treten in das Dorf und fragen die Einwohner nach seinem Namen. Man antwortet uns nicht. Die Eingeborenen ziehen sich ein wenig zurück; dann schreit ein Mann: „Wabonga nkeli; vavunda munde!“ (Holt die Gewehre! Tötet die weißen Männer!) Sie stürzen fort, kommen aber bald wieder, bewaffnet mit langen Stöcken, mit großen Steinen, mit Messern und Gewehren. Ohne sich in eine Unterhandlung einzulassen, beginnen sie um uns herum zu tanzen und zu springen und ihre Waffen zu schwingen. Herr Comber setzt sich vor ein Haus, und ich will soeben dasselbe thun, als unsere Angreifer schreien: „Auf! Auf!“ Nie habe ich so grausame, so wilde, so teuflische Gesichter gesehen. Wir erheben uns; wir rufen ihnen zu, einzuhalten, und sagen, daß wir schon gehen. Alles vergebens! Steine flogen hinter uns her, man schwingt Stöcke und Messer gegen uns. Wir sehen ein, daß diese Leute entschlossen sind, nicht nur uns aus ihrem Dorfe zu vertreiben, sondern uns zu ermorden. Unsere einzige Hoffnung auf Rettung beruht in der Flucht, aber unsere Lage erscheint verzweifelt. Wir sind alle verwundet, aber es gelingt uns, einen Hügel zu erreichen. Da hören wir mitten in dem Geheul hinter uns einen Schuß und sehen Herrn Comber, der uns voraneilte, fallen. Ich stürze auf ihn zu und will ihn beim Aufstehen unterstützen, aber er sagt: Nein, John, es ist unnütz . . . ich bin verwundet . . . rettet euch!“ — Zum Glück war Herr Comber nur leicht verwundet und vermochte den Fliehenden zu folgen. Man erreichte das nächste Dorf, und durchzog dasselbe, trotzdem man jeden Augenblick das Eintreffen der Verfolger fürchten mußte, in langsamem Zug, um keinen Verdacht zu erregen. Die Einwohner hatten den Schuß gehört und kamen bewaffnet aus ihren Häusern, waren aber unschlüssig, was sie thun sollten, und ließen die Flüchtlinge

⁸¹⁾ D. Neuville & Ch. Bréard, Les voyages de Savorgnan de Brazza. Voyages des missionnaires anglais à Stanley-Pool. Paris, Berger-Levrault et Cie, 1884, Seite 221 u. f.

ungehindert vorbeiziehen. Bald kamen aber einige hinter ihnen her und verfolgten sie mit Steinwürfen noch mehrere Stunden weit, bis die Ermüdung sie bewog, die Verfolgung aufzugeben. Obwohl Herr Comber sehr entkräftet war, wurde die Flucht doch noch bei Nacht fortgesetzt, bis man endlich Träger fand, welche den Verwundeten in 2 Tagen zum Kongo brachten, wo die Kugel aus der Wunde gezogen wurde.

Um dieselbe Zeit drangen 2 andere Missionäre, Herr Crudginton und Herr Bentley, ins Innere vor. Sie beabsichtigten den Stanley-Pool auf dem Nordufer des Kongo zu erreichen. Am 17. Februar verließen sie Vivi und erreichten nach einem Marsch von 21 Tagen Utamo. Am Gordon-Bennett wurden sie zwar von einem Häuptling freundlich aufgenommen, der ihnen erzählte, daß Weiße in der Nähe seien, aber als sie am folgenden Tage den Stanley-Pool erreichten, sahen sie sich plötzlich von 150 bis 200 Schwarzen umringt, welche drohend ihre Speere schwenkten. Brazzas Vertreter, der Sergeant Malamine, stellte sich bald darauf ein, aber er vermochte ihnen nicht zu helfen, sondern riet, sobald als möglich die Gegend zu verlassen. Die Missionäre befolgten den Rat, aber beim Dorfe Nshasa fanden sie sich wieder einem bewaffneten Haufen gegenüber. Alle Beteuerungen, daß sie Freunde der Franzosen seien, nützten nichts: die Neger erklärten, da sie nicht Franzosen seien, müßte man sie als Feinde betrachten, und es blieb ihnen schließlich keine andere Wahl als die Umkehr.

Diese Expedition der beiden Missionäre versetzte die Baptisten am Kongo in die größte Aufregung. Sie begannen eine stieberhafte Thätigkeit zu entwickeln. Stanley hatte ihnen den Weg gewiesen, den sie einzuschlagen hatten, um mit Aussicht auf Erfolg ins Innere vorzudringen. Er riet ihnen, dem Landweg von Vivi bis Nshanghila zu folgen und dann ein gutes eisernes Schiff ins Wasser zu lassen, auf dem sie leicht bis Manyanga gelangen könnten. Die Baptisten boten sofort alle ihre Kräfte auf, um dieses Ziel zu erreichen. Ein Geschenk von 80000 Mark, das ihnen um diese Zeit zufließte, setzte sie in den Stand, ihre Pläne in großem Maßstabe auszuführen. Von dieser Summe bestimmten sie 20000 Mark für den Bau eines Dampfers, welcher nach Stanleys Angaben in Eimehouse erbaut wurde und den Namen „Plymouth“ erhielt. Als im Juli 1881 einer der beiden Missionäre, welche den Stanley-Pool erreicht hatten, nach London kam und dort eifrig für die Kongo-Mission zu wirken begann, waren bald 40000 Mark gesammelt. Die Missionäre wanderten abermals zum Stanley-Pool hinauf, wo die Mission ein kleines Gebiet erworben hatte. Sie gründeten zunächst eine Station in Manyanga, wo sich rasch auf einem Hügel auf dem rechten Ufer ein freundliches Häuschen erhob, dann eine zweite in Nshanghila. Nun lag die schiffbare Flußstrecke vor ihnen, kein Hindernis stand mehr ihrem Vordringen entgegen. Heute besitzen die Missionäre zwei Dampfer auf dem Strom, „Plymouth“ und „Peace“, und in Underhill, dem frühern Wanga-Wanga, wohin sie bald ihr Zentral-Depot von Mussuko verlegten, eine feste Basis am Unterlauf des Flusses, von wo aus alle tiefer landeinwärts gelegenen Stationen leicht mit allem Nötigen versehen werden können.⁸⁵⁾

Uns erübrigt nun noch, einen Blick auf die jüngsten Expeditionen zu werfen, welche das Kongo-Becken zu ihrem Wirkungsfeld ausersehen hatten. Wir verließen Brazza, als er abermals den Ogoewe hinauf fuhr. Anfang Juli war er in Franceville, nachdem er mit allen Häuptlingen an beiden Ufern des Flusses Verträge geschlossen, welche die Freiheit der Schifffahrt sicherten, und im Okanda-Lande den Posten Boue, im Aduma-Lande Nshimi (Niat) gegründet hatte. Er teilte das ganze Gebiet zwischen Franceville und der Küste in 3 Distrikte: Mlima, Ober- und Mittellauf des Ogoewe, und Unterlauf des Ogoewe (incl. Küstengebiet), deren jeder der Leitung eines Europäers anvertraut wurde. Dann bewog er die wilden Mfurus an der Mlima zu einem Freundschaftsvertrag, gründete an der Mündung des Flusses Eketi den Posten Mlima-Eketi, und Dr. Ballay fuhr die Mlima hinab in den Kongo, wo sich herausstellte, daß dieselbe mit Stanleys Kunja identisch war. Endlich wurde noch nahe der Mündung des Efini die Station Nganshuno errichtet. Das

⁸⁵⁾ Jos. Tritton, der Schatzmeister der Baptisten-Mission, hat die bis zum Jahre 1887 erzielten Erfolge in Rise and progress of the work on the Congo river zusammengestellt.

waren sehr große Erfolge in überraschend kurzer Zeit, zu denen sich nun noch die Ergebnisse der Forschungsreise des Leutnants Mizon gesellten, der am 9. August 1885 von Franceville den Ogowe bis zur Mündung des Libombi hinabfuhr, dann sich landeinwärts wandte und nach langen Kreuz- und Querzügen Ende Oktober die französische Faktorei in der Nähe der Lagune Banja erreichte. Von praktischer Bedeutung für den Handelsverkehr war zwar diese Reise nicht, aber durch die zahlreichen, von Leutnant Mizon unterwegs vorgenommenen Höhenmessungen wurden die sorgfältigen Arbeiten der deutschen Loango-Expedition ergänzt und die Karte des Gebietes zwischen der Küste, dem Ogowe und Kongo wesentlich bereichert.

Gleichzeitig hatten die Expeditionen, welche Stanley vom Kongo zum Kuilu-Niadi abgesandt, große Erfolge erzielt. Bei der Sendung des Kapitäns Elliot, des Leutnants van de Velde und den anderen, rasch folgenden Expeditionen⁸⁶⁾ kam es Stanley hauptsächlich darauf an, in dem Gebiet zwischen Kuilu und Kongo festen Fuß zu fassen, um sich einen zweiten Weg zur Küste zu sichern. Da kein Opfer gescheut wurde, um die Häuptlinge zum Abschluß von Verträgen zu veranlassen,⁸⁷⁾ entstanden rasch die Stationen Bulungongo und Mbokko-Songho zwischen Kongo und Niadi, Nkula am oberen Kuemne, Philippeville, Stéphanieville und Stanley-Niadi am Niadi, Sengi (Madembe) am Kouassa, Franktown an der Mündung des Kouassa in den Kuilu, Kitabi und Baudouinville am Kuilu, und an der Mündung des letztern Rudolfstadt und Grantville. Stanley war also den Franzosen auch hier zuvorgekommen, aber durch die während der Berliner Konferenz zwischen der Association und Frankreich und Portugal abgeschlossenen Verträge ging dieses große Gebiet verloren und gelangte, wie wir bereits berichtet, zum großen Teil in den Besitz Frankreichs, dessen Kolonie Gabun dadurch einen Zuwachs von 440800 □ Kilometer erhielt.

Ein reiches Arbeitsfeld eröffnet sich noch der Forschung in den südlichen Zuflüssen des Kongo. Dort begegnen wir auch der deutschen Thätigkeit, die der Leser bei der bisherigen Schilderung des Kongo-Gebietes vermißt haben wird, auf Schritt und Tritt. Wiederholt hat seit dem Jahre 1875 die Afrikanische Gesellschaft in Deutschland dorthin Reisende entsendet. In San Paulo de Loanda, dem Ausgangspunkt aller Reisen in das Innere, war schon am 3. Februar 1875 unter Führung des Hauptmanns A. von Homeyer die deutsche Cassange-Expedition eingetroffen, bei welcher sich Dr. Pogge, Hermann Soyau und A. Euz befanden. Die Expedition brach nach 14tägigem Aufenthalt in San Paulo de Loanda nach dem Innern auf, aber schon nach wenigen Tagen wurde ein Teilnehmer nach dem andern vom Fieber ergriffen, und einer nach

⁸⁶⁾ Siehe Leutnant S. Israel, Eine Forschungsreise nördlich des Kongo am Kuilu-Niadi im Auftrage Stanleys. Berlin, Ferd. Dümmler, 1885. — Eine Zusammenstellung der Erwerbungen der Association bis zum Zusammentritt der Konferenz enthält A. J. Wauters, Les Belges au Congo, Bruxelles, Institut national de géographie, 1884.

⁸⁷⁾ Als Muster der von der Association mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossenen Verträge sei jener mit dem Häuptling Manipambo mitgeteilt: 1. Artikel. Der Häuptling Manipambo erkennt es als äußerst wünschenswert an, daß das Komitee in seinem Territorium eigene Stationen zu Gunsten des Handels und zur Sicherung der Vorteile, welche daraus für das Land und die Bewohner desselben entspringen, gründe und befördere. Zu diesem Zweck zediert und überläßt Manipambo als vollkommenes Eigentum dem Komitee die Territorien in der Umgebung von Rudolfstadt und Tschiffanga, ferner das Land von Rudolfstadt 40 Kilometer flussaufwärts bis Mamanya matali mit allen Inseln des Kuilu, ausgenommen die früher abgetretenen Ländereien von Saboga, Aquello, Silva, Silveiro und Picho. 2. Artikel. Manipambo bestätigt in aller Form, daß diese Territorien einen Teil seines Gebietes bilden und daß er freies Verfügungsrecht darüber besitzt. 3. Artikel enthält den Kaufpreis in Waren: 200 Stränge rote Perlen, 1000 Stück Zeug, 25 Fäße Pulver, 24 Anzüge, 25 Gewehre, 109 Stück Töpferwaren, eine Kiste Hantmesser (Machete), 420 Liter (1 Pipa) Rum, 50 Kisten (je 12 Flaschen) Genèvre und Brantwein, und außerdem als Leibrente monatlich 3 Stücke Zeug und 1 Gallone, d. i. $4\frac{1}{2}$ Liter Rum. (Das Ganze dürfte nach unserem Gelde nicht mehr als 5000 Mark wert sein.) 4. Artikel. Durch die Zession des Territoriums werden alle Souveränitätsrechte auf das Komitee übertragen. 5. Artikel. Das Komitee garantiert ausdrücklich den auf dem abgetretenen Territorium angehörenden Eingeborenen Eigentum und freie Nutznießung ihrer Grundstücke. Es verspricht, ihre Person und ihre Besitztümer gegen alle Angriffe und Belästigungen zu verteidigen, sollte irgend jemand ihre persönliche Freiheit bedrohen oder die Frucht der Arbeit ihnen zu entreißen suchen. 6. Artikel. Wege und Straßen dürfen in der ganzen Ausdehnung des Territoriums jezt und in Zukunft vom Komitee angelegt werden, ebenso, wenn es für opportun zur Bestreitung der Kosten erachtet würde, Zölle auf diesen Straßen zu Gunsten des Komitee erhoben werden. 7. Artikel. Der Häuptling verpflichtet sich, seine Streitkräfte dem Komitee zur Verfügung zu stellen, sollte von irgend jemand, von welcher Farbe er auch sei, ein Angriff auf das Territorium gemacht werden. 8. Artikel. Manipambo verpflichtet sich, nur dem Komitee den Bau einer Eisenbahn zu erlauben und jedem andern dies zu verweigern. — Das Ausland, 1884, Seite 210.

dem andern sah sich, schwerkrank und entkräftet, zur Umkehr gezwungen. Der erste, dessen Kräfte erschöpft waren, war der Führer der Expedition Hauptmann von Homeyer; bald folgte ihm Oberleutnant Eux nach, und auch der Botaniker Soyauy mußte nach Tschintjotscho zur Loango-Expedition zurückkehren, da seine zerrüttete Gesundheit ein weiteres Ausharren unmöglich machte. Dr. Pogge übernahm nun die Leitung der Expedition und führte dieselbe glücklich ans Ziel. Über Malanga weiterziehend, überschritt er am 11. August den Quango und zog am 26. in Kimbundu ein. Über den Kikumbo, Euayi, Kassai und Eulua erreichte er dann am 9. Dezember 1875 Mussumba, die Hauptstadt des Muata Jamwo, wo ihm ein ungemein ehrenvoller Empfang zuteil wurde. Er entwirft von demselben in seinem Tagebuche eine interessante Schilderung, aus welcher wir die auf seine Begrüßung durch den Herrscher sich beziehende Stelle hervorheben. Ein Schwarm von Eingeborenen, der lawinenartig anwuchs, begleitete ihn von seinem Lager zu dem nur wenige Minuten entfernten Lager des Königs, und als er dasselbe erreichte, mochte er ein Gefolge von vielleicht 1000 Menschen haben. Die Thür der Hütte öffnete sich und ein Neger kam eiligen Schrittes hervor. „Dann folgte ein großer Trupp Weiber, welche wie eine Meute Hunde aus ihrem Zwinger lärmend auf den freien Platz hinausströmten; dann erschien der Herrscher selbst in sitzender Stellung, auf einer Art Tragbahre getragen. Hinterher kam das Musikkorps, bestehend aus 4 Negern, von denen die beiden vorderen ein Saiteninstrument, die beiden hinteren eine Trommel bearbeiteten. In der Mitte des Platzes hielt der Zug still, und ein Adjutant führte mich zu dem Herrscher, welcher sichtlich erfreut war und mit wohlwollend lächelnder Miene seine Hand von der Tragbahre herabreichte, in welche ich kräftig einschlug. Als die erste Zeremonie beendet war, ließ mich Muata Jamwo bitten, meinen Hut abzunehmen, welchen Wunsch ich erst nicht verstehen konnte, bis der Adjutant ihn mir durch Pantomimen verständlich gemacht hatte, da meine Dienerschaft gar nicht, der Dolmetsch aber sehr schlecht die Lundasprache verstand. Als ich endlich meinen Hut abgenommen hatte, brach ein allgemeiner Jubel aus. Muata Jamwo lachte und schien Bemerkungen über mein Haar zu machen, während seine Umgebung in die Hände klatschte und auf den Fingern pfiß. Jetzt hat er mich, meinen Regenschirm aufzuspannen, und ließ mir darauf sagen, daß er mich heute besuchen würde. Ganz Mussumba schien außer sich vor Freude zu sein.“

Der Expedition Pogges folgte im nächsten Jahre jene des bekannten Afrika-Reisenden Eduard Mohr. Die großen Erwartungen, welche sich an diese Reise knüpften, gingen leider nicht in Erfüllung. Mohr starb bereits am 26. November 1876 in Malange, wahrscheinlich an perniziösem Fieber.

Auch der nächsten Expedition — Ingenieur O. Schütt und Gierow — war das Glück nicht hold; sie hatte sehr große Schwierigkeiten zu überwinden, aber trotz derselben erzielte sie ganz bedeutende Resultate in bezug auf die Kartographie des südlichen Kongobeckens, in welchem Schütt 7 Nebenflüsse des Kongo und eine Menge kleiner Zuflüsse des letztern feststellte.

Die unermüdliche Afrikanische Gesellschaft hatte indessen schon eine neue Expedition ausgerüstet, deren Führung Max Buchner übernahm, welcher Muata Jamwo Geschenke des deutschen Kaisers überbringen sollte (1879). Buchner traf mit Ingenieur Schütt, der sich auf dem Heimwege befand, in Malange zusammen und erreichte am 11. Dezember 1879 die Residenzstadt des Muata Jamwo.

Dr. Buchner war von dem Empfang beim Muata Jamwo nicht so entzückt wie Pogge. Er schilderte denselben als einen habgierigen Despoten, der ihn bis zum Juni 1880 in seiner Residenz zurückhielt, um ihn möglichst ausaugen zu können. Dr. Buchner machte sich endlich gewaltsam frei. Er sandte einen Teil seiner Begleiter mit den Sammlungen nach San Paulo de Loanda zurück und behielt nur die verlässlichsten und mutigsten Leute bei sich, mit denen er weiter nach Westen vordringen wollte. Er stieß jedoch auf so große Schwierigkeiten, daß er nach 3 vergeblichen Versuchen zurückkehren mußte. Das von ihm mit großer Energie geleitete Unternehmen war an der Unzuverlässigkeit und Treulosigkeit der mitgenommenen Träger und der immer drohender werdenden feindlichen Haltung der Eingeborenen gescheitert, aber als er im Februar 1881

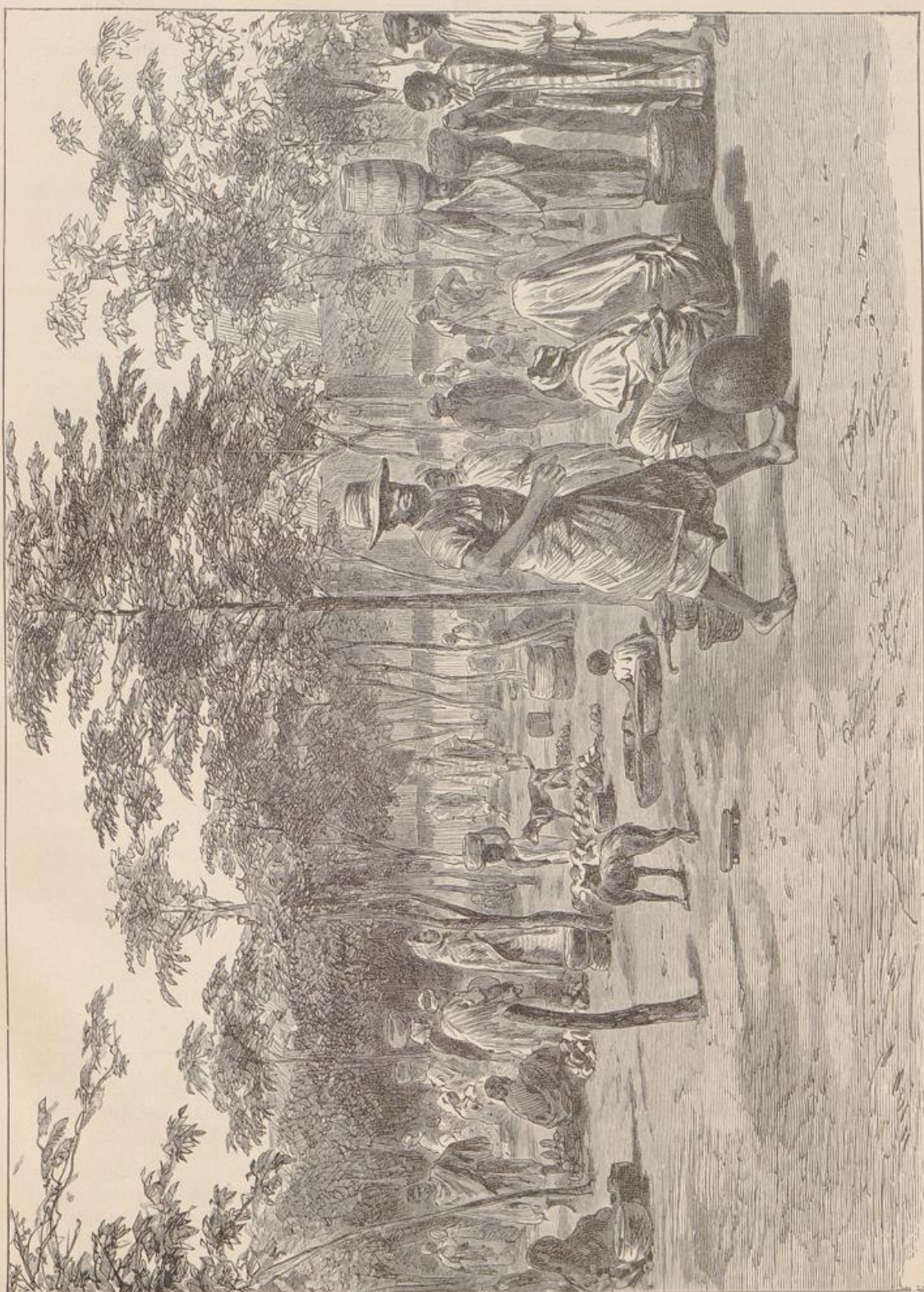
Malange erreichte, dachte er trotzdem noch nicht an Rückkehr nach Europa, sondern blieb noch, mit neuen Forschungen beschäftigt, bis zum Jahre 1882 im Lande.

Noch während er beim Muata Jamvo weilte, hatte die Afrikanische Gesellschaft eine Expedition ausgerüstet, die durch ihre Leistungen sich eine der ersten Ehrenstellen in der Entdeckungsgeschichte Afrikas erwerben sollte. Die Führung der Expedition, welche im November 1880 aufbrach, übernahmen Dr. Pogge und Leutnant Wigmann. Ihre Absicht war, zunächst Muata Jamvo aufzusuchen, dem ja Dr. Pogge nicht mehr fremd war, nachdem sie aber von Dr. Buchner, mit dem sie unterwegs zusammentrafen, erfahren, wie es diesem bei dem Kalundakönig ergangen, änderten sie ihren Plan und wandten sich nach Norden. Die Eingeborenen hatten von einem nördlich von Kimbundu gelegenen Reich Baschilange erzählt, von dessen Reichtum sie fabelhafte Schilderungen entwarfen, und es gelang den beiden Reisenden Führer anzuwerben, welche sie dorthin geleiten wollten. Die Expedition zog durch das Land der Kioque, und es glückte ihr, auch durch das Reich des Muata Jamvo zu dringen, wo man ihr den Weitermarsch verwehren wollte. Bevor der Kalundakönig sich zu feindlichen Schritten gegen sie entschlossen hatte, hatten Pogge und Wigmann sein Land in Eilmärschen durchzogen und standen am Ufer des Kassai, eines der größten südlichen Zuflüsse des Kongo. Dschingenge, einer der beiden Fürsten der Baschilange, empfing sie am andern Ufer dieses Flusses, und sie folgten ihm in seine am Lulua befindliche Stadt, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Sie verweilten 4 Wochen im Baschilange-Lande, Pogge als Gast des Fürsten Mufenge, Wigmann bei Dschingenge. Als sie endlich aufbrachen, gab ihnen Mufenge noch das Geleite bis zum See Munkamba, der sich bedeutend kleiner erwies, als man nach den wie gewöhnlich bedeutend übertriebenen Schilderungen der Eingeborenen erwartet. Diese hatten erzählt, daß der Munkamba-See so groß sei, daß kein Vogel imstande sei, von einem Ufer zum andern zu fliegen, und in Wirklichkeit hatte der See nur 5 Stunden im Umfang.

Eine Meuterei, welche unter ihren Trägern ausbrach, zwang die Reisenden, alle bis auf 20 zu entlassen. Sie durchzogen darauf das dicht bevölkerte Land der Baschilange, überschritten Anfang Januar 1882 den Eubi, einen Nebenfluß des Lubilash, und gelangten in das Gebiet der Bassonge. Dasselbe machte einen sehr günstigen Eindruck. Die Bassonge, ein kräftiger Menschengeschlag, wohnen in sauberen, hübschen Dörfern, und ihre freundlichen Wohnhäuser, welche in den Ortschaften schnurgerade Straßen bilden, sind inmitten eingezäunter Gärten erbaut. In den Häusern findet man kunstvoll gearbeitete Gerätschaften und Geschirr aus Thon, Holz, Eisen und Kupfer, gleich den Stoffen, welche die Bassonge zu ihrer Kleidung verwenden, eigenes Fabrikat derselben. Die Expedition durchzog in 2 Tagen einen Urwald, in welchem viele Elefanten, Büffel und Warzenschweine hausten, gelangte in das Reich Koto, überschritt am 29. Januar den mächtigen Lubilash und vertiefte sich dann in weite, wasserreiche Prairien, in welchen sich viele, zum Teil von Kannibalen bewohnte Dörfer befanden. Nachdem der Komami überschritten worden, erreichte man am 2. April den mächtig angeschwollenen Lufubu, welcher einem weiten See glich. Dort wurden Canoes gebaut und auf diesen in den Eualaba hinabgefahren. Am 16. April befand sich die Expedition in Njangwe, wo sie von den arabischen Händlern freundlich aufgenommen wurde. Während Dr. Pogge von dort am 5. Mai nach Mufenges Stadt zurückzog, setzte Wigmann allein die Reise zur Ostküste fort, wo wir ihm später (siehe Band III) wieder begegnen werden.⁸⁸⁾

Von Wichtigkeit für die Erforschung des Kongo-Gebietes versprach eine von der Afrikanischen Gesellschaft im Jahre 1884 abgesandte Expedition zu werden, welcher die Herren Leutnant Schulze, Büttner, Kund, Wolff und Tappenbeck angehörten. Sie sollte von Ambrizette ins Innere dringen, wurde aber durch die Eingeborenen zur Umkehr gezwungen, worauf sie sich nach dem untern Kongo begab, wo es ihr gelang, festen Fuß zu fassen. Sie erwarb von der Association Internationale einen kleinen Landstrich am Kongo bei Nofi und auf demselben eine Station, bisher die erste und einzige deutsche Station am Kongo. Leutnant Schulze beab-

⁸⁸⁾ Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, 1878/79, 1880.



Der Marktplatz von S. Paulo de Loanda.



Der Marktplatz von S. Paulo de Loanda.

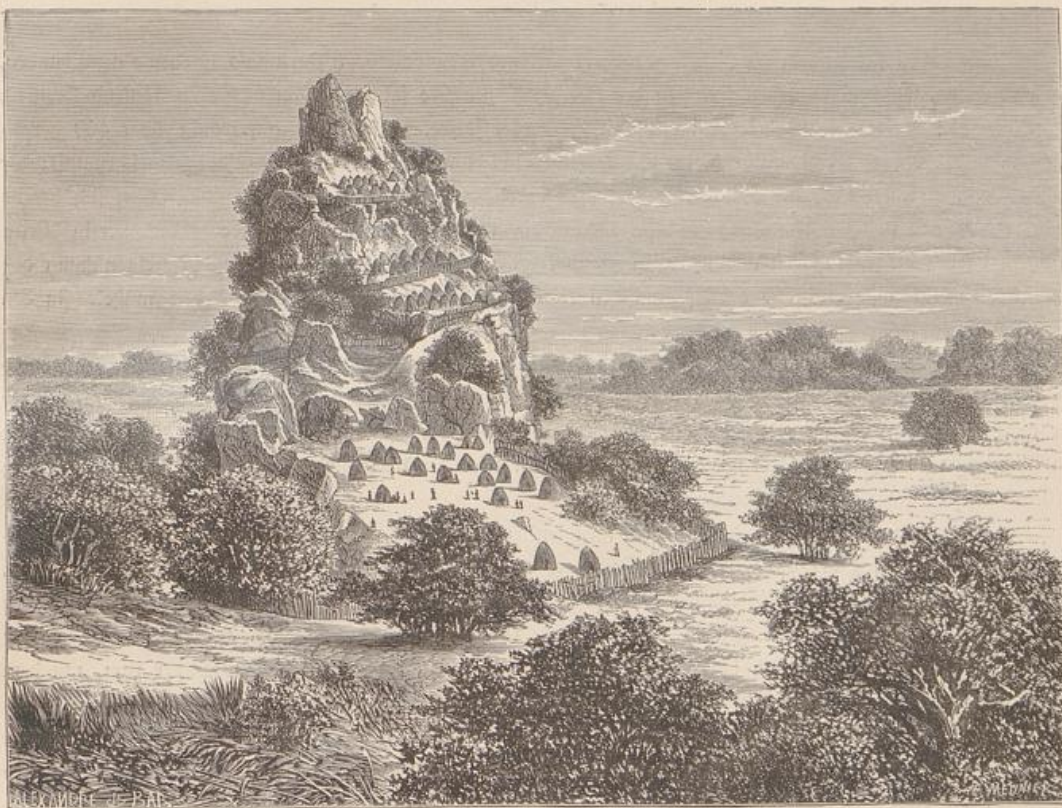
sichtigte, von dort sich zunächst nach San Salvador zu begeben und dann zum Quango vorzudringen, den er beim Muene Putu Cassongo zu erreichen gedachte. Sein plötzlicher Tod (15. Februar 1885) in San Salvador verhinderte ihn an der Durchführung dieses Planes, und es bleibt abzuwarten, ob die ihres Führers beraubte Expedition, deren Leitung nun der Botaniker Dr. Büttner übernommen hat, nicht vielleicht auch noch zu den mißglückten wird gezählt werden müssen.

Den neuesten Berichten zufolge hat sich die Expedition geteilt. Dr. Büttner hatte die Fälle des Ambrizette besucht und beabsichtigte hierauf von San Salvador zum Kiamvu vorzudringen, wo Wolff von Udamba her mit ihm zusammentreffen sollte. Rund dagegen beabsichtigte von Underhill zum Stanley-Pool vorzudringen und dort einen Missionsdampfer zu einer Forschungsreise den Kwa aufwärts zu benützen.

Wir mußten uns bei unserer Schilderung der Erschließung des Kongo-Gebietes darauf beschränken, das Wichtigste hervorzuheben, und konnten auch dieses teilweise nur in großen Zügen schildern, denn eine erschöpfende Darstellung der jüngsten Reisen und Forschungen am Kongo würde mehr Raum erfordern, als hier zur Verfügung steht. Für den Zweck dieses Werkes, einen Überblick über das bisher am Kongo Geschaffene zu bieten, werden die vorstehenden Blätter genügen.

Aus dem bunten Gewoge des Gährungs- und Werdeprozesses am Kongo treten uns, scharf von ihrer Umgebung sich abhebend, die Gestalten zweier Männer entgegen, mit deren Namen eine der größten Thaten des 19. Jahrhunderts unlösbar verknüpft bleibt: der edle, für das Wohl der Menschheit begeisterte König der Belgier und Henry Stanley, der von ihm zum Gouverneur des neuen Staates ernannte kühne Reisende. Wenn wir die von den größten Erfolgen gelohnte Thatkraft und unermüdliche Ausdauer des einen bewundern, dürfen wir dem stillen Wirken des andern nicht minder große Anerkennung nicht versagen. Wie ein freundlicher Lichtblick, der das Dunkel erhellt, mutet uns die selbstlose Opferwilligkeit dieses Fürsten an — eine in unserer Zeit so selten gewordene Eigenschaft, daß die Welt lange sich nicht zum Glauben an dieselbe aufraffen konnte und nicht zu begreifen vermochte, daß jemand Millionen ausgeben könne, ohne auf einen Gewinn zu rechnen. Die Entwicklung des Kongowerkes hat den „Träumer“, wie man den König nannte, glänzend gerechtfertigt.⁸⁹⁾

⁸⁹⁾ „Die Gründer der Internationalen Gesellschaft sind „Träumer“ genannt worden, die Utopien nachjagen und Lustschlösser bauen. Leute, die sich selbstfüchtiger Weise praktisch nennen, gestehen offen ein, nicht begreifen zu können, warum jene großen Geldsummen ausgegeben worden sind, welche doch keine Dividenden abwerfen und von welchen auch gar keine erwartet werden. Als ein reicher Mann einmal jemanden absandte, um einen alten, in Afrika verschollen geglaubten Reisenden aufzusuchen, da begannen die Leute nach den Ursachen zu forschen, welche zu einer solchen Sendung bewegen können; sie verstehen wohl oder glauben zu verstehen, warum ein George Peabody Hunderttausende in Musterwohnungen, oder ein Josiah Mason in einem Institut, oder ein Burdett-Connis in einem Fischmarkt anlegt; sie können es auch verstehen, warum eine ganze Nation 20 Millionen Pf. hergiebt, um die Sklaven in Westindien zu befreien, und warum dieselbe Nation 1 Million Pf. herzugeben bereit ist, um einen einzigen Mann zu befreien — einen Landsmann, den man zu Khartum in Gefahr glaubt. Wenn sie auch bei England die Befriedigung eines Gefühls zu verstehen glauben, so sind sie doch nur langsam bei der Hand, wenn es sich darum handelt zu verstehen, daß es ebenfalls nur eine Gefühlsache war, welche König Leopold II. bewog, bei der Internationalen Gesellschaft Vaterstelle zu vertreten. Er ist wohl ebenfalls ein „Träumer“, wie seine Genossen, weil sein Mitgefühl den vernachlässigten Millionen des schwarzen Erdteils gilt? Weil Dividenden nichts damit zu thun haben, sind sie nicht imstande, dieses rastlose, glühende, Leben und Spannkraft hervorruhende Gefühl richtig zu würdigen, welches zivilisierenden Einfluß unter den schwarzen Rassen zu verbreiten und mit dem Licht der Zivilisation die dunklen Stellen des düster blickenden Afrika aufzuhellen sucht. Deshalb also sind sie Träumer! Welche großen Erfinder, welche Förderer der Menschheit und welche großen und weisen Männer, die über den Durchschnitt der Geschlechter dieser Erde hervorragten, sind nicht von Galilei bis auf James Watt mit jenem verächtlichen Epitheton bedacht worden! Columbus war ein Träumer, aber sein Traum endete mit der Entdeckung von Amerika; Morse war ein Träumer, aber sein Traum hat sich in dem Draht, welcher unter dem Meere die Erde umspannt, verwirklicht; James Watt wurde von seiner Mutter Träumer genannt, aber sein Traum hat die Welt befruchtet; alle großen Entdeckungen und hervorragenden Ideen sind für die gedankenlose Menge Träume, aber die Zeit macht sie dennoch zum Segen für alle Menschen zur Wahrheit! Wer weiß, ob nicht in ferner Zukunft das Andenken an die Begründer der Internationalen Gesellschaft ebenfalls geehrt werden wird als das der hauptsächlichsten Beförderer und Verbreiter der Zivilisation im neu entstandenen Afrika!“



Dorf Quingolo.

Die portugiesische Küste.

Wir betreten nun das Gebiet jener Macht, welche den größten Küstenstrich sowohl an der West- als an der Ostküste Afrikas besitzt, und doch heute nur Trümmer ihres ehemaligen Besitzes ihr eigen nennt. Vor 400 Jahren hatte noch eine Verehrung der pomphafte Titel: „König von Portugal und den beiden Algarven, Beherrscher des Ozeans auf beiden Seiten Afrikas, Herr von Guinea, Äthiopien, Arabien, Persien und der beiden Indien.“ Damals hatte Portugal am 7. Juni 1394 mit Kastilien zu Tordeßillas einen Vertrag geschlossen, durch welchen die beiden großen Seemächte des 15. Jahrhunderts eine Grenze zwischen ihren überseeischen Besitzungen festsetzten. Eine 370 Leguas westlich von den Kapverden nach Süden geführte Linie sollte die Grenze zwischen dem spanischen und dem portugiesischen Kolonialbesitz bezeichnen. Alles Land, das westlich von dieser Demarkationslinie lag, sollte Spanien gehören, welches dafür Portugal alles Land im Osten überließ. Die beiden Seemächte teilten demnach die Erde unter sich, und Portugal fielen bei dieser Teilung zwei ganze Erdteile zu.

Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Der große Kolonialbesitz Portugals ist ebenso geschwunden, wie seine Flotte, welche ihm neben Spanien die Herrschaft zur See sicherte. Von mehreren tausend Schiffen, welche die portugiesische Handelsflotte im 15. Jahrhundert zählte, ist sie heute auf wenig über 400 herabgesunken, und der riesige Kolonialbesitz, die Quelle seines Reichtums, ist immer mehr zusammengeschrumpft; der indische Besitz ist kaum noch der Schatten dessen, was er einst gewesen, und der afrikanische schien sich bereits in einem Zustande völliger Auflösung zu befinden, als die großen Erfolge, welche andere Nationen in Afrika errangen, endlich die Portugiesen aus ihrer Unthätigkeit aufrüttelten und ihnen durch geschickte Ausnützung der eigenartigen Verhältnisse während der Afrikanischen Konferenz die reife Frucht fremder Arbeit mühelos in den Schoß fiel.

Den Ruhm, die Entdecker des weitaus größten Theiles der Westküste Afrikas zu sein, kann ihnen niemand bestreiten. Diego Cão war, wie uns bekannt, der erste Europäer, welcher am Kongo ans Land stieg, und er war auch der Erste, der über den Kongo hinaus nach Süden bis zur Walfisch-Bai fuhr. Der Pfeiler mit dem königlichen Wappen von Portugal, den er am linken Ufer der Kongomündung zurückließ, zeigte an, daß Portugal von diesem Land Besitz ergriffen habe.

Die großen Entdeckungen der nächsten Zeit lenkten die Blicke von der Kongoküste ab, und mehr als 60 Jahre vergingen seit der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, bevor man in Portugal daran dachte, die Entdeckungen an der Westküste Afrikas entsprechend auszunutzen. Don Sebastião rüstete endlich im Jahre 1560 eine Expedition aus, deren Leitung Paolo Diaz de Novaes anvertraut wurde. Derselbe landete an der Kuansa-Mündung und drang von dort ins Innere ein, um zu erforschen, woher das Silber kam, mit dem ihn die Eingeborenen so freigebig beschenkt hatten. Von den letzteren freundlich aufgenommen, kam er bis Cambambe. Sein Bericht über den Reichtum des Landes erregte in Lissabon den Wunsch, sich in demselben festzusetzen, und bald nach seiner Rückkehr wurde er mit einer neuen Expedition nach Afrika gesandt, um von Angola für die Krone Portugal Besitz zu ergreifen und die neue Provinz als Gouverneur zu verwalten. Die Erwerbung ging nicht ohne Blutvergießen vor sich. Nachdem Diaz sich an der Küste festgesetzt und 1575 die Niederlassung Loanda gegründet hatte, welche die Hauptstadt der Kolonie werden sollte, unternahm er einen Entdeckungszug ins Innere, aber auf diesem stieß er bald auf hartnäckigen Widerstand der Bevölkerung. Es kam zu langen, blutigen Kämpfen, und erst am 2. Februar 1581, nachdem Diaz bei Cambambe in der Entscheidungsschlacht gesiegt und — wie wenigstens portugiesische Geschichtschreiber berichten — mit 120 Portugiesen und einigen Sovas ein Negerheer vernichtet, welches den Flächenraum von 2 Leguas (über 12000 Meter) bedeckte, konnte die portugiesische Herrschaft als begründet gelten.

In den folgenden Jahren errichteten die Portugiesen eine Menge Forts in dem Lande, gründeten neue befestigte Niederlassungen und legten bei denselben Plantagen an. Die Nachfolger des ersten Gouverneurs Diaz versuchten den Besitz auch nach dem Innern auszudehnen. Balthasar Rebello de Aragão versuchte im Jahre 1606 mit einer militärischen Eskorte die erste Durchquerung Afrikas, aber unterwegs erhielt er Nachricht von ausgebrochenen Unruhen und konnte seinen Plan nicht ausführen. Er eilte zurück, um das befestigte Cambambe zu entsetzen, welches von den Eingeborenen, die sich bald nach seinem Ausbruch in Masse erhoben hatten, belagert wurde. Der Versuch, durch den ganzen Kontinent zu dringen, war aber nicht aufgegeben, er wurde vielmehr bald von zwei Seiten zugleich erneuert. Von der West- und von der Ostküste drangen Expeditionen ins Innere, aber beide mußten unverrichteter Dinge umkehren. Ebenso wenig Erfolg hatte eine vierte Expedition, welche der Gouverneur Antonio de Saldanha da Gama ausrüstete.

Der Ausdehnung des portugiesischen Einflusses nach dem Innern wurde so bald eine Schranke gezogen, aber auch das, was Portugal bereits erworben hatte, ging mit der Zeit wieder verloren. Die Portugiesen sind in neuester Zeit wegen der Verwaltung ihrer Kolonien vielfach angegriffen worden, und die Behauptung daß die portugiesische Kolonisationsweise die schlechteste sei, hat sich nach und nach zu einem feststehenden Axiom herausgebildet. Es ist darin, wie wir noch späterhin sehen werden, unbedingt viel übertrieben



a.
Europas Kolonien. II.



b
Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen.

und mit zu schwarzen Farben gemalt worden. Einem Volk, welches verstanden hat, große Städte wie San Paulo de Loanda u. a., welche ein völlig europäisches Aussehen besitzen, an der Küste Afrikas zu gründen, einem Volk, welches seine Sprache in einem fremden Land so zur Herrschaft gebracht hat wie das portugiesische, und das immerhin einer gewissen Kultur unter den Eingeborenen Eingang verschafft — einem solchen Volk kann man unbedingt nicht den Vorwurf machen, daß es unfähig zur Kolonisation sei. Man muß vor allem die Unterschiede in Charakter und Lebensweise des Romanen und Germanen berücksichtigen, und darf den erstern nicht einseitig von unserem Gesichtspunkt aus beurteilen, von welchem gesehen uns ja auch so Manches in den romanischen Ländern Europas nicht sympathisch erscheint. Auch das scharfe Betonen der kolonisationsfördernden Leistungen der heutigen Portugiesen gegenüber den Leistungen ihrer Vorfahren ist unbegründet, da gerade in neuerer Zeit Portugal, durch das Beispiel anderer Staaten angeregt, seinen Kolonien erhöhte Sorgfalt zu widmen beginnt. Unbestreitbare Thatsache ist dagegen allerdings, daß man sich in Portugal eine geraume Zeitlang um die Kolonien wenig kümmerte und in denselben eine Miswirtschaft großwachsen ließ, deren Nachwehen sich heute noch fühlbar machen. Daß die Portugiesen nicht verstanden haben, sich die Zuneigung der Eingeborenen zu erwerben, daß Aufstände derselben bis in die jüngste Zeit nichts Seltenes waren, beweist nichts gegen Portugal. Mit der gleichen Berechtigung könnte man England die Befähigung zur Kolonisation absprechen, weil z. B. die Bevölkerung seiner Goldküstenkolonie die Ashantikriege zu Aufständen benutzte. Solche Eingeborenen-Aufstände hatte Portugal wiederholt zu bekämpfen, und es war nicht immer imstande, den Brand zu unterdrücken. Im Jahre 1856 hatte es Mbassi, die 1491 gegründete Hauptstadt der Kongoprovinz räumen müssen und behauptete mit Mühe das Fort Bembe gegen die Mafimongos; im Jahre 1871 empörten sich die Neger in Ambris, und die der Regierung gehörigen Plantagen im Dembos-Gebiet, die einträglichsten der Kolonie, mußten aufgegeben werden, und seitdem haben die Portugiesen noch gar manchen Posten geräumt.

Auch in den portugiesischen Besitzungen ist der weiße Kaufmann noch größtenteils auf den Tauschhandel angewiesen. Importiert werden Kattune, Woll- und Leinenstoffe, Seide, Brokat, Samt, Flanell, Zitz (chita), Kleidungsstücke, Schuhzeug, Perlen und unechte Korallen, echte und imitierte Goldwaren, Waffen und Pulver, Eisen-, Porzellan- und Glaswaren, Maschinen und Instrumente, Möbel, Papier und Bücher, Schnupftabak, Zigarren und Rauchtobak, Seife, diverse Öle, Butter und Fette, Melasse, Medikamente, Konserven, Stockfisch und andere Fischkonserven, frisches und gesalzenes Fleisch, Mehl, trockene und eingemachte Früchte, Essig, Rum, Wein und Liqueure. Exportiert werden Baumwolle und Wolle, Gummi, Harz, Arachiden, Kaffee, Kakao, Arrowroot, Wachs (sowohl tierisches als vegetabilisches), Öl (Palmöl, Rizinusöl, Manduböl), Kokenille, Drachenblut, Elfenbein, Rhinoceroshörner, Korallen, Perlen, Muscheln, Farbhölzer, Hölzer für Tischlerei, Kopal, Kupfer, Eisen, Gold, Schwefel, Salz, Schildpatt, Orseille, Chinin, ferner Tiere, allerlei inländische Fabrikate u. s. w.

Der wichtigste Einfuhrartikel sind die Bekleidungsstoffe, vom einfachen Wollstoff bis zu Samt und Seide. Dieselben kommen teils aus England, teils aus Frankreich und der Schweiz. Als Werteinheit gilt beim Tauschhandel ein quadratisches Stück Zeug von bestimmter Größe. Zwei solche Stücke bilden ein panno, 4 pannos sind ein cortado, welcher beim gewöhnlichsten Stoff einen Wert von 1000 Reis fracos (etwa 2750 Mark) repräsentiert. Auch hier heißt es, bei der Auswahl der Muster den Geschmack der Eingeborenen berücksichtigen, da Stoffe, welche anderwärts sehr begehrt werden, hier völlig unverkäuflich sind. Die weibliche Bevölkerung zeigt besondere Vorliebe für Möbelfattun, der mit grotesken Mustern in grellen Farben bedruckt ist, während die Männer weiße oder weiß und blau gemusterte Stoffe bevorzugen.

Der nächstwichtigste Einfuhrartikel ist Eisen. Messer von allen Größen und Formen, Klapp- und Tranchiermesser, säbelförmige Machetes, Messer mit Holz- oder mit Horngriffen werden in großen Mengen eingeführt, außerdem Näh- und Stecknadeln, Schlösser, Angelhaken, eiserne Ketten, allerlei Zimmermannswerkzeuge und dergl. Bedeutend ist ferner die Einfuhr von altem Bandeisern, welches von den eingeborenen Schmieden verarbeitet wird.

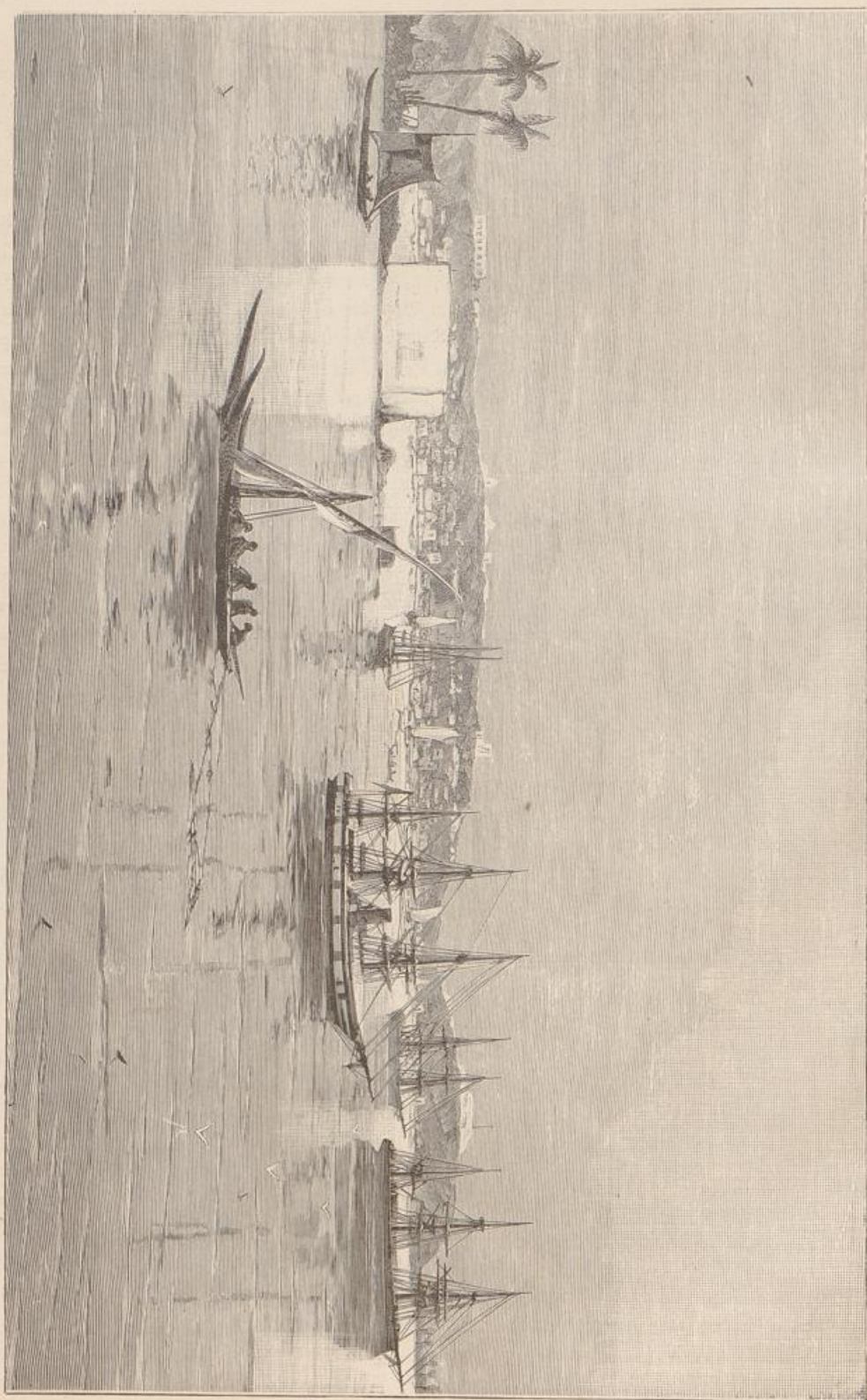
An diese beiden Hauptartikel reihen sich die Schußwaffen. Die Gewehre, welche eingeführt werden, sind von sehr schlechter Qualität und fast ausnahmslos Steinschloßgewehre. Was schon von den am Gabun eingeführten Gewehren gesagt wurde, daß der Lauf häufig an ein altes Gasrohr erinnert, das gilt auch hier von den aus Frankreich kommenden Steinschloßgewehren, welche allerdings auch nur 5 cortados (15 Mark 65 Pfennig) kosten. Als Schießmaterial wird grobkörniges Pulver eingeführt, das sogenannte Negerpulver, und Schrot. Statt der Kugeln verwenden die Neger entweder kleine Steine oder Nägel, Knöpfe und dergleichen.

In großen Quantitäten wird ferner Rum (agoardente) eingeführt, der in keiner Negerhütte fehlt und ohne den der Abschluß eines Geschäftes unmöglich ist. Der Rum ersetzt hier das Trinkgeld, jeder Arbeiter erwartet außer dem bedingenen Lohn ein Gläschen Rum, und der Händler schließt auch nicht ab, ohne Rum als Zugabe erhalten zu haben. Mancherlei Gegenstände, namentlich Lebensmittel, werden, wenn man nur kleine Quantitäten kauft, stets mit Rum bezahlt, und überhaupt gilt es beim Wareneinkauf als feststehende Regel, daß stets für einen Teil des Kaufpreises Rum geliefert wird. Obwohl jeder Neger ein Gläschen Rum liebt, so ist doch eine ausgesprochene Neigung zum Trunk nicht vorhanden, und dem Laster der Trunksucht begegnet man an der Küste selten.

Weiter landeinwärts nimmt der Rumverbrauch immer mehr ab, je tiefer man in das Land vordringt, denn die hohen Transportkosten der Rumfässer halten die Kaufleute ab, Rum ins Innere zu bringen. An der Küste kostet eine 8 Gläschen haltende Flasche etwa 60 Pfennig, woraus schon zu erkennen, daß die Qualität dieses Getränkes viel zu wünschen übrig läßt. Der billige Rum, der aus Deutschland kommt, ist nämlich, bevor er in die Kehle des Konsumenten gelangt, schon durch sehr viele Hände gegangen und wiederholt „getauft“ worden, so daß nur noch ein Neger demselben Geschmack abgewinnen kann. Bessere Sorten werden bloß für die Europäer eingeführt, Gin, Wacholderbranntwein (aus Holland) und mit Angostura-Bitter vermischter Cognac (aus Frankreich und England). Von beiden Sorten werden im Lande bedeutende Quantitäten verbraucht. Außerdem führen die Kaufleute noch eine bessere Sorte Rum, um denselben den Kunden, an welchen ihnen besonders gelegen ist, vorsetzen zu können.

Sehr groß ist der Verbrauch von Glasperlen, Korallen und anderen Schmuckgegenständen, Ohr- und Fingerringen u. s. w. Es werden darin gute Preise erzielt, aber die Neger wollen nur echte Ware, und wissen dieselbe mit Kennerblick von allen Imitationen zu unterscheiden. Sehr einträglich ist ferner der Import von wohlriechenden Essenzen, Haaröl, Seife (nach Angola) und Salz (nach den nördlicheren Küstenstrichen der Kolonie).

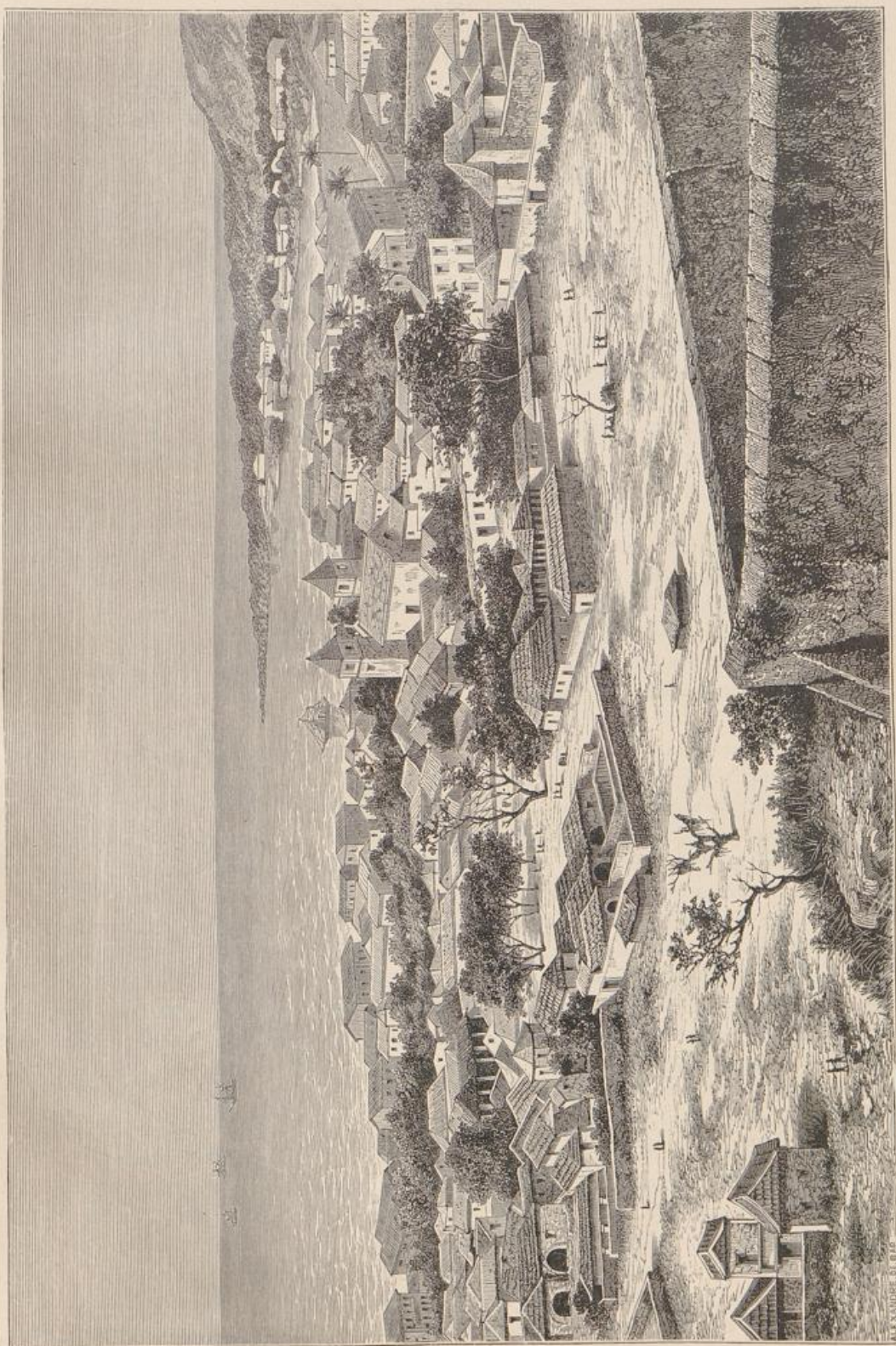
Die Preise der Waren steigen ganz unverhältnismäßig, je weiter diese nach dem Innern gebracht werden, da der Transport sehr schwierig und infolge dessen kostspielig ist. Alle Waren werden durch Träger weitergeschafft, was mit sehr vielen Nachteilen verbunden ist. Für große Warentransporte ist eine so große Anzahl von Trägern erforderlich, daß eine strenge Beaufsichtigung derselben geradezu unmöglich wird und dem Diebstahl Thor und Thür geöffnet ist. Wenn es sich darum handelt, von einem Warentransport sich etwas anzueignen, entwickeln die eingeborenen Träger eine Raffiniertheit, wie sie der gewandteste Spitzbube Europas nicht besser an den Tag legen könnte. Ein Rumfaß anzubohren, den abgezapften Rum durch Wasser zu ersetzen und das Loch dann so sorgfältig zu verschließen, daß jede Spur einer Defraudation verwischt wird, ist einer der gewöhnlichsten Schliche der Träger. Zuweilen nehmen sie aber auch mehrere Stücke Kautschuk aus einem der Tragkörbe heraus, ohne daß der Diebstahl bemerkt wird; sie tauchen nämlich den Korb nachher ins Wasser, damit die zurückgebliebenen Stücke Kautschuk sich vollsaugen und durch ihr größeres Gewicht den Abgang verdecken. Aus dem Wachs schneiden sie ein Stück heraus und drücken Steine in das übrig gebliebene Stück, so daß die Schwere desselben nicht verändert wird u. s. w. Der Kaufmann, welcher Waren nach dem Innern liefert, muß daher bei seiner Preiskalkulation die unvermeidlichen Unterschlagungen stets in Betracht ziehen. Der Lohn, den die Träger erhalten, ist nicht gering; dazu kommen die Kosten ihrer Ver-



Shede von San Paulo de Loanda.



Shede von San Paulo de Loanda.



San Paulo de Loanda, vom Lande aus gesehen.



San Paulo de Loanda, vom Lande aus gesehen.

pflegung auf dem Marsche, für welche der Kaufmann ebenfalls zu sorgen hat, und wenn man noch den großen Zeitverlust, den der Warentransport durch Träger mit sich bringt, in die Rechnung mit hineinzieht, so wird man es erklärlich finden, daß im Innern manche Waren das Vierfache jenes Preises kosten, für den man sie in San Paulo de Loanda erhält, wo doch ohnehin schon ein Aufschlag von 80 bis 100 % auf den Preis, den die Ware in Lissabon erzielt, stattgefunden hat. Zu der letztern Vertenerung trägt der hohe Einfuhrzoll, den die Portugiesen erheben, das Meiste bei. So steigt der Preis von 15 Kilo Zucker von etwa 15 Mark, die in Lissabon gezahlt werden, in San Paulo de Loanda auf 20 Mark, und im Innern, in Kassandsche, werden für dasselbe Quantum bereits 80 Mark gezahlt; eine Flasche Wein, die in Lissabon für etwa 33 Pfennig verkauft wird, kostet in San Paulo de Loanda 68 Pfennig, in Kassandsche 2 Mark 33 Pfennig. In gleicher Progression steigen die Preise aller aus Europa eingeführten Waren.

Der Handel ist hier noch einer riesigen Steigerung fähig, denn eine Menge Produkte, welche das Land auf den Markt bringen kann, wird bisher gar nicht oder nur wenig berücksichtigt. Die Wälder bergen noch unermessliche Schätze an Nutzholz. Da ist in erster Reihe der Affenbrotbaum oder Baobab, einer der afrikanischen Riesenbäume, welcher einen Stammumfang von 6 Meter und darüber erreicht, oft der Träger der Orseilleflechte, von welcher jener violettrote Stoff gewonnen wird, der in großen Massen nach Europa exportiert und dort zum Färben von Wolle oder Seide benutzt wird. Der höchste Baum der Küste ist der Wollbaum oder Bombar, bis 60 Meter hoch, dessen schwarze Samen von einer hellbräunlichen Wolle, die wie Seide glänzt, umhüllt sind, nach welcher er seinen Namen erhalten hat. Die Kolonisten benutzen diese Wolle zum Füllen von Kopf- und Sitzpolstern. Zu diesen beiden Baumriesen gesellen sich die verschiedenen Palmenarten, welche auch bis 20 Meter Höhe erreichen, die *Hyphaena congensis* und die südlich von San Paulo de Loanda vorkommende *Hyphaena coriacea*. Weite Strecken der Küsten-Savannen und im Innern die Ufer des Kuansa und Kunene bedeckt der Baumwollenstrauch, der dort meist wild wächst, ohne daß jemand Anpflanzungen anzulegen versucht. Nur am Kuansa hat man mit der Ausbeutung des großen Baumwollreichtums begonnen.

Die Wälder enthalten außerdem eine Menge bisher noch wenig gewürdigter, meist eisenharter Nutzholzer und viele prachtvoll gemaserte Stämme, welche der Möbeltischlerei kostbares Material liefern könnten. „Daß viele zu medizinischen Zwecken verwendbare Hölzer vorkommen,“ sagt Falkenstein, „beweist der mannigfache Gebrauch, den die eingeborenen Quacksalber oder Zauberer von ihnen machen, ganz besonders der zu Gottesgerichten benutzte Giftbaum. Aber auch zum Segen der Menschheit und besonders zum Heil der künftigen Bewohner Afrikas dienende Bäume können dort gedeihen, wie ein in voller Blüte befindlicher Chinabaum zeigt, den Soyauy am Kuansa fand, allerdings aus Süd-Amerika versuchsweise dorthin verpflanzt, und die vielen Eucalyptus in der Missionsstation zu Landana.“ Boden und Klima sind für eine Menge Bäume und Nutzpflanzen geeignet, welche, wenn hier in entsprechender Weise angepflanzt, eine Quelle des Reichtums für das Land werden müßten. Der Kaffeebaum, der von Hermann Soyauy in den Plantagen des Hauses Wörmann in Gabun eingeführt wurde, ließe sich auch an der portugiesischen Küste einführen, und er würde reichen Ertrag liefern, aber bisher giebt es Kaffee-Plantagen nur in Angola, von wo über Ambris viel Kaffee exportiert wird.

Die Zahl der Kulturpflanzen, welche im Lande vertreten sind, ist jedoch schon heute nicht gering, und wir begegnen unter ihnen mehreren, die aus Europa oder anderen Erdteilen eingeführt worden sind. In Mossamedes finden wir Kartoffelbau, europäische Frucht bäume sind dorthin verpflanzt worden, und auch die Kultur der Weinrebe hat Eingang gefunden. Europäische Gartengewächse, Kohl, Radieschen, Rettige, Gurken, Melonen u. s. w. werden fast überall gezogen, wo Europäer ansässig sind, und mit dem Kohlbau ist nur der eine Nachteil verknüpft, daß der im Lande gezogene Kohl mit der Zeit den Geschmack verliert, weshalb man häufig frischen Samen aus Europa kommen lassen muß, wenn man schmackhafte Frucht erzielen will. Daneben werden gebaut: Mais, Reis, Erdnüsse, Bohnen, Ham, Bataten, Negerkorn, Zuckerrohr, Maniok, Pfeffer, Ingwer,

Hanf, Tabak u. s. w. Unter den Fruchtbäumen sind zu erwähnen: die Palmen (Ol- und Kokospalmen), der Melonenbaum, die Banane, Pisang, Guave, Mango, Orangen- und Limonenbäume, Granatäpfel u. s. w.

Große Zuckerrohr-Plantagen findet man erst südlich von Novo Redondo, wo der gewonnene Zucker zur Destillation von Urak oder Rum verwendet wird. Weiter nördlich wird Zuckerrohr nur in kleinen Quantitäten gebaut und erscheint bei Tische als erfrischendes Dessert: wie in Ägypten und anderen Zuckerrohrbauenden Ländern wird der in dicke Stücke zerschnittene Schaft abgeschält und ausgedrückt, da der süße Saft in heißen Gegenden eine kühlende Wirkung hervorbringt.

Von den anderen im Lande gebaueten Pflanzen bilden das Maniok und Negerkorn (Sorghum) die Hauptnahrung der Eingeborenen. Man läßt die Maniok-Knollen zunächst mehrere Tage im Wasser liegen und kocht sie dann in siedenden Dämpfen oder zerreibt die Knollen, trocknet die zerriebene Masse an der Sonne oder am Feuer und benutzt sie dann zur Bereitung eines Breies, welcher „Tapioka“ genannt wird. Die Körner des Sorghum werden zwischen Steinen zerquetscht und aus dem Mehl mit Zusatz von Palmöl ein Brei bereitet. Der Sorghum-Brei ist wohlschmeckend und wird auch von Europäern gern genossen, wogegen die schwer verdaulichen Maniok-Knollen in gekochtem Zustande als Nahrung für Europäer nicht zu verwenden sind.

Die Tierwelt liefert ebenfalls dem Handel eine reiche Auswahl von zum Export geeigneten Arten, und obwohl sie sich an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit mit jener des östlichen Sudan nicht messen kann, so vermag sie doch in einiger Beziehung den Tierhändlern Ersatz für den gestörten Handel über Suakin zu bieten. In den grasbewachsenen Ebenen südlich von Loanda trifft man große Rudel Antilopen, eine Menge Arten von der Zwergantilope bis zur Elenantilope, Springböcke, Wasserböcke, Elenantilopen, Gnus u. s. w. Dort haufen auch große Büffelherden, und unter 16° 30' südl. Br. tritt auch die Giraffe auf, noch südlicher (von 15° südl. Br. an) das Rhinoceros. In Benguela kommen auch Löwen und Leoparden noch häufig vor, allerdings nicht mehr in der Nähe der Küste, und bei Mossamedes sind Hyänen zahlreich vorhanden. Die felsige Küste von Benguela ist die Heimat vieler Paviane, und von anderen Affenarten sind namentlich der Chimpanse (nur noch im Norden) und mehrere Arten Meerkäfen zu erwähnen.

Das für den Handel wichtigste Tier Afrikas, der Elefant, ist hier zwar schon überall nach dem Innern zurückgedrängt, und der Jagdliebhaber muß sich mit Flußpferden begnügen, welche in allen Gewässern in Menge vorhanden sind, aber trotzdem kommt an der portugiesischen Küste viel Elfenbein in den Handel, ja es spielt sogar eine hochwichtige Rolle in diesem Handelszweig.

Das Elfenbein, welches von Ambris exportiert wird, ist eine der gesuchtesten und wertvollsten Sorten. Es wird silbergraues Elfenbein genannt und besitzt vor den ostafrikanischen und den asiatischen Sorten den Vorzug, daß es durch Alter nicht gebräunt wird, sondern stets, wenn es auch der Luft ausgesetzt wird, seine blendende Weiße bewahrt. Es wird von fernher auf den Markt gebracht, von den Eingeborenen des Zombolandes, welche nach ihren Angaben 30 Tage zur Reise an die Küste brauchen. In ihrer Heimat sollen noch zahllose Elefantenherden existieren, welche mit Kugeln erlegt werden. Die Karawanen reisen gewöhnlich nur in der trockenen Jahreszeit, weil sie dann die vielen Flüsse, welche ihren Weg kreuzen, leichter passieren können. In Bembe teilt sich die Karawanenstraße; von dort führen Straßen nach den drei Hauptplätzen des Elfenbeinhandels, Mocussa, Ambrissette und Quissambo. Das Elfenbein wird entweder auf dem Kopfe oder auf den Schultern getragen, sehr schwere Zähne an Stangen, welche zwei Männer auf ihre Schultern legen. Gewöhnlich steckt der mittlere Teil des Zahnes in einem Holzkästchen, damit er besser auf der Schulter getragen werden kann und nicht leicht abgleite. Eine anstrengende Arbeit bleibt der Elfenbeintransport trotzdem, denn es kommen Stücke vor, welche das Gewicht eines erwachsenen Mannes besitzen, und auch der Transport kleiner Zähne, wochenlang bergauf, bergab auf wenig gangbaren Wegen, erfordert ein Maß von Ausdauer und Geduld, das eben nur der Neger besitzt, welcher glücklicherweise beim Abschluß von Geschäften

den Zeitverlust nie in Rechnung bringt, da sonst viele der von ihm auf den Markt gebrachten Artikel ganz bedeutend würden verteuert werden.

Die Elfenbeinausfuhr von Mossamedes und Benguela ist zwar in der letzten Zeit zurückgegangen, aber die Kolonie ist an der Ausfuhr Gesamt-Afrikas, welche auf 848 000 Kilogramm im Werte von 15 bis 17 Millionen geschätzt wird, immer noch mit etwa 24 000 Kilogramm beteiligt. An der Westküste bildet Mossamedes die Südgrenze der Elfenbein ausführenden afrikanischen Gebiete, denn Damara-Land und Angra-Pequena liefern gar kein Elfenbein.⁹⁰⁾

Die Eingeborenen besitzen große Fertigkeit im Anbringen von Skulpturen auf Elfenbein. Das Werkzeug, dessen sie sich zu ihren Skulpturarbeiten bedienen, ist das denkbar einfachste: ein scharfer Nagel. Man bringt die Skulpturen auf dem Zahn so an, daß die Darstellungen sich spiralförmig um denselben herumwinden. Originalität läßt sich ihnen nicht absprechen, und die Künstler, die sich mit solchen Arbeiten beschäftigen, sind unerschöpflich im Erfinden neuer Szenen. Der mit Schnitzerei verzierte Elefantenzahn, den unsere

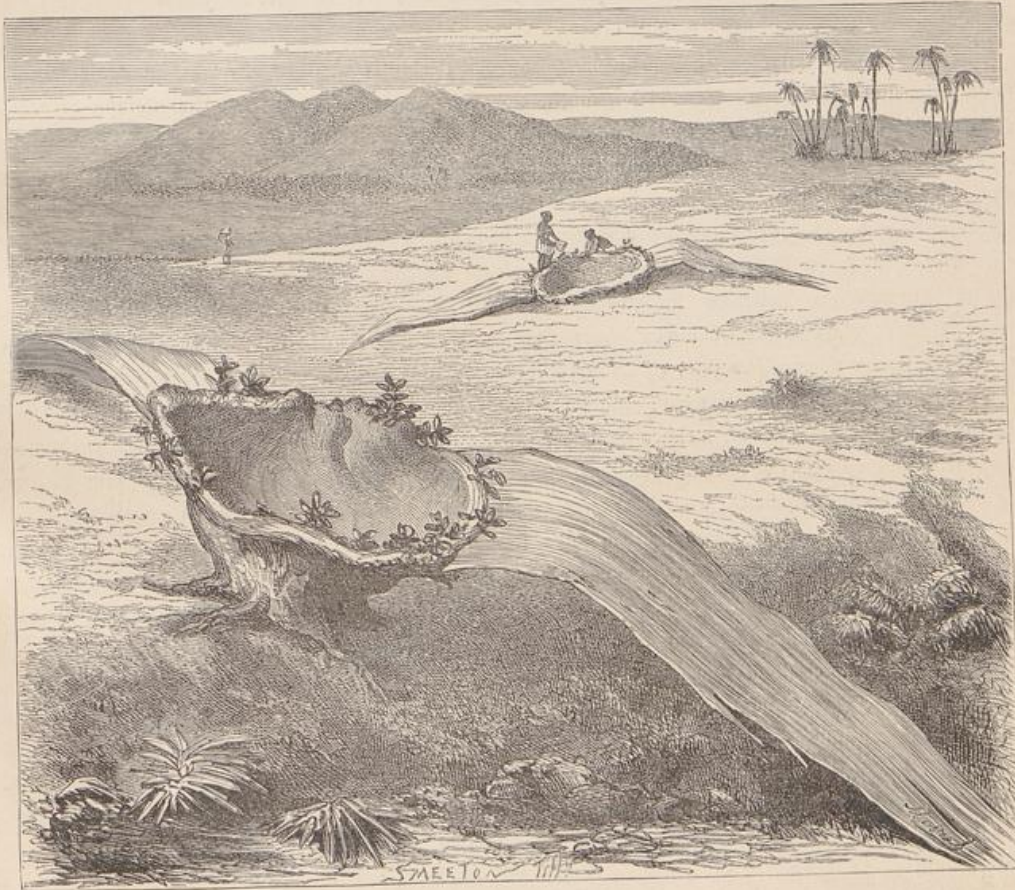


Elfenbeinschnitzereien der Eingeborenen.

Abbildung a auf Seite 217 zeigt, befand sich im Besitze des Admirals Fleuriot de Langle. Er ist 50 Zentimeter lang, und auf dem 60 Zentimeter langen, spiralförmig um den Zahn gewundenen Band sind 16 Figuren angebracht, welche einen Slaventransport darstellen. (Die nebenstehende Abbildung b giebt Einzelheiten derselben Darstellung wieder). Den Zug eröffnet ein Fahnenträger, der bei keiner Karawane in Inner-Afrika fehlen darf. Dann folgen drei Sklaven, durch ein um den Hals geschlungenes Bambusseil aneinander gefesselt. Der dritte war den Anstrengungen des Marsches nicht gewachsen, ist unterwegs gestorben, und seine Leiche wird nun von den anderen nachgeschleppt (siehe das 2. Bild). Den gefesselten Sklaven folgen mehrere Träger, welche Fässer und andere Waren entweder auf dem Kopfe oder auf den Schultern tragen und zum Teil mit Flinten bewaffnet sind. Ein Mann mit spitzer Kopfbedeckung und einem Säbel, wahrscheinlich der Anführer der Sklavenhändler, wendet sich mit drohender Geberde um, gleich als wollte er die folgenden zu vermehrter

⁹⁰⁾ S. den Vortrag des Herrn W. Westendarp „Über den Elfenbeinreichtum Afrikas“ auf dem 5. deutschen Geographen-tag zu Hamburg.

Eile ansprechen. Was die beiden nächsten Figuren vorstellen sollen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; vielleicht einen erschöpft niedergesunkenen Sklaven, welchen ein anderer zum Aufstehen zu bewegen sucht. Hinter diesen kommt ein alter Mann mit langem Bart und tief herabreichendem Gewand, offenbar ein Araber, welcher sich auf einen Stab stützt, auf dem ein Papagei sitzt. An ihn reiht sich eine aus drei Personen bestehende Gruppe; ein Mann mit einer Verzierung auf der Rückseite, welche an den eigentümlichen Schurz der Fans erinnert, scheint einen Sklaven und eine Sklavin, welche ermüdet zu Boden gesunken sind, durch Drohungen zum Weitergehen veranlassen zu wollen. Den Schluß der Darstellungen bilden ein Händler mit



Welwitschia mirabilis.

einer Pfeife im Munde und irgend einer Waffe auf der Schulter, und ein langbärtiger Araber. Diese Darstellungen sind durch ein schmales Band getrennt, welches mit Fischen, Muscheln und Ranken (vielleicht Schlangen) verziert ist. Auf der Spitze des Zahnes sitzt auf einem Koffer ein Mann, der mit einem europäischen Rock und einer Mütze bekleidet ist, deshalb aber kein Europäer sein muß, sondern vielleicht einen eingeborenen Sklavenhändler oder einen durch Sklavenhandel zu Reichtum gelangten Häuptling darstellt.

Die auf Seite 224 abgebildeten Schnitzereien stammen aus der Sammlung des Herrn Coulson in Coanda. Die erste Figur zeigt 2 Männer und 2 Frauen, welche mit dem Rücken gegeneinander gekehrt dastehen. Sie soll in doppelter Darstellung das Prototyp der geschlechtlichen Trennung, die Mythe von den

Gögen Havier und Kassombe, welche man bei allen Hautkrankheiten anzurufen pflegt, versinnbildlichen. Derselbe Gedanke soll der zweiten Figur zu grunde liegen, welche angeblich Kassombe zeigt, auf deren Schultern Havier sitzt.⁹¹⁾

Die älteren Elfenbeinschnitzereien sind unbedingt besser als die neueren Arbeiten. Man findet noch oft im Besitz wohlhabender Eingeborenen alte Schnitzereien, welche als kostbare Erbstücke sorgsam gehütet werden, aber die Künstler, welche solche Arbeiten zu liefern imstande sind, sterben allmählich aus, da die Nachfrage geringer wird. Die Bezahlung ist im Verhältnis zu der mühsamen, oft monatelangen Arbeit nach unseren Begriffen eine sehr schlechte. Zunächst wird der Zahn abgewogen, und zu dem Preise des Elfenbeins kommt der Preis der Arbeit, je nach der Zahl der Figuren und der Feinheit der Ausführung 120 bis 150 Mark nach unserem Gelde, zuweilen auch mehr.

Auch hier hat sich die Regel ausgebildet, daß der Verkäufer von Elfenbein bestimmte Waren mit in Zahlung nehmen muß. Es giebt eine Werteinheit, die „peça“, deren man sich zur Umrechnung der einzelnen Tauschartikel bedient. Eine „peça“ (englisch „long“) sind z. B. 6 Nards Baumwollstoff, oder 3 Messingstangen, oder 3000 blaue Glasperlen oder ein baumwollener Regenschirm. Beim Verkauf von Zähnen muß aber der Neger es sich gefallen lassen, daß man ihm einen Teil der vereinbarten Longs in allen möglichen Waren auszahlt. Gesezt den Fall, daß für einen Zahn 12 Flinten, 12 Tönnchen Pulver und 24 Longs als Preis vereinbart wurden, so erhält der Neger nur 4 Flinten und 4 Tönnchen Pulver, für den Rest seiner Forderung aber eine mannigfaltige Kollektion von Gegenständen verschiedenen Wertes, Stoffe, Perlen, Messingnägeln, Fußringe, Brillen, Rasiermesser, Schlösser, leere Flaschen, Spielkarten u. s. w. Die Anzahl der Stücke einer Ware, welche einem Long gleich sind, richtet sich selbstverständlich nach der Qualität. So können z. B. 5 oder 6 oder 8 wollene Tücher ein Long sein, jenachdem sie groß und von guter Qualität sind. Durch diese Einrichtung wird der Faktoreibeamte, welcher den Negern den mit ihnen vereinbarten Preis in Waren auszahlt, zu einer sehr wichtigen Person, denn von seiner größern oder geringern Gewandtheit hängt es ab, ob die Neger viel oder wenig erhalten. Jeder Verkäufer erhält nämlich, nachdem das von ihm angebotene Quantum Kautschuk, Erdnüsse u. s. w. gewogen worden und die Zahl der dafür zu entrichtenden Longs vereinbart ist, von dem Käufer ein Blatt Papier, auf welchem der Kaufpreis verzeichnet steht. Mit dieser „Mufanda“ — englisch verstehende Neger nennen die Anweisung „Book“ — begiebt sich der Neger zum Vorrats Hause und überreicht sie dem am Fenster postierten Bediensteten, welcher ihm dann durch das Fenster das entsprechende Warenquantum herausreicht. Wenn auf dem „Book“ z. B. 20 Longs verzeichnet sind, erhält der Vorzeiger desselben eine Flinte (= 4 Longs), ein Fäßchen Pulver (= 2 Longs), 18 Nards gestreiftes Zeug (= 3 Longs), 18 Nards grauen Kalliko (= 3 Longs), 18 Nards blaugewürfeltes Zeug (= 3 Longs), 8 Taschentücher (= 1 Long), 5 Flaschen Rum (= 1 Long), 1 Tischmesser (= 1 Long), 3000 Perlen (= 1 Long) und 5 Messingstangen (= 1 Long). Der Neger erhält zwar auf Wunsch für einzelne dieser Gegenstände andere, die ihm besser behagen, aber eine lange Auswahl wird nicht gestattet, da sonst das durch die Verhandlungen über den Preis ohnehin schon sehr in die Länge gezogene Geschäft zu gar keinem Abschluß käme.

Ein interessantes Bild lebhaften Handelsverkehrs, wie man es an der ganzen Westküste nicht wiederfindet, bietet die Stadt San Paulo de Loanda. Auf dem großen Marktplatz hinter dem Zollgebäude herrscht ein Leben und Treiben, welches jeden Fremden überraschen muß. Da liegen in großen Haufen die verschiedenartigsten Erzeugnisse aufgestapelt, Kohl, Tabak, wilder Hanf, Bataten, Kürbisse, Erdnüsse und andere Feldfrüchte, mit welchen Hunderte von Eingeborenen zu Markte kommen. Da werden die verlockendsten Delikatessen aus-geboten: „hölzerne Schüsseln, angefüllt mit kleinen Stücken von magerem Schweinefleisch, Töpfe voll gekochter Bohnen und Palmöl, welches Gericht in kleinen Portionen verkauft und an Ort und Stelle verzehrt wird,

⁹¹⁾ Einen der interessantesten verzierten Elefantenzähne hat Bastian von der Loangküste nach Deutschland gebracht. Derselbe ist abgebildet in Bastian, Die deutsche Expedition an der Loangküste, I. Band, Beilage.

ebenso wie Fische, Pasteten u. s. w. Ferner giebt es große Krüge (sogenannte Sanga) voll Garapa, eine Art Bier aus Mais dargestellt, Hühner und Enten, Eier und Milch, Pfeffer, Bananen und, wenn die rechte Jahreszeit ist, prachtvolle Orangen und die in allen Tropenländern verbreitete Mango-Pflaume, die eine sehr saftige, aber stark nach Terpentin schmeckende Frucht liefert.“ Daneben liegen Haufen getrockneter und eingesalzener Fische, Stöße von Feuerholz, welches in Loanda sehr teuer ist, u. s. w.⁹²⁾

Außer diesem Marktplatz giebt es in Loanda noch eine Menge Verkaufsläden, in welchen die verschiedenartigsten europäischen Produkte, auch Luxusgegenstände feilgeboten werden, und in der Hauptstraße sitzen unter offenen Verkaufsbuden Neger und Negerinnen und halten dort europäische Waren feil. Solche Buden, *quitinda* genannt, sind zu beiden Seiten der Straße längs der Häuser errichtet und bestehen nur aus vier, mit Matten überdeckten Pfählen. Unter diesem leichten Dach liegen Baumwollstoffe und Taschentücher neben Krügen, Flaschen, Tellern, Spiegeln, Perlenschnüren, Garn, Nadeln, Messern u. s. w. — kurz alles, was ein Negermann begehrt, und hierher wenden sich die Neger, wenn sie Einkäufe zu machen haben, viel lieber als zu den eleganten Verkaufsläden.

Ein buntes Treiben herrscht stets am Hafen. Die Stadt besaß früher einen sehr guten Hafen, aber er ist jetzt so versandet, daß größere Schiffe in weiter Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen und nicht mehr wie früher dicht an dieselbe heranfahren können. Quer vor dem Hafen liegt eine schmale und flache Sandinsel, welche südlich von der Stadt durch die Barra da Corimba vom Festlande getrennt ist. Im Hafen liegt stets eine beträchtliche Anzahl Schiffe, denn Loanda ist ein Knotenpunkt aller Verkehrswege nach dem Innern, und wie die den Kuánsa befahrenden Dampfer die Landesprodukte hierher bringen, so legen hier regelmäßig die Dampfer der Lissaboner Empresa Lusitana und jene einer englischen Linie aus Liverpool an. Solch ein englischer Postdampfer bildet für sich eine Sehenswürdigkeit. Oskar Lenz entwirft von dem Leben auf demselben folgende lebhaft Schilderung:

„Ein solches englisches Postschiff nimmt nun eine Fülle der verschiedensten Naturprodukte auf, und eine Fahrt auf demselben längs der Küste ist äußerst interessant. In den portugiesischen Plätzen südlich des Kongo, also in San Paulo de Loanda, Ambris, Ambrissette, Kinsambo und Banana werden verfrachtet Kaffee, Baumwolle, Orseille, große Bündel der Rinde von Baobab (Affenbrotbaum), Palmöl und Palmkerne, Elfenbein und Gummi; von der Mündung des Kongo an weiter nach Norden fahrend berühren die Schiffe Landana, Punta Negra, Kamma, Gabun, Elobi, Kamerun und Fernando Po, wo große Mengen Elfenbein, Gummi und Palmöl dazu kommen; dann werden die zahlreichen Ölplätze im Delta des Niger erreicht, Old- und New-Kalabar, Bonny, Opobo, Lagos (ein sehr bedeutender Handelsplatz in englischen Händen), wo zu all den erwähnten Produkten noch Guinea-seed, ein ölhaltiger Samen dazu kommt. Es folgt die Goldküste und das Gebiet der Aschanti, wo wiederum Palmöl das wichtigste Produkt ist, bei Kap Palmas ist das Kru-Gebiet erreicht und die zahlreichen an Bord befindlichen *croo-boys* verlassen lärmend das Schiff. In Monrovia, der Hauptstadt der Negerrepublik, wird wieder gehalten und große Mengen des liberianischen Kaffees aufgenommen; ebenso wird in Freetown, dem Hauptplatz der englischen Kolonie Sierra Leone angelaufen, und einzelne Schiffe gehen noch nach den französischen Kolonien in Senegambien, von wo viele Erdnüsse verschifft werden, während die Mehrzahl direkt den Kurs nach den kanarischen Inseln einschlägt, zwischen dem Festland nach den Kapverdischen Inseln durchfahrend, ohne die letzteren zu berühren. Auf Teneriffa, Gran Canaria u. a. m. kommt zu den schon zahlreich vorhandenen Produkten noch die wertvolle Kochenille, die überall auf diesen Inseln in großen Kaktusgärten gezüchtet wird; von da an wird nur noch in Madeira Station gemacht, wo der kostbare Wein und Zucker verschifft wird, und dann geht das Schiff, reich beladen mit den Erzeugnissen tropischer und subtropischer Gegenden direkt bis Liverpool. Dort kommen all die Artikel in die verschiedenen Auktionen und werden von da aus in die große zivilisierte Welt verbreitet. An den meisten der Küstenplätze entwickelt sich

⁹²⁾ Oskar Lenz, Skizzen aus West-Afrika. Berlin, A. Hofmann & Co., 1878, Seite 341.

auf dem Schiff, und selbst wenn es nur einige Stunden anhält, ein sehr bewegtes Leben. Die Faktoren kommen, um ihre Fracht aufzugeben, zahlreiche Eingeborene finden sich ein, die allerhand Seltenheiten zum



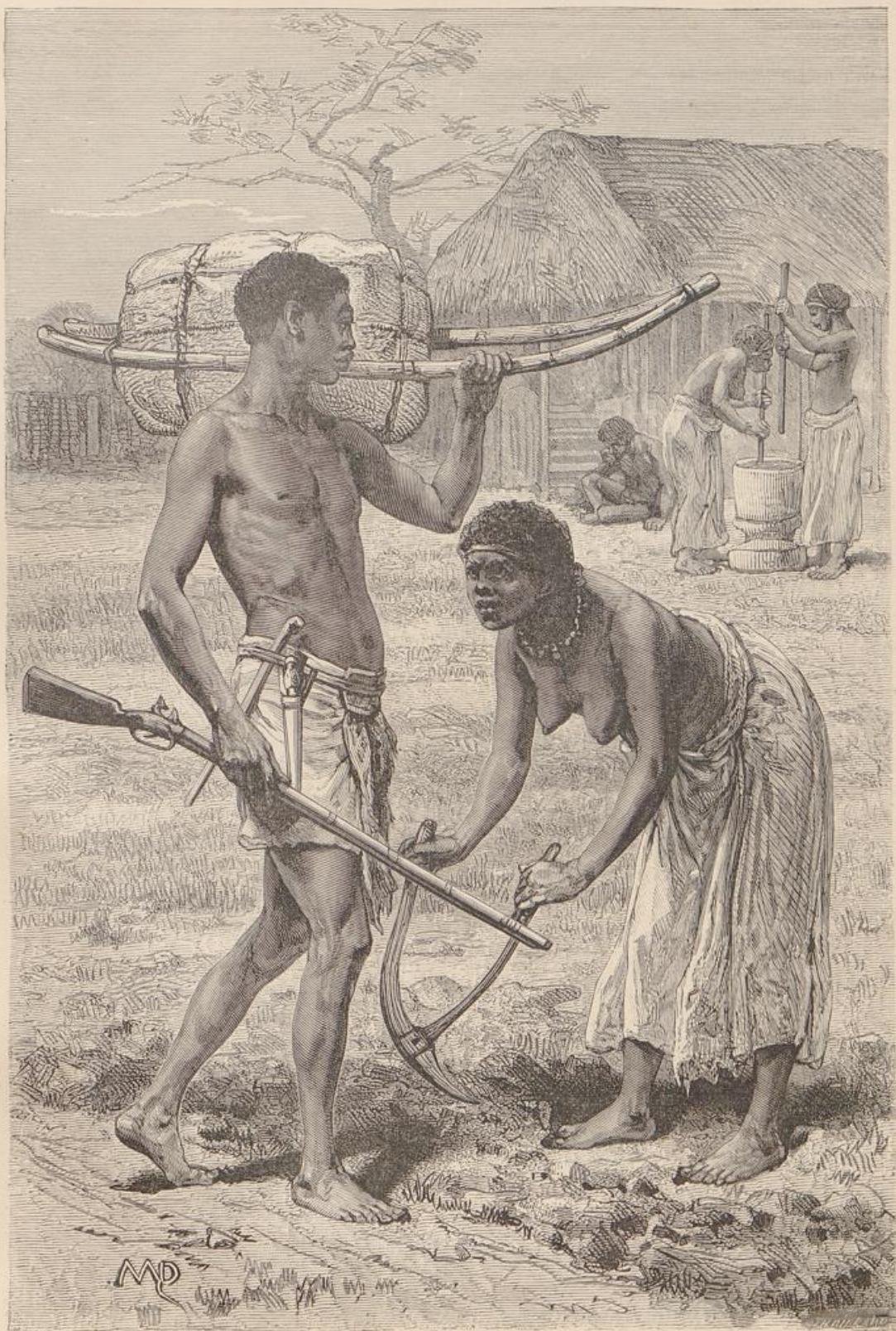
Bai von Mossamedes.

Verkauf bringen, alle Arten Affen, selbst große, schöne Exemplare des Chimpanse sah ich, zahllose Exemplare des grauen Papageien, Felle von Leoparden, Affen, Tigerfellen etc. etc.; an der Loangoküste kommen dazu die



Reisen in der Tipoja.

schönen geschnittenen Elfenbeinzähne, geflochtene Körbe, Matten, Insekten aller Art, kurz eine Unmasse der verschiedensten Gegenstände. Die Matrosen des Schiffes haben im Vorderteil desselben einen kleinen Basar



Eingeborene aus Bihé.

eingerrichtet mit allen möglichen Kurzwaren, wo die Neger das Geld, das sie von den Passagieren für die Naturseltenheiten erhalten, sehr schnell wieder los werden.“⁹³⁾

Die großen Postdampfer, die an der Küste und auf dem Kuansa verkehrenden Dampfer und die vielen Segelschiffe verleihen der Rhede von Loanda zu Zeiten das Aussehen eines ungemein lebhaften Handelshafens, und der günstige Eindruck, den der ankommende Fremde empfängt, wird noch gesteigert durch den Anblick der auf den Höhen am Ufer emporsteigenden Stadt.

Die Stadt San Paulo de Loanda bietet vom Meere aus gesehen einen imposanten Anblick. Sie zerfällt in die *Cidade Alta* und die *Cidade Baixa* (Ober- und Unterstadt); außerdem könnte man sie noch in eine europäische und eine Negerstadt teilen, denn die schwarze und weiße Bevölkerung lebt hier ziemlich streng geschieden: in der freundlichen Oberstadt haben die meisten Europäer ihre Wohnhäuser, in der längs des Meeresufers sich ausdehnenden Unterstadt befinden sich die Komptoirs, Magazine und Kaufläden der europäischen Kaufleute, und östlich von diesem Stadtteil liegen die niedrigen Lehmhütten der Negerbevölkerung. San Paulo de Loanda zählt jetzt etwa 16000 Einwohner, darunter etwa 2500 europäische Kaufleute, Gewerbetreibende u. s. w., 400 *Degradados* (Sträflinge) und etwas Militär.⁹⁴⁾ Die Stadt war einst schon volkreicher und mag über 20000 Einwohner gezählt haben, als der Sklavenhandel noch in Blüte stand; nach der Aufhebung desselben ist sie zurückgegangen und hat sich erst in neuerer Zeit wieder langsam gehoben, als der rasch sich entwickelnde Kuansa-Handel ein neues Leben in den Hafen brachte. Monteiro, der die Stadt zur Zeit ihres Niederganges (1858) besuchte, entwirft von derselben ein trauriges Bild. Der Sklavenhandel, dem sie ihren Wohlstand verdankte, hatte aufgehört, und Ersatz für diesen durch einen neuen Handel war noch nicht geschaffen. Am Kuansa, mit dem die Stadt jetzt lebhaften Verkehr unterhält, war damals noch keine Faktorei errichtet, kein Schiff fuhr den Strom aufwärts, und im Hafen fand sich oft monatelang kein europäisches Fahrzeug ein, da eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit dem Mutterlande und anderen Ländern noch nicht existierte.⁹⁵⁾

„So schön, ja imposant die Stadt vom Meere her oder von einem erhöhten Punkt der *cidade alta* herab sich ausnimmt, so sehr verliert sie bei näherer Besichtigung. Nur die Hauptstraßen sind gepflastert, die vom Strande nach der obern Stadt führenden, von Seitenmauern eingefassten *calçadas* sogar recht gut; auf den übrigen sinkt der Fuß, wo nicht etwa durch das Wurzelgelecht wuchernden Unkrautes der Boden mehr zusammengehalten wird, tief in lockern Sand. Freilich giebt sich kaum das Bedürfnis nach besseren Straßen kund, denn die Weißen gehen hier fast nie zu Fuße aus, und Pferde halten sich in dem hiesigen Klima nicht, daher außer dem Gespann vor des Gouverneurs altmodischer Staatskarosse und dem Reitpferde eines seiner Adjutanten kein Pferdehuf das Pflaster von Loanda betritt. Das allgemein gebräuchliche Vehikel ist die *Maschila*, eine lange, an einem der beiden Enden mit Rückenlehne versehene, gewöhnlich mit leinenen *cortinas* (Gardinen) umhängte Rohr- und Polsterbank, die von zwei Negern getragen wird. Sie ist auch in Brasilien gebräuchlich und wohl von den Portugiesen dem indischen *Palanquin* nachgebildet. Auf dem Flur fast jedes Hauses stehen zur Benutzung für dessen Bewohner einige *Maschilas*. Aber auch in den Straßen werden von freien Negern oder von Sklaven für Rechnung ihres Herrn *Maschilas* zum Vermieten bereit gehalten. Ruft man zwei Träger, die meist im Schatten eines der hier zahlreich angepflanzten *Ficus*-Bäume hocken, zu: „*Mahila lénga lossolo*“ (komme schnell), so stopfen sie erst gemächlich ihre kurze *Thonpfeife*, ehe sie sich mit der Tragbank in Bewegung setzen. Die Häuser der Stadt stammen fast alle aus der Zeit, als noch der Sklavenhandel

⁹³⁾ Skizzen aus West-Afrika. Seite 134.

⁹⁴⁾ Dr. Falkenstein (Korrespondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft, 1876, Nr. 12, Seite 205) giebt die Bevölkerung mit 12000 Negern und 2500 Weißen an; J. J. Monteiro (*Angola and the river Congo*, II. Band, Seite 22) mit 10000 bis 15000, darunter ein Drittel Weiße; Leutnant Schulze mit 16000; Jeannest (*Quatre années au Congo*) mit 15000.

⁹⁵⁾ Joachim John Monteiro, *Angola and the river Congo*. London, Macmillan and Co., 1875, II. Band, Seite 23. Bei diesem zweiten Besuch fand er die Stadt bereits in erfreulichem Gedeihen.

mit Brasilien blühte und die Schiffe von dort wertvolles Bauholz nach Angola brachten. Die meisten sind einstöckig, mit hellgelb getünchten Wänden und blau umrahmten Fenstern und Thüren. Nur wenige Häuser der Vermögenden haben ein oberes Geschoß und eine Veranda, die als Speisesaal benutzt wird. Von eigentümlicher Bauart ist das in der Nähe der Alfandega am Quai stehende Gebäude des niederländischen Konsulats, zugleich Zentralstelle der Afrikaanischen Handelsvereinigung. Die Wand seiner Vorderfront ist sauber mit weißen, blau bemalten Fliesen belegt, und ebenso zeichnet sich das Innere durch die größte Reinlichkeit aus."

So freundlich und sauber wie dieses Gebäude sind aber in Loanda nur wenige, höchstens noch die Häuser einiger englischen Kaufleute. In allen anderen herrschen an die Negerunreinlichkeit mahnende Zustände. Von hervorragenden Gebäuden sind zu erwähnen: Die am Landungsplatz gelegene Alfandega (Zollhaus), ein großes, mit Wappen geschmücktes Gebäude, vor dessen Thor zwei Soldaten Wache stehen; ferner der Palast des Gouverneurs, das Polizeigebäude, die Banca ultramarina, der Correiro (Post), das Gefängnis, ein Kloster und die Konsulatsgebäude. In dem höher gelegenen Stadtteil besitzen manche reiche Familien hübsche Wohnhäuser. In dem Stadtgarten, *jardin publico*, finden Konzerte statt. Die Kapelle der *caçadores* spielt dort an jedem Dienstag, außerdem Sonntags vor dem Palast des Gouverneurs und Donnerstags auf einer *praça* der Unterstadt von 7 bis 9 Uhr. Bei den Konzerten im *jardin publico* ist die ganze elegante Gesellschaft von San Paulo de Loanda vertreten, und hier kann man auch — eine sehr seltene Erscheinung an der Westküste Afrikas — nach neuester Pariser Mode gekleidete Damen sehen. Für die Unterhaltung wird außer den Konzerten noch durch ein kaufmännisches Kasino gesorgt, dessen Küche und Keller fast alles bieten, was man in Europa verlangen kann. Auch Zeitungen erscheinen in der Stadt: ein den Stadtklatsch kultivierendes Lokalblatt und das Amtsblatt, welches jedoch außer den amtlichen Publikationen fast nur Inserate enthält. Auch sonst trifft man hier so manches, was den Glauben erwecken kann, man bewege sich in einer europäischen Stadt. In den Hauptstraßen sind längs der Häuser schmale Trottoirs angebracht, und bei Nacht ist die Stadt durch Lampen beleuchtet. Die beiden letzteren Einrichtungen verfehlen allerdings hier völlig ihren Zweck, insofern sie für Europäer berechnet sind, denn kein Europäer geht hier zu Fuß, es benutzt also auch keiner die Trottoirs, und sobald die Sonne gesunken ist, hört der Verkehr in den Straßen ziemlich auf.

Im allgemeinen ließe es sich in San Paulo de Loanda recht angenehm leben, wenn die sanitären Verhältnisse besser wären. Epidemien finden hier stets einen überaus günstigen Boden, und doch ist die Lage der Stadt, namentlich jene der von Europäern bewohnten Oberstadt, eine so günstige, daß sie einer der gesündesten Plätze der ganzen Westküste sein müßte. So streng die aus Eingeborenen bestehende Straßenpolizei ihres Amtes zu walten pflegt, so kümmert sie sich doch um nichts, was über den Rahmen der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung hinausgeht. Eine besondere Sanitätspolizei existiert nicht, aber gerade diese ist ein dringendes Bedürfnis, denn die Stadt wird nur durch den Schlendrian und die Unreinlichkeit der Bevölkerung zu einer ungesund. Da eine Kanalisation nicht vorhanden, pflegt man alle Abfälle und Exkremente ins Meer zu werfen. Was für Folgen dies bei einer Bevölkerung von 16 000 Seelen haben muß, läßt sich leicht denken. Beim Eintritt der Ebbe wird der ins Meer geworfene Unrat bloßgelegt und der Tropensonne ausgesetzt, und pestilenzialische Gerüche verbreiten sich vom Meeresstrande her über die ganze Stadt, ja sogar bis hinauf in die Oberstadt. Das Trinkwasser ist übelriechend, und sogar das Wasser des besten Brunnens in der Nähe von Fort San Miguel ist für Europäer kaum genießbar, während das Zisternenwasser in den meisten Häusern von Infusorien aller Art wimmelt. Würden diese beiden Übelstände beseitigt, dann würde San Paulo eine der gesündesten Tropenstädte werden, denn die Ursachen der Krankheiten an anderen Stellen der afrikanischen Küste, Mangrovensümpfe und Brackwasser sind hier weit und breit nicht vorhanden. An eine Besserung dieser Zustände ist aber vorderhand nicht zu denken, und man muß es schon lobend anerkennen, daß für die Krankenpflege viel gethan wurde und die Stadt ein Hospital besitzt, welches allen Anforderungen entspricht. In den letzten Jahren ist ein neues großes Hospital erbaut worden, aber auch das alte, welches vor mehreren hundert Jahren erbaut wurde, überraschte bereits durch die darin herr-

schende peinliche Sauberkeit und viele zweckmäßige Einrichtungen. Dr. Falkenstein, der es während seines Aufenthaltes in Loanda besichtigte, äußerte sich darüber höchst anerkennend:

„Das Gebäude selbst, nach Ausspruch des dirigierenden Arztes etwa 200 Jahre alt, berechtigte zu keinen großen Erwartungen, umso mehr war ich überrascht, die größte Sauberkeit und Keimlichkeit, sowie das Fehlen jeglichen Geruches, der europäische Krankenhäuser wenigstens schon in der Vorflur verrät, konstatieren zu können. Das Militär Lazarett besteht aus vier großen Sälen, die offen untereinander kommunizieren und ein großes Kreuz bilden. Es liegt im ersten Stock, die darunter liegenden Räume sind leer, die Ventilation wird durch hochliegende Fenster und unten nahe dem Boden angebrachte Lücken bewirkt. Die Betten stehen sich gegenüber an den Seiten entlang, in jedem Saale einige dreißig. Jedes ist numeriert und zwischen je zweien steht ein kleiner Schrank für Medizin und die dem betreffenden Kranken zugetheilten Utensilien. Eine Trennung in Stationen ist angebahnt, aber nicht durchgeführt. Die Diät besteht aus acht verschiedenen Formen, von denen Nr. 1 die geringste ist. Auch Journalzettel werden geführt, doch vermigte ich die bei uns am Kopfende des Bettes angebrachten Tafeln, an denen der Name des Kranken, Diagnose, Verordnungen, Diäten und Extradiäten verzeichnet werden und die, wenn viele und häufig wechselnde Kranke zu behandeln sind, so wesentlichen Nutzen bieten, indem sie dem herantretenden Arzt sofort das Krankheitsbild zurufen und sowohl Zeit als überflüssige Fragen ersparen. Die Lazarettgehilfen haben drei Grade und werden, wie man mir wenigstens berichtete, theoretisch und praktisch im Krankendienst unterrichtet. Im Erdgeschoß liegt eine Abteilung für Gefangene und eine andere für Zivilkranke, in einem Seitengebäude eine solche für Frauen. Ich besichtigte noch die Küche, die Apotheke und das Sektionshaus; überall fand ich meine Erwartungen übertroffen. Über Krankheiten im allgemeinen erfuhr ich nur, wie ich es nach eigenen Erfahrungen nicht anders erwartet hatte, daß Entzündungen der Brustorgane selten sind, häufig dagegen Erkrankungen der Unterleibsorgane, besonders der Leber und Milz. Das uropoetische System erfreut sich einer besondern Integrität und soll eigentlicher Morbus Brighii kaum zur Beobachtung kommen. Die bösartigen Fremdbildungen sind der Gegend fremd, in zehn Jahren haben die beiden meistbeschäftigten Ärzte nur je einen Fall in Behandlung gehabt. Amputationswunden, sowie Verletzungen im allgemeinen heilen schnell und gut. Mehrfach sind Absehung von Gliedern durch Verjauchungen infolge von Bichos (Sandflöhe) notwendig geworden.“

Alle diese Einrichtungen, welche wir in den vorstehenden Zeilen geschildert haben, berechtigen doch unbedingt zu der Behauptung, daß Portugal an der Westküste Afrikas genug geleistet hat, und daß der Vorwurf der Unfähigkeit zur Kolonisation, in der schroffen Weise, wie er neuerdings häufig erhoben wird, unbegründet ist. Einen Platz wie San Paulo besitzt an der Westküste kein anderes Volk. Was wir dort zu tadeln finden, was wir als Schlandrian bezeichnen, ist nur ein Abbild der Zustände, die auch im Süden Europas heute noch herrschen und die in jüngster Zeit durch das verheerende Umsichgreifen der Cholera in Neapel im Süden Frankreichs und in Spanien grell beleuchtet wurden. Der Romane will eben, wie wir schon oben sagten, mit anderem Maße gemessen sein als der Germane, aber wenn er auch dem Wohle seiner Kolonisten nicht jene Sorgfalt zuwendet, die dem Ansiedler in englischen Kolonien zuteil wird und die vielleicht auch wir unseren, im deutschen Kolonialgebiet sich niederlassenden Landsleuten widmen werden, so gebührt doch auch ihm ein Platz unter den Pionieren europäischer Zivilisation. Wie kann man aber verlangen, daß die Zustände in den portugiesischen Kolonien vom nicht portugiesischen Auslande günstig beurteilt werden, wenn in Portugal selbst die große Masse des Volkes keine Ahnung davon hat, wie es in San Paulo aussieht! Sie kennt Angola nur als Strafkolonie und hat keine Ahnung, daß dort die deportierten Verbrecher nur einen verschwindend kleinen Bruchteil der europäischen Bevölkerung bilden. Diese Deportados oder Degradados befinden sich hier auch durchaus nicht schlecht und können sich ziemlich frei bewegen. Es sind sowohl gemeine als politische Verbrecher, und man trifft sie in den verschiedenartigsten Stellungen, als Besitzer kleiner Kaufläden, als Agenten u. s. w. Mancher Deportierte, der genügende Mittel besitzt, lebt hier besser als die Mehrzahl der auf den Ertrag ihrer Arbeit angewiesenen anderen Europäer. Die Verwaltung der Strafkolonie behandelt sie sehr

milde und nachsichtig, und nur wenn sie sich ein größeres Verbrechen zu schulden kommen lassen, wird ihnen gegenüber mit Strenge aufgetreten. Sie haben dann auf keine Nachsicht zu rechnen und büßen ihre That ausnahmslos am Galgen. Dies mag manchem Philantropen hart erscheinen, ist aber hier eine zum Schutz der anständigen Bevölkerung unumgänglich nötige Maßregel.

Das Interessanteste, was man in Loanda sieht ist seine Negerbevölkerung. Neger und Mulatten bemühen sich nach Kräften, europäisches Wesen nachzuäffen, und dadurch entstehen jene Karrikaturen, bei deren Anblick sich niemand, der sie zum erstenmal sieht, des Lachens erwehren kann. „Der Neger in seiner Nacktheit imponiert durch seinen schönen Wuchs, seine athletischen Glieder; der Neger in langen oder kurzen country-clothes hat freie Bewegungen, etwas Ungezwungenes, Malerisches; der modernisierte Neger aber hat etwas Fragenhaftes und wird zur albernen Karrikatur.“ Man begegnet in den Straßen Loandas reichen Negern in schwarzem Anzug mit weißen Handschuhen, Kneifer u. s. w., echten schwarzen Stuhern, wie sie ja Amerika auch aufzuweisen hat. Daneben sieht man ärmere, die nicht die Mittel besitzen, sich so zu kleiden. Diese sind schon zufrieden, wenn sie irgend ein europäisches Kleidungsstück erhalten können, und so sieht man denn häufig Neger, welche in einem abgetragenen schwarzen Frack einherstolzieren, aber weder Hemd noch Beinkleider besitzen; weiterhin sieht man einen, der sehr stolz und ernsthaft einen schäbigen Hut trägt, an dem der schützende Deckel fehlt und nur noch die Krempe vorhanden ist, oder einen, der ein paar Hosen trägt, an denen der notwendigste Bestandteil fehlt; jener trägt eine Weste — sonst nichts, dieser einen Schirm und eine alte Jacke, jener einen alten Regenmantel u. s. w.⁹⁶⁾

Die schwarze Bevölkerung von Angola ist jetzt frei, nachdem sie lange genug die Leiden der Sklaverei ertragen. Die Eingeborenen halten zwar noch, wie dies ja auch an anderen Stellen der Küste geschieht, Sklaven, aber Weißen ist das Halten von solchen untersagt, und im Jahre 1871 sind alle in der Kolonie vorhandenen Sklaven für frei erklärt worden. Portugal hatte, wie bekannt, sehr lange gezögert, bevor es in seinen Kolonien der Sklaverei und dem Sklavenhandel ein Ende machte. Man wußte in Portugal zu wohl, welchen gewaltigen Rückschlag die Freilassung der Sklaven auf den Plantagenbau ausüben würde, der dann auch thatsächlich, namentlich auf den Inseln St. Thomé und Principe, fast ruiniert wurde. Man machte auch, als man sich endlich zu der unbequemen Maßregel bereit erklärte, die Sklaven nicht sofort zu völlig freien Leuten, sondern bestimmte, daß sie zunächst während einer Übergangszeit von 7 Jahren noch Diener ihrer früheren Herren bleiben sollten, welche verpflichtet wurden, für Nahrung und Kleidung der entlassenen Sklaven zu sorgen und im Krankheitsfalle sie zu versorgen. Jeder Sklavenbesitzer mußte im Jahre 1871 ein Verzeichnis seiner Sklaven einreichen, aber erst 1878 erfolgte die Ernennung derselben zu „Libertos“.

Die schlimmen Nachwirkungen auf den Wohlstand eines Landes, welche mit der Aufhebung der Sklaverei unvermeidlich sind, brauchen hier nicht erst besonders hervorgehoben zu werden; sie sind zur Genüge bekannt. Auch Loanda hat sie kennen gelernt, und die Übergangszeit vermochte sie zwar zu mildern, jedoch nicht zu beseitigen. Ein in der Sklaverei geborener Neger lernt nie, von der Freiheit richtigen Gebrauch zu machen, und eine Freilassung desselben, mag sie noch so allmählich und nach und nach erfolgen, wird stets sowohl für ihn als für seinen frühern Herrn nachteilig sein. Die schätzenswertesten philanthropischen Bestrebungen werden da zeitweilig zu einem Übel, da sie zur Überstürzung führen, wo langsames bedachtes Handeln geboten ist. Auch in Angola wäre es das Beste gewesen, die alten Sklaven in dem bisherigen Verhältnis bis zu ihrem Tode zu lassen und nur den Nachwuchs für frei zu erklären. Man konnte dies umso eher thun, als die Lage der Sklaven in Loanda keine schlimme war und am allerwenigsten einer Beecher-Stowe Stoff zu Bühnenszenen im Genre von „Onkel Toms Hütte“ bieten konnte.

Die Kolonie zählte im Augenblicke, als die Emanzipation der Sklaven durchgeführt wurde, 23000 Sklaven. Monteiro äußerte daher die schwersten Bedenken gegen die rasche Freilassung. „Sollte,“ schrieb er,

⁹⁶⁾ Privatbrief des Premierleutnant Schulze, Allgemeine Zeitung, 1885, Nr. 55.
Europas Kolonien. II.

„diese Maßregel streng durchgeführt werden, so würde die Folge derselben die völlige Zerstörung und der Ruin der jetzt gedeihenden blühenden Baumwoll- und Zuckerrohrpflanzungen in der Kolonie und Elend und Jammer unter den Tausenden befreiter Neger sein.“ So schlimm ist es nun allerdings nicht gekommen; man kann vielmehr heute bereits annehmen, daß die Kolonie den Übergang von Sklavenarbeit zu freier Arbeit leicht überwinden und die unvermeidliche momentane Schädigung ihres Wohlstandes bald ausgleichen wird, umso mehr da die Regierung die Hebung der Kolonie seit den letzten 10 bis 15 Jahren sich ernstlich angelegen sein läßt.

Augenblicklich sind die Nachwehen der Sklavenbefreiung nicht das schlimmste Übel, an dem die Kolonie krankt. Viel mehr hindert allen Aufschwung die Mißwirtschaft, welche in der Verwaltung, unter der Beamtenwelt eingerissen ist. Die Vereinigung der Zivil- und Militärgewalt in einer Hand hat sich hier nicht bewährt. „Ebenso wie die Kaufleute und Pflanzereichen sich auch die Zivil- und Militärbeamten ohne Scham und Scheu auf Kosten der Eingeborenen. Nach dem Gesetz soll zwar ein freier Neger nicht zu Arbeiten, auch nicht zu solchen für den Staat gezwungen, sondern ihm die geleistete Arbeit bezahlt werden, wenn aber der Chef des Presídios Arbeiter braucht, so befehlt er jedem Soba in seinem Concelho, eine Anzahl Leute umsonst zu stellen, meist eine größere Zahl, als das betreffende Dorf aufzubringen imstande ist; für jeden fehlenden Mann, ja auch später für jeden, der etwa von der Arbeit desertiert, muß der Soba eine schwere Strafe zahlen, und diese Strafen, sowie die ersparten Arbeitslöhne fließen in die Hände des Chefs und seiner Unterbeamten. Auf solche Weise soll der Chef eines entfernten Militärpostens an einem Gebäude, das die Regierung dort errichten ließ, und wofür sie eine Summe im Betrage von 4500 Mark angewiesen hatte, nicht weniger als 3600 Mark, ungerechnet die vielleicht ebensoviele betragenden Strafgeelder der Sobas, für sich erübrigt haben.“

Ein sehr lebhafter Handelsplatz ist Ambris (7° 53' südl. Br.), wohin die an der Küste zwischen Ambris und Loanda ansässigen Mussulos, die bisher ihre Unabhängigkeit bewahrt haben, viel Kaffee, Gummi und Arachiden zum Verkauf bringen. Alle großen Häuser, welche an der Küste Handel treiben, sind in Ambris durch Filialen vertreten, trotzdem daß die hohen Zölle, welche die portugiesische Regierung von allen eingeführten Waren erhebt — 6% vom Fakturenpreise — nicht gerade zur Niederlassung einladen.

In Ambris herrscht unter der Bevölkerung das germanische Element vor. Die Ansiedler sind der Mehrzahl nach Holländer, Engländer oder Nordamerikaner. Damit hängt das freundliche, saubere Aussehen der Stadt zusammen, welche die hübscheste und reinlichste unter allen Städten der Kolonie ist. Die Stadt ist von einer Anhöhe überragt, auf welcher sich ein Fort befindet. Am Fuße dieser Anhöhe beginnt die Hauptstraße von Ambris, eine breite und lange Straße mit freundlichen, weiß oder hellgelb getünchten Häusern, in denen sich viele Verkaufsläden befinden, in welchen man allerhand europäische Waren kaufen kann. In der Straße, welche sich längs der steilabfallenden Felsen zum Meeresufer hinzieht, liegen das Zollhaus und mehrere Magazine. In diesem untern Teil der Stadt herrscht stets infolge der von den kahlen Felswänden abprallenden Sonnenstrahlen eine unerträgliche, glutartige Hitze, die denselben für Europäer unbewohnbar macht, aber auch der obere Stadtteil hat trotz der kühlen Luft so viele Schattenseiten, daß auch er nicht zum Wohnort empfohlen werden kann. Die hinter der Stadt sich ausbreitenden Mangrovensümpfe sind eine Brutstätte der Malaria, von woher der Landwind verderbliche Ausdünstungen nach der Stadt weht. Sehr unangenehm wird der Aufenthalt in Ambris und seiner Umgebung durch die Mosquitos und die Sandflöhe. Erstere sind die größte und blutgierigste Gattung ganz West-Afrikas, und in zahllosen Scharen in den Sümpfen in der Umgegend der Stadt vorhanden; die Sandflöhe (*Pulex penetrans*) aber, welche bekanntlich 1872 durch ein brasilianisches Schiff nach West-Afrika eingeschleppt wurden, erzeugen schmerzhaft Wunden, welche, wenn vernachlässigt, leicht gefährlich werden können.⁹⁷⁾ Sie dringen am häufigsten unter die Nägel der Zehen und

⁹⁷⁾ Dr. J. Falkenstein, *Afrikas Westküste*, Prag, Tempsky, 1885, I.

lassen dort ihre Eier zurück, aus denen sich rasch die Brut entwickelt, welche sich dann in das Fleisch einbohrt. Die Neger, welche einem Biß nicht immer die entsprechende Beachtung schenken, leiden sehr unter den Folgen ihrer Nachlässigkeit; man sieht in Angola wenige Neger, welche nicht lahm gehen, und bei manchen sind die Beine zu einem unförmigen Klumpen entartet.

Von Ambris aus wurde schon zur Zeit, als der Sklavenhandel blühte, ein lebhafter Handel mit Elfenbein, Kopalharz und Malachit aus den Minen von Bembe getrieben, als aber Portugal die Küste in Besitz nahm und sofort hohe Zölle einführte, entstand Ambris eine Konkurrenz in dem nördlicher gelegenen Kinsambo, wohin viele Ambris-Firmen übersiedelten, und obwohl ein Teil des Handels sich später wieder Ambris zuwandte, ist doch Kinsambo der Hauptplatz für Elfenbein geblieben.

Nördlich von Ambris liegen noch die Küstenplätze Kinsambo, Ambrissette, Mangue Grande und Mangue Pequeno (Groß- und Klein-Mangue). Portugal hat Ambrissette lange mit lüsternen Blicken betrachtet und hätte sich desselben längst gerne bemächtigt, wenn seine Wünsche nicht auf entschiedenen Widerstand Englands stießen. Nun ist Ambrissette doch portugiesisch geworden, obwohl der Handel sich dort vorwiegend in holländischen und französischen Händen befindet. Von den Eingeborenen werden Erdnüsse, Orseille, Sesam u. s. w. in die Faktoreien gebracht. Das französische Haus beherrscht den Markt in Schießwaffen und Pulver. Es hatte der französischen Regierung 600 000 Gewehre alter Konstruktion, die in den Arsenalen rosteten, abgekauft und machte mit denselben vortreffliche Geschäfte. Als Wertmesser gelten blaue Perlen, welche hier massenhaft aus Europa eingeführt werden. Nach Perlen wird der Preis der Ware festgestellt, und der Verkäufer erhält dann ein „Paket“, wie man hier sagt, dessen Wert den ihm zu zahlenden Perlen entspricht. Nehmen wir an, er habe eine Anweisung auf 20 000 Perlen, so erhält er z. B. für dieselbe ein Gewehr (= 12 000 Perlen), einen Topf (= 3000 Perlen), je nach eigener Wahl entweder 6 Hards Baumwollstoff oder 6 Flaschen Rum (= 4000 Perlen) und ein Schloß (= 1000 Perlen). Das ist jedoch nur ein Beispiel von vielen, denn ein „Paket“ kann in der mannigfaltigsten Weise zusammengesetzt sein.

Zur Zeit, als Deutschlands Macht noch nicht über die See reichte, haben die deutschen Kaufleute nördlich von Ambris schlimme Tage durchleben müssen, und nur wie durch ein Wunder sind sie dem ihnen drohenden Verderben entgangen. Nördlich von Ambris, jenseits des Loge, hatten, nachdem Portugal sein Zollnetz über Ambris ausgedehnt, die früher in diesem Ort ansässigen englischen und französischen Firmen in Kinsambo neue Faktoreien errichtet. Dort waren die Portugiesen verhaßt und zugleich gering geschätzt, da die Kinsambo-Leute zweimal den Versuch der Portugiesen, ihres Landes sich zu bemächtigen, mit den Waffen in der Hand vereitelt und die Angreifer über den Loge zurückgetrieben hatten. Es war also nicht zu befürchten, daß die Portugiesen den auswandernden Firmen folgen oder in der Lage sein würden, sie irgendwie zu belästigen. Auch heute noch existiert in Kinsambo keine portugiesische Faktorei, wogegen Holländern, die sich dort später niederlassen wollten, von den Eingeborenen die Erlaubnis nicht verweigert wurde. Eines Tages brannte jedoch die holländische Faktorei ab, und kaum war sie wieder aufgebaut, so brach abermals Feuer aus, das sie zum zweitenmal einäscherte, worauf die Holländer den Versuch, sich in Kinsambo niederzulassen, aufgaben.

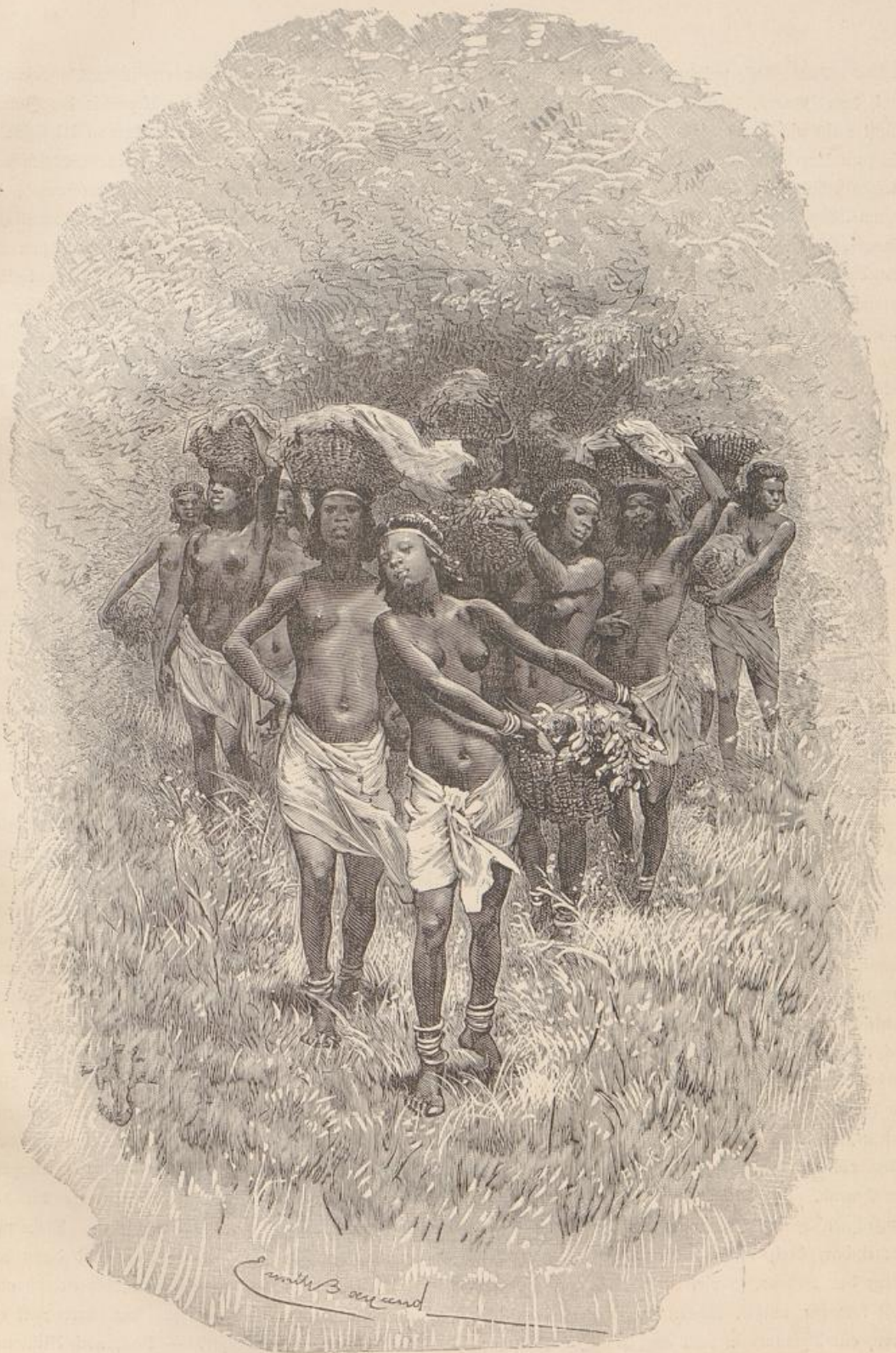
Indessen war eine der englischen Faktoreien durch Kauf in deutsche Hände übergegangen. Ihre Lage war eine der günstigsten, da sie an der Haupthandelsstraße errichtet war, auf welcher die Karawanen nach Kinsambo-Point ziehen. Als nun diese Faktorei in deutsche Hände gelangte und die deutsche Firma sich immer mehr durch die von ihr auf den Markt gebrachten Waren als ein nicht gering zu schätzender Konkurrent erwies, regte sich bei den anderen Firmen der Neid, und sie suchten die Eingeborenen auf alle mögliche Weise gegen die Deutschen aufzuheizen. Es gelang zwar nicht sofort, aber doch. Die Eingeborenen gelangten zu der Überzeugung, daß die Deutschen völlig schutzlos seien und daß sie sich ihnen gegenüber alles ungestraft erlauben könnten. Bewaffnete Sklaven des Königs verwehrten den Händlern den Zutritt zu der deutschen Faktorei und machten jedes Geschäft unmöglich. Der um Hilfe angerufene englische Konsul, der den Deutschen

früher oft gefällig gewesen, verweigerte jetzt jeden Beistand und verwies sie an ihre eigene Regierung, und der Gouverneur von Angola wollte wohl den Deutschen Beistand zur Übersiedelung auf portugiesisches Gebiet gewähren, keineswegs aber sie gegen die Eingeborenen schützen.

Da das Geschäft wochenlang unterbrochen, die Angriffe sich mehrten und die Neger von Tag zu Tag unverschämter wurden — so berichtet ein Augenzeuge — so sah sich endlich die deutsche Firma gezwungen, — zumal selbst vom auswärtigen Amte in Berlin die Antworten auf alle Klagen ausblieben, — der Gewalt nachzugeben und die Neger durch große Zahlungen zu beruhigen. Wie beschämend dieses Nachgeben für die Angehörigen einer großen Nation, welche in Europa im Räte der Völker eine so hervorragende Stellung einnimmt! Viel fehlte nicht in Kinsambo, und die deutsche Faktorei hätte das Schicksal der holländischen geteilt, — wäre ein Raub der Flammen und der Beutegier der Schwarzen geworden. Ein Schuß von seiten der Deutschen, und ihr Schicksal wäre bei der vielfachen hundertfachen Überzahl der Schwarzen und der feindseligen Haltung der übrigen Europäer besiegelt gewesen. Da hieß es kaltblütig sein, als die wilde Horde in unser Wohnhaus einbrach und sich auf Sopha, Tisch und Stühlen wälzte, und sich über allen Wein hermachte, allerhand Gegenstände, so auch Ziegen und Hühner hierbei aus der Faktorei stahl. Ein gresles Schlaglicht wirft aber auf die hiesigen Franzosen und Engländer der Umstand, daß sie auch pekuniären Vorteil aus der Angelegenheit zu ziehen wußten, indem sie die vom deutschen Hause erpreßten Zahlungen als für sie geleistet hinstellten, und dem Könige daraufhin den jährlichen Tribut verweigerten. Aber auch damit nicht zufrieden, hatten sie es vielmehr auf eine gänzliche Vernichtung des deutschen Hauses abgesehen und versuchten die Sache weiter auszudehnen, was ihnen aber nicht gelang. — Hoffen wir bei diesen traurigen Erinnerungen, daß Ähnliches nie wieder gegen Deutsche unternommen wird, sondern daß der Respekt vor der Deutschen Flagge auch den wildesten Wilden Afrikas — im Notfalle mit deutschen Geschützen — eingepflanzt werde, daß sie sich hüten werden, deutsches Eigentum fortan anzutasten. Daß unsere Reider jetzt aber um so mehr alle Mittel anwenden werden, um unser Vorwärtsdringen, das sie heute mit ganz anderer Besorgnis erfüllt, zu verhindern, lehrt folgender Vorfall. Wie bekannt, wurde im Laufe dieses Jahres von der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin eine Expedition zur Erforschung des Innern, speziell zum Besuche des durch Dr. Pogge, Dr. Buchner und Leutnant Wisßmann uns Deutschen befreundeten König Mukenge von Massumba ausgerüstet. Die Expedition sollte von einem der bisher herrenlosen Plätze nördlich des Grenzflusses Loge ausgehen, und wandte sich der Führer der Expedition Herr Leutnant Schulze an uns mit dem Ersuchen, ihn beim Engagement von Trägern und Führern mit Rat und That zu unterstützen. Der König wurde gerufen und gab gern, nach Feststellung des Geschenkes für ihn, seine Einwilligung, daß die Expedition von hier ausginge, und versprach sogar selbst Führer zu stellen. Infolge dessen wurde einer der ersten Häuptlinge vom deutschen Hause mit der Besorgung der Träger zc. beauftragt. Kaum hatten aber die Engländer hiervon gehört, als sie auch schon die Eingeborenen rufen ließen und dieselben durch die Behauptung, daß Deutschland mit Gewalt diese Küste nehmen würde, und die Expedition nur zum Spionieren dem Heere vorausgeschickt sei, so aufhetzten, daß der König nicht nur alle seine Zugeständnisse sofort zurücknahm, sondern auch sich überreden ließ, eine exemplarische Bestrafung des Häuptlings vorzunehmen, der die Anschaffung der Träger übernommen, „damit in Zukunft niemand wieder sich den Deutschen anschlosse und zum Verräter an seinem Vaterlande würde!“ Das Ansehen und die große Verwandtschaft des Unglücklichen retteten ihn allein vom Tode; er mußte für seine gezeigte Freundschaft eine Strafe an Waren im Werte von ca. 2000 Mark zahlen.⁹⁸⁾

So traurig erging es damals unseren Landsleuten in Afrika, und man wird es daher erklärlich finden, wenn gerade die Deutschen im Auslande den Beginn einer kräftigen deutschen Kolonialpolitik mit Freuden begrüßen und der endlich auch auf dem Meere ihre Macht zur Geltung bringenden Germania jubeln.

⁹⁸⁾ Karl Vermuth, Von der Südwestgrenze des Kongobeckens. Bericht aus Kinsambo, Dezember 1884. Deutsche Kolonial Zeitung 1885, Heft 6 u. f.



Frauen aus der Gegend von Kafonda, Lebensmittel tragend.

Viele Flüsse münden an der portugiesischen Küste ins Meer und bilden dort vortreffliche Wasserstraßen nach dem Innern, aber man hat bisher nur wenige auszunutzen begonnen, und die Kenntnis des Innern reicht meist nicht weiter als die portugiesische Herrschaft, welche z. B. auf der ganzen Strecke von Mossamedes bis zum Kap Frio, wo das deutsche Gebiet beginnt, fast nur auf den Küstensaum beschränkt ist. Südlich vom Kongo münden ins Meer der Ambissete, Eodische (Eoge) oder Bamba bei Ambris, der Onso (Honso), der Eifume, der Dande, der Bengo (Sensa, Zenza), der Kuansa, der Longa, Kuita, Kuenge, Kuifombo, Katumbella, Karako, Kalunga, Karanjamba, Mokambe, Koroka, Kunene und viele kleinere Flüsse. Die bedeutendsten sind der Kuansa und Kunene. Der Dande und Bengo durchfließen fruchtbares, blühendes Land und besitzen ziemlich tiefes Fahrwasser, die übrigen Flüsse aber (außer Kuansa und Kunene) sind im Sommer so wasserarm, daß sie nur noch mit flachgehenden Booten befahren werden können.

Der fruchtbare Boden an den Ufern dieser Flüsse ladet zum Anbau ein, aber er ist bisher ungenützt geblieben. Die Schuld daran, sagt Soyaux, dürfte jedoch weniger dem Mangel an Unternehmungsgeist der Einwanderer, als vielmehr der Regierung zur Last zu legen sein, welche den Ansiedlern nicht nur keinerlei Aufmunterung und Unterstützung zuteil werden läßt, sondern auch nicht einmal den nötigen Schutz der Person und des Eigentums gewährt. Deswegen ziehen es die hier sich niederlassenden Europäer vor, am Strande des Meeres oder unweit von den Mündungen der größeren Flüsse Handelsfaktoreien zu etablieren und von den Eingeborenen die Produkte, welche diese aus dem Innern bringen, gegen importierte Waren einzuhandeln, während es viel vorteilhafter sein würde, wenn sie eigene Pflanzungen tiefer landeinwärts anlegen und sich dadurch unabhängig stellen könnten von den Launen der mißtrauischen und leicht verletzlichen eingeborenen Händler. Vollends seitdem die weiter vorgeschobenen Militärposten wieder eingezogen wurden, ist den Weißen der Anbau jener fruchtbaren Gebiete im Innern fast unmöglich gemacht. Plantagen finden sich daher jetzt nur im unmittelbaren Bereich des Generalgouverneurs am rechten Ufer des Kuansa, wo noch eine Anzahl fester Plätze besteht, und dann an den Ufern des Bengo und Dande, welche durch die Nähe von Loanda einigermaßen geschützt sind. An den letzteren beiden Flüssen haben seit einigen Jahren, freilich nicht portugiesische, Unternehmer mit ihren Faktoreien auch Landbau und Viehzucht in größerem Maßstabe verbunden. Ihnen ist es zu danken, daß jetzt, wenn auch noch als seltene Delikatessen, frische Butter und Rahmkäse auf den Tafeln der Wohlhabenden in Loanda erscheinen. Gewiß würde sich die bei der ungemeinen Ergiebigkeit des Bodens so einträgliche Landwirtschaft bald tiefer ins Innere ausdehnen, wenn die Behörden nicht dergleichen Unternehmungen, statt ihnen auf alle Weise Vorstüb zu leisten, durch Zölle und Abgaben erschweren oder ganz verhindern. Namentlich die Ufer des Bengo eignen sich vorzüglich zur Anlage zahlreicher Plantagen. Herrliche Landschaftsbilder entrollen sich am Kuansa, doppelt schön unter dem klaren Sternenhimmel. Wie der zarte Silberschleier einer dunklen Schönheit, strahlend in Perlen und Geschmeide, schreibt Soyaux, zog sich auf dem unergründlichen, tiefblauen All der geheimnisvollen Nacht die mattglänzende Milchstraße hin, so hoch da droben, so fern, daß ihre Welten und Erden mir als der Atem eines Weltgeistes erschienen. Wie stolz und herrlich strahlt in der Nähe ihres milden Lichtes der große Sirius in seinem blendend weißen Feuer! Als ob sich hier alles zusammendrängen möchte, erglöh nicht weit davon das prächtige Bild des kühnen Orion im rotflammenden Beteigeuze, dem Rigel und dem herrlichen Dreigestirn, Funken sprühend, in seinem Gürtel. Und in des Jägers Nähe sein edles Wild, der Stier mit der goldenen Hornspitze und dem stillen, rötlichen Augenstern des Aldebaran, dabei das Siebengestirn, fast wie Silberschmuck die Perle Alcyone umrahmend. Und dort, auf der andern Seite der strahlende Canop im Argonautenschiff, nahe bei den Magelhaen'schen Wolken, die wie losgewehrte Stückchen von der Milchstraße im Äther schweben. Klein und unscheinbar, doch reinen Lichtes, wie seiner Würde sich bewußt, daneben bald der Polstern; und dann das Kreuz des Südens, so viel verherrlicht und so besungen von Dichtern und frommen Sängern, bis endlich eine Frau kommen mußte, trocken zu erklären, daß doch gar wenig daran zu besingen sei. Da, dort sinkt ein Stern, ein Demantstein fällt aus dem Juwelenschmuck der Göttin der Nacht, wohin? — Doch noch Millionen

funfeln da oben und blenden das blöde Menschenauge, noch ist der schwarzblaue Mantel, den die Ruhe mitleidig über Welten und Erden schlug, übersät mit Schmuck und Gold, denn zwischen all diesen großen da funfelt und glimmt und leuchtet und flimmert ein Heer, ein Meer von strahlenden Weltallsatomen. Phantastisch treten die Contouren einzelner Uferbäume hervor, der Palmen mit dem spießförmigen Herzblatt, des Baobabs in seiner urweltlichen, weißberindeten Gestalt, mit den langgestielten, unförmlich großen Früchten behangen; der edlen Form der fruchtreichen Papaja im Schmuck der vielzackigen, schönen Blätter, die in Strahlenformen auf dem schlanken Stamm sich wiegen; und nun gar die Umrisse jener ganz absonderlichen Pflanzenfigur auf den grauweiß schimmernden, steilen Sandsteinfelsen am rechten Ufer, wie aus vergangenen Zeiten stammend, jene Euphorbia, mißmutig die formenarmen Blattäste auseinander spreizend. Vor meinem Auge verschwamm alles zu einem wirren Durcheinander von Gestirnen, Welten, Wasser und Bäumen; da glaubte ich Sphärenmusik zu hören, so leise und zart und tönend schlug es an mein Ohr, wie die Harmonien der guten Geister, und nur ein derber Stich in die Nase überzeugte mich, daß die vermeintlichen Engelsklänge das Summen einer blutdürstenden Mücke waren. Noch einmal neckte mich ein Puf, einen Silberstern sah ich fallen, aber langsam schwebend und ohne zu verlöschen, bis ich bemerkte, daß es ein kleines Käferchen sei, das seine bläulich schimmernden Kreise dicht vor meinen Augen in der nächtigen Luft zog.

Das Gebiet zwischen dem Oberlauf des Kuánsa und dem Quango ist ungemein fruchtbar und durch viele Flüsse, welche ihr Wasser dem Kuánsa zuführen, reichlich bewässert. An den Ufern des Eufalla, eines der rechten Nebenflüsse des Kuánsa, liegen die reichsten Gegenden der Kolonie, mit zahlreichen Plantagen, welche teils der Regierung, teils Privatunternehmern gehören.

Von landeinwärts gelegenen Orten kommen für den Handel besonders in Betracht die Uferorte des Kuánsa: Kalumbo, Magima, Massangano, Dondo, und das etwa 1 Meile vom Kuánsa entfernte Mpungu an Dongo, die frühere Residenz der Dongos (eingeborene Könige), jetzt Distriktsstadt. Etwa 12 Meilen östlich von Mpungu an Dongo liegt die Distriktsstadt Malandsche, das östliche Eingangsthor von Angola, von wo die meisten Karawanen an die Küste kommen. Nördlich von Malandsche, etwa 12 Meilen von diesem entfernt, liegt Duque de Braganza, ein für den Transithandel nicht minder wichtiger Platz.

Im Küstengebiet der Kolonie werden Mais, Maniok, Erdnüsse, Bataten, Sesam, Bohnen, Gurken etc. gebaut, aber da es sehr wenig regnet — es hat schon während dreier Jahre nicht geregnet — ist doch Hungersnot nicht selten, und in manchen Jahren, welche Mißernten brachten, sind die Eingeborenen massenhaft verhungert. Günstiger gestellt ist die an dieses Gebiet sich anschließende Montanregion, in welcher das ganze Jahr hindurch die Regenmenge eine genügende ist, und wo auch zahlreiche Bäche für Bewässerung sorgen. Die Vegetation ist daher dort überall eine üppige, und in den Wäldern gelangen die Bäume zu einer mächtigen Größe. Der Mais liefert dort reiche Ernten, und an den Ufern der Flüsse und Bäche wird das Sorghum gebaut. Hier sowohl als in der angrenzenden Region der Hochebenen, welche 1100 bis 1300 Meter Höhe erreichen, sind Boden und Klima der Einführung europäischer Gewächse günstig, und man findet auf den Hochebenen viele unserer Gartenpflanzen, Kohl, Salat, Rüben, Petersilie, Senf u. s. w., und auch der Weizenbau und die Obstkultur (namentlich Aprikosen und Pfirsiche) haben Fortschritte gemacht. Hier ist das Land der Zukunft der Kolonie, denn das Klima gestattet die Niederlassung von Europäern und ist mit Ausnahme einiger kleinen Strecken gesund. Die Durchschnittstemperatur des Hochplateaus beträgt $+ 28^{\circ} \text{C.}$ (nach Welwitsch $+ 21^{\circ} \text{C.}$).

Portugal besitzt in Angola eine Perle unter den westafrikanischen Kolonien, aber es wußte dieselbe bisher nicht zu schätzen. Würde die Regierung Einwanderern genügenden Schutz gewähren und dieselben genügend unterstützen, dann könnte das Hochland von Angola in wenigen Jahrzehnten eine Pflanzstätte der Kultur werden, wie West-Afrika noch keine aufzuweisen hat.

Unter den vier Provinzen der Kolonie — Ambris, Angola, Benguella und Mossamedes — sind die beiden ersteren, welche wir bisher kennen gelernt haben, die am weitesten vorgeschrittenen. Die beiden südlicheren, Benguella und Mossamedes, stehen weit hinter den nördlichen zurück. Die Bevölkerung der ganzen

Kolonie — ohne das während der Berliner Konferenz erworbene Gebiet — wird mit 2 Millionen entschieden viel zu niedrig angegeben.⁹⁹⁾ Es entfallen auf die Kreise Loanda etwa 70000, Ambris etwa 22000, Benguella 75000, Mossamedes 75000 und Solongo-Alto etwa 238000, zusammen also etwa 474000 Einwohner, wovon etwa 217000 Christen (allerdings sehr sonderbarer Art) sind. Genauere Schätzungen sind nicht möglich, da mitten zwischen portugiesischem Gebiet sich noch viele einheimische Fürstentümer die Unabhängigkeit bewahrt haben.

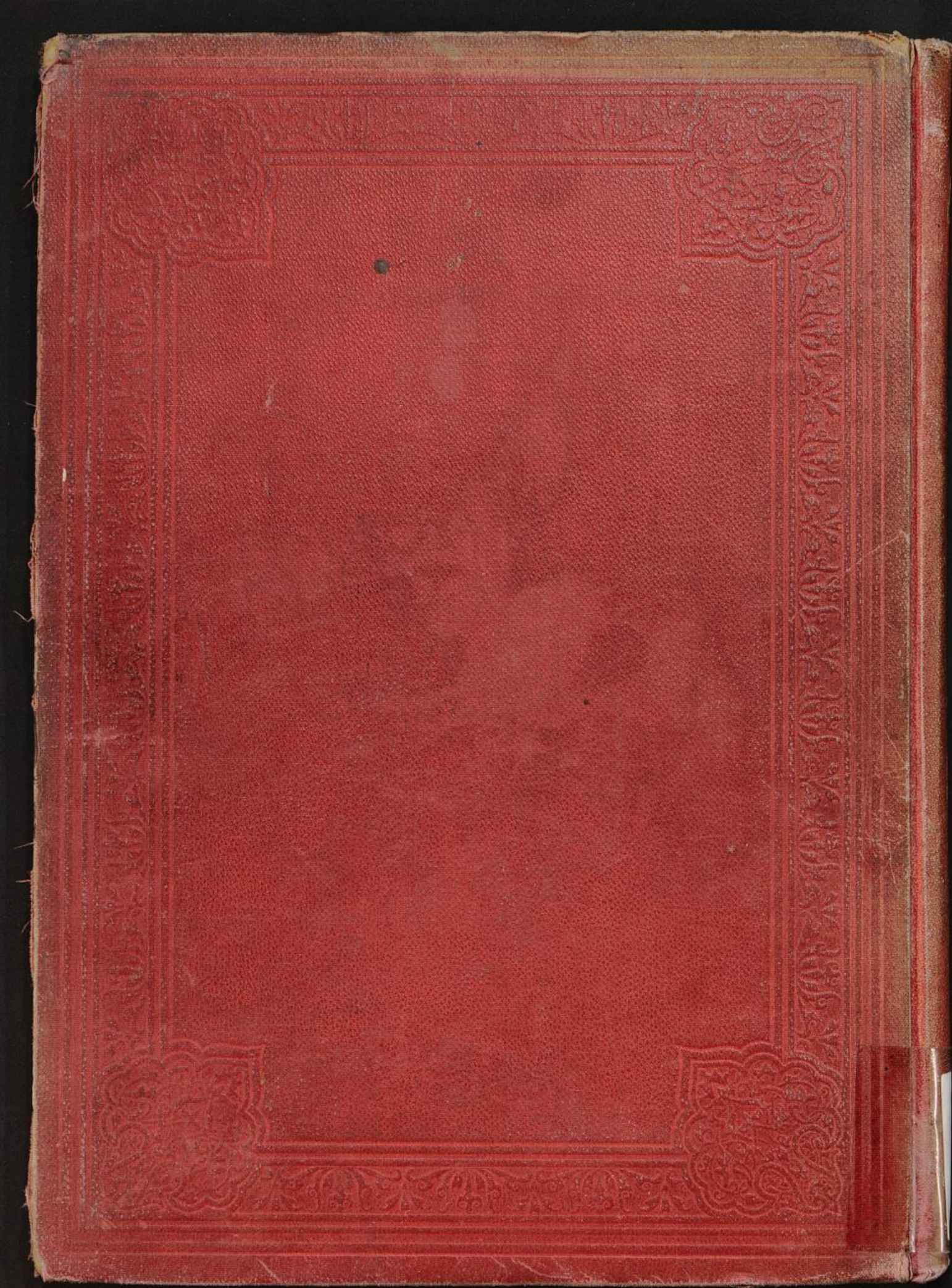
Benguella liegt ungemein malerisch dicht am Meer in einer Ebene, welche einige Meilen landeinwärts von einer Kette hoher Hügel begrenzt wird. Die Stadt hat gute Häuser, sieht aber zur Regenzeit, wenn in allen Straßen das Gras üppig emporwuchert, wie ein verwilderter Garten aus. Benguella ist als ungesund verrufen, und namentlich Frauen sollen dort das Klima nicht länger als einige Monate vertragen können, aber nach Falkenstein ist es besser als sein Ruf. Überdies bietet das nahe Mossamedes Gelegenheit, eine angegriffene Gesundheit wieder zu kräftigen.

Den südlichsten Teil der Kolonie nimmt die Provinz Mossamedes ein, deren gleichnamiger Hauptort an der kleinen Fischbai liegt. Auch dort läßt das Klima viel zu wünschen übrig, aber die Anpflanzungen mehren sich rasch. Der Hafen von Mossamedes ist besser als jener von Benguella. Auf den Plantagen im Innern sind eine Menge europäische Gewächse eingeführt worden, und von Tieren trifft man dort außer zahlreichem Hornvieh auch Schweine, Schafe, Hühner, Enten u. s. w. Das Präsidium Kafonda war noch vor kurzem ein sehr unruhiger Bezirk, in welchem keine Sicherheit des Eigentums herrschte, da große Räuberscharen, die mitunter bis auf 15000 Mann anwuchsen, dort herumzogen, welche das Land oft meilenweit in eine Einöde verwandelten und die Bevölkerung in die Sklaverei schleppten.

Bei Mossamedes ist eine merkwürdige Pflanze gefunden worden, welche nach ihrem Entdecker, dem berühmten Botaniker Welwitsch, den Namen *Welwitschia mirabilis* erhalten hat (siehe Seite 225). Monteiro nimmt an, daß sie nach Norden zu bis zum Flusse San Nicolao (14° südl. Br.) vorkomme. Er beschreibt sie folgendermaßen: „Die *Welwitschia* ist eine baumartige Pflanze, der man ein hundertjähriges Alter zuschreibt, mit einem etwa zwei Fuß hohen verkehrt kegelförmigen Stamm, von dem nur einige Zoll über dem Boden stehen. Man erblickt daher eine flache, in der Mitte gespaltene, zusammengedrückte Masse, welche einem Tisch ähnlich ist und manchmal 14 Fuß Umfang hat. Ausgewachsene Exemplare haben eine dunkelbraune, harte, überall geborstene Oberfläche, welche an die gesprungene Kruste eines schön aufgegangenen Brotes erinnert. Der unten in der Erde befindliche Teil bildet eine kräftige Pfahlwurzel, welche sich am letzten Ende nach abwärts verästelt. Aus tiefen Einschnitten am äußern Umfange der obern Fläche entspringen zwei Riesenblätter von je 6 Fuß Länge, welche von flacher, lederartiger Beschaffenheit und in einer Menge ungleicher Streifen zerschlitt sind, die wellenförmig über den Erdboden hinlaufen. Diese Blätter sollen von der ersten Entwicklung der Pflanze herrühren und nie durch andere ersetzt werden. Von dem Ursprung der Blätter nach innen zu kommen aus der breiten Fläche etwa fußhohe, gabelförmig verästelte Doldentrauben mit schmalen, aufrechtstehenden, scharlachroten Zapfen, welche denen der Balsamtanne gleichen.“¹⁰⁰⁾

⁹⁹⁾ Behm und Wagner (Die Bevölkerung der Erde, II. Band, Seite 84, Anmerkung 8) finden auch diese Zahl für zu gering für das große Gebiet.

¹⁰⁰⁾ J. J. Monteiro, Angola and the river Congo, II. Band, Seite 229.



VIII
A
1

VIII
A
B
0056